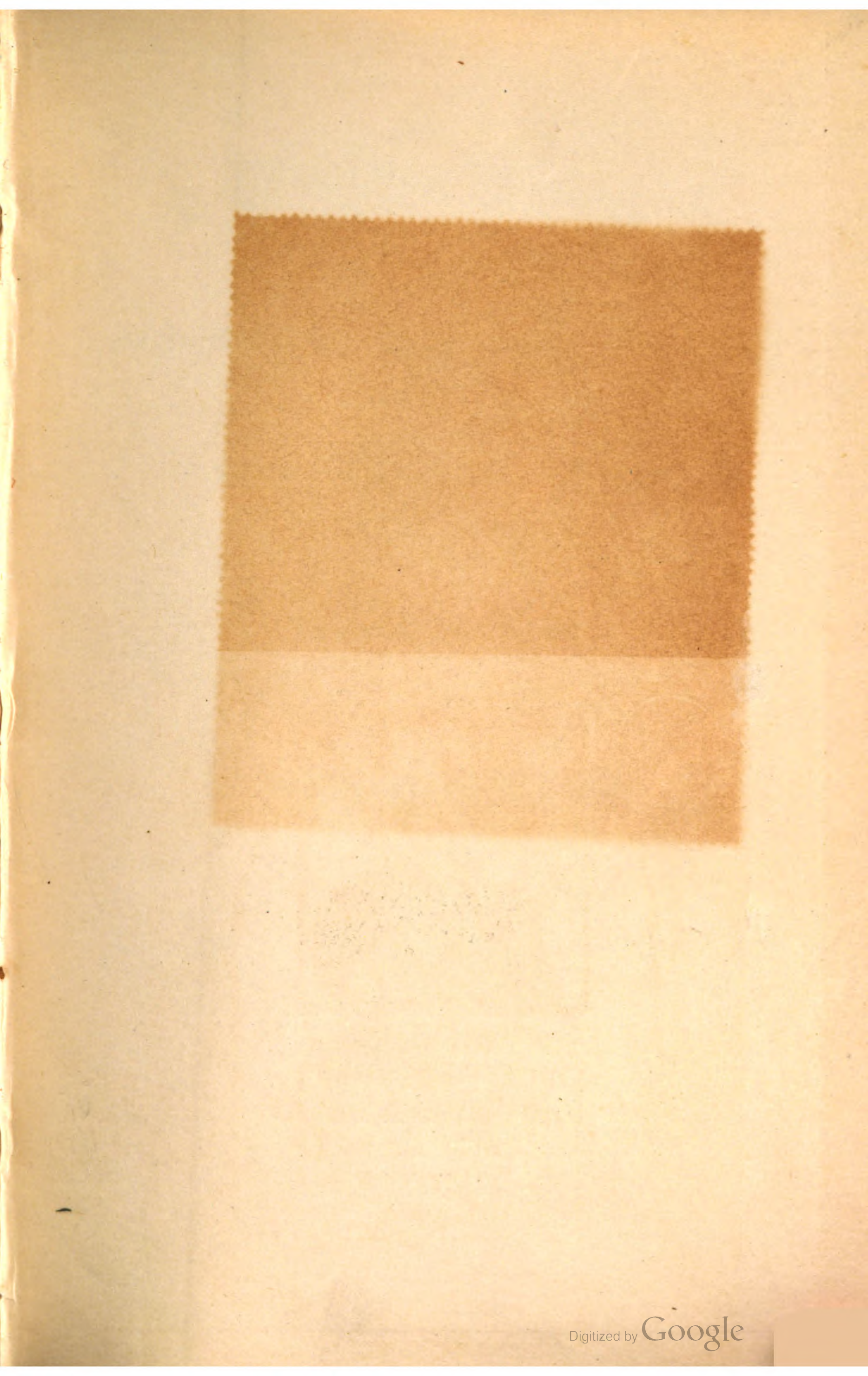




The Karl Weinhold Library Presented to the University of California by John D. Spreckels A.D. MDCCCCIIII



Kleine Beiträge

zur

deutschen Mythologie, Sitten- und Heimathskunde

in

Sagen und Gebräuchen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. August Witzschel.

Erster Theil:

Sagen aus Thüringen.

Wien 1866.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Sagen aus Thüringen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. August Witzschel.



Wien 1866.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Sr. Excellenz

Herrn Philipp Freiherrn von Wintzingerode,

Großherzoglichem S. wirkl. Geheimrath, Chef des Departements der Justiz und des Cultus des Großherzoglichen Staatsministeriums, Komthur des Großherzogl. Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken mit dem Stern u. s. w.

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Vorrede.

Eine Sammlung thüringischer Sagen, Sitten und Gebräuche bedarf wohl kaum einer Entschuldigung oder Rechtfertigung, da diesen alten Volksüberlieferungen, deren Ansammlung die neuere Zeit fast überall besondern Fleiß und Eifer zugewendet hat, gerade in Thüringen theils nur geringe, theils nicht die rechte und für weitere Zwecke brauchbare Beachtung und Aufzeichnung zu Theil geworden ist. Denn abgesehen von einer kürzlich erschienenen Sammlung der „Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen von Franz Schmidt (Weimar 1863)", so ist des Volkes alter Brauch und Glaube, dessen Umfang so groß und weitverzweigt, dessen Wurzeln so tief in die Vorzeit zurückgehen, noch gar nicht gesammelt und zusammengestellt, wie dringend auch die Zeit und ihre Verhältniße mahnen, die noch übrige Aehrenlese auf diesem Gebiete der deutschen Mythologie, Culturgeschichte und Heimathskunde nicht länger aufzuschieben. Von jenen alten Volkssitten und Festen und dem daran haftenden Brauch und Glauben ist schon so vieles durch die unaufhaltsamen Fortschritte und Bestrebungen der Zeit unserer Kenntniß für immer entrückt und entzogen und jede noch vorhandene Spur wird bald völlig vertilgt sein. Die Wichtigkeit dieser Ueberreste und Bruchstücke aus der Geschichte des Glaubens und Denkens unserer Urväter, freilich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, Reinheit und Unmittelbarkeit erhalten, sondern theils abgeändert und umgebildet, theils aus ihrem Zusammenhange gerißen und zerbröckelt unter den Einflüßen der Neuzeit und ihrer Bildung, aber auch selbst in dieser verjüngten, getrübten, trümmerhaften Gestalt, in ihrer Abgerißenheit und Zerbröckelung noch auffällig genug, um von schär-

ser blickenden Augen erkannt und in ihrer wahren Bedeutung erfaßt zu werden — den Werth und die Bedeutung dieser Urkunden und Zeugniße für andere und höhere Zwecke der Wissenschaft hier ausführlich darzulegen, ist durchaus unnöthig und überflüßig. Dieser Nachweis liegt in J. Grimm's deutscher Mythologie Jedermann vor Augen.

Thüringische Sagen dagegen sind schon zweimal von L. Bechstein gesammelt und herausgegeben worden, zuerst im „Sagenschatz des Thüringerlandes" (Hildburghausen 1835 ff. 4 Bde.) und später nochmals im „Thüringer Sagenbuch" (Wien und Leipzig 1858. 2 Bde.). Wer mit diesen Publicationen die gegenwärtige Sammlung näher vergleicht, dem wird hoffentlich ihre Verschiedenheit von Bechstein's Sagenschatz und Sagenbuch nicht unbemerkt bleiben, ein Unterschied, der die nochmalige Revision dieses Sagengebiets wohl rechtfertigen dürfte, hier aber unerörtert bleiben mag. Ich verkenne keineswegs Bechstein's Verdienst, Sinn und Liebe für die heimathliche Sage in Thüringen geweckt und gepflegt zu haben. Dieses Verdienst soll ihm ungeschmälert bleiben.

Meine Absicht war und ist darauf gerichtet, alles was von alten Sagen, Gebräuchen und Glauben, geschichtlichen, lokalen und volksthümlichen Inhalts, in Thüringen unter dem Volke einst heimisch war oder in seiner Erinnerung noch lebt und in Uebung ist, möglichst vollständig und treu der Ueberlieferung in dieser Sammlung nieder zu legen.

Ich habe mit den Sagen den Anfang gemacht und bringe in diesem ersten Theile zuerst die geschichtlichen Sagen des Thüringer Landes, dann Orts- und Volkssagen. Da nun der größte Theil derselben schriftlichen Quellen entnommen ist, so will ich kurz angeben, wie ich diese Quellen für meinen Zweck gebraucht und benutzt habe.

Bei den geschichtlichen Sagen bin ich selbstverständlich immer zur ältesten Quelle zurückgegangen und habe ihr, weil sie am einfachsten, noch ohne alle Zuflüße und Einflüße einer spätern Zeit den Inhalt der Sage giebt, denselben treu und wörtlich entnommen, ohne jegliche Zuthat, Ausschmückung und Ergänzung. Nur dann bin ich von diesem Verfahren abgegangen, wenn der ältern Quelle absonderliche Geschmacklosigkeit und Ungenießbarkeit

dazu aufforderte, was bei der breiten und formelhaft-gespreizten Erzählungsart der Reinhardsbrunner Klosterannalen zuweilen geboten war. In solchem Falle bin ich einer jüngern Ueberlieferung unbedenklich gefolgt, zumal wenn dieselbe dem Inhalte nach von der ältern Aufzeichnung nicht verschieden war. So habe ich diesen Annalen das „Leben des heil. Ludwig“ als Sagenquelle fast überall vorgezogen und aus ihr, deren innige Auffaßung und herzliche, lebenswarme Sprache noch ganz besonders anmuthet, die Sagen von der heil. Elisabeth und Ludwig, ihrem Gemahl, geschöpft. Der spätere Johannes Rothe hat in seiner thüringischen Chronik schon versucht bald durch eigene Abänderungen, bald durch Zuthaten aus dem Munde des Volks der ältern Ueberlieferung eine besondere Bedeutung und lokale Beziehung zu geben. Von diesen Interpolationen wird in den Anmerkungen zu den Sagen weiter zu reden sein.

Unter den spätern Chronisten schien Joh. Bange die meiste Berücksichtigung zu verdienen, dessen schlichte und einfache Erzählungsweise der Sage Ursprünglichkeit und Volksthümlichkeit noch in späterer Zeit wohl bewahrt und erhalten hat. Ihm ist auch J. Grimm als einem zuverläßigen Gewährsmann in denjenigen Sagen, welche dem thüringischen Boden angehören, gewöhnlich gefolgt. Aber auch Gerstenberger's thür. hess. Chronik und noch die eine oder die andere boten Eigenthümliches und waren hier und da in den Vordergrund zu stellen. Außer den ältern und jüngern thüringischen Chroniken habe ich Cäsarius von Heisterbach, die gereimten Lebensbeschreibungen der heil. Elisabeth, die handschriftlichen Chroniken von Schlorf und Hogel, Rebhan's historia ecclesiastica Isenacensis, gleichfalls Mspt., benutzt und aus denselben theils neue Sagen, theils bekannte in besonders ansprechender Form aufgenommen.

Wollte ich auf diese Weise den geschichtlichen Sagenstoff nach Inhalt und Form möglichst rein und volksthümlich herstellen und wiedergeben, so glaubte ich auch aus demselben ausscheiden und entfernen zu müßen, was mit Verkennung des echten Sagengehalts ganz ohne Fug und Recht in denselben eingeführt worden war. Bechstein hat in beiden Sammlungen allerlei Erzählungen auf

dem Gebiet der Sage unterzubringen gesucht, die ihm für immer fern bleiben müßen.

Den Volks- und Ortssagen bin ich auf demselben Wege nachgegangen und habe sie gleichfalls stets nach den ältesten Aufzeichnungen mitgetheilt. Glücklicher Weise gehört ein guter Theil derselben noch jener Zeit an, in welcher die Sage überall unter dem Volke lebendig war, treu dem Volksmunde nacherzählt wurde und man nicht daran dachte, aus Büchern und Schriften Sagen fremder Gegend in die Heimath zu verpflanzen, um einem hübschen Plätzchen in der Umgegend, einem Berge oder Walde, der seltsamen Bildung eines Felsen oder sonst einer Lokalmerkwürdigkeit eine Sage anzudichten und eine historische Bedeutung, einen romantischen Glanz und Schimmer zu verleihen. Diese Untreue und moderne Industrie, der ich auf meinen Wanderungen und Nachforschungen an mehr als einer Stelle begegnet bin, ist Paullini, Prätorius und andern Sagensammlern der frühern Zeit durchaus fern und unbekannt; darum habe ich ihre Angaben und Mittheilungen stets zur Grundlage der meinigen gemacht und selbst den mündlichen Mittheilungen der Gegenwart vorgezogen.

Doch nicht für alle hier gesammelten Sagen waren ältere Niederschriften vorhanden; viele Sagen haben auch in Thüringen ihr Dasein und Leben bis in die neueste Zeit herab nur unter dem Volke gefristet und sind in verschiedenen, der Heimathskunde und Lokalgeschichte gewidmeten Werken und Zeitschriften aus dieser und jener Gegend mitgetheilt worden. Diesen Quellen glaubte ich ebenfalls vertrauen zu dürfen. Auch einige neuere Sammlungen sind benutzt worden, namentlich Börner's Volkssagen aus dem Orlagau, deren Echtheit mir verbürgt, deren Form aber hin und wieder von einer unnöthigen Stilverzierung zu entkleiden war.

Noch habe ich ein altes Manuscript benutzt, welches aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt und Sagen aus der Gegend von Stadt-Ilm und Saalfeld breit und weitläufig ausspinnt. Den ungenießbaren Erzählungen mag wohl ein guter, volksthümlicher Kern zu Grunde liegen; ich habe ihn einigemal aus seiner dichten Umhüllung herauszufinden versucht. Es ist dieselbe Nieder-

schrift, welche auch L. Bechstein gehabt und seinen in der Thuringia 1841 mitgetheilten Sagen aus der Umgegend von Rudolstadt und Blankenburg zu Grunde gelegt hat.

Einzelne Sagen sind nach mündlichen Mittheilungen, die ich selbst erhalten hatte, niedergeschrieben; andere, gleichfalls den Erzählungen des Volks nachgeschrieben, verdanke ich der Theilnahme und Beihilfe lieber Freunde. So hat Herr Archivsecretär Karl Aue in Weimar eine schon vor Jahren angelegte Sammlung von Sagen mir für meine Zwecke überlassen, mich auch sonst mit guten Nachweisungen unterstützt.

Für diese freundliche Unterstützung sei ihm und allen andern, die meine Arbeit durch Rath und That gefördert haben, namentlich Herrn Bibliothekar Dr. Reinhold Köhler in Weimar und Herrn Karl Hermann, Mitglied der thüringischen Eisenbahn-Direction in Erfurt, welcher Hogels handschriftliche Chronik und andere Schriften aus seinem reichen Bücherschatze mir mitzutheilen die Güte gehabt hat, hier öffentlich herzlicher Dank ausgesprochen.

In dieser Weise war ich bemüht, dem thüringischen Sagenschatz theils durch sorgfältige Revision der schon vorhandenen und bekannten, theils durch Ansammlung vergeßener und unbekannter Sagen die nothwendige Ursprünglichkeit des Inhalts und der Form, dazu auch eine gewisse Vollständigkeit zu geben und so diese Sammlung vielleicht auch andern höhern Zwecken dienlich und brauchbar zu machen.

Ich gedenke den einzelnen Sagen auch erklärende Anmerkungen folgen zu laßen, welche Ursprung, Bedeutung und Zusammenhang derselben mit andern Sagen, volksthümlichen Gebräuchen und Vorstellungen erläutern sollen. Sie stehen aber wohl zweckmäßiger am Ende der ganzen Sammlung, da erst dort eine Menge von Beziehungen klar und deutlich hervortreten können und das Verständniß wesentlich erleichtern.

Wohl weiß ich, daß diese Sammlung thüringischer Sagen keineswegs die nöthige Vollständigkeit und Abrundung erhalten hat, indem selbst auf dem durchzogenen Gebiete hier und da noch manche hübsche, bedeutsame Sage in stiller Verborgenheit ihr ungekanntes Dasein fristen mag, überdieß auch nur ein Theil des Thüringerlandes darin Berücksichtigung gefunden hat, andere Gegenden

noch ganz unvertreten sind. Dennoch habe ich mit der Herausgabe dieses ersten Theils nicht länger zögern wollen, hoffend und wünschend, daß dessen Veröffentlichung dem Unternehmen freundliche Unterstützung, Beihilfe und Ergänzung zuwenden möge. Denn selbst die Aehrenlese, welche auf dem betretenen Felde allein noch übrig ist, vollständig zu vollbringen, dürfte dem Einzelnen bei allem Fleiße, bei aller Liebe und Ausdauer kaum möglich sein, dagegen kann bei liebevoller Theilnahme Anderer an diesem Sammelwerke auch die entlegene, verborgene und schon in den Boden getretene Aehre leicht aufgefunden und heimgebracht werden.

Deshalb richte ich schließlich an alle diejenigen, welche im Stande sind, mich bei der beabsichtigten Fortsetzung dieser Sammlung thüringischer Volksüberlieferungen zu unterstützen, die angelegentliche und vertrauensvolle Bitte, mir alles, was meinem Zwecke förderlich sein kann, freundlichst mittheilen zu wollen. Ich werde jeden Beitrag von Sagen, Gebräuchen und Aberglauben aus Thüringen, mag er den Sammlern selbst unbedeutend, ja verächtlich erscheinen, sowie jeden Nachweis derselben in ältern und neuern Schriften mit dem herzlichsten Danke annehmen und gewißenhaft benutzen. „Das Geschäft des Sammelns", sagt J. Grimm in der Vorrede zum ersten Bande seiner deutschen Sagen, „sobald es einer ernstlich thun will, verlohnt sich bald der Mühe und das Finden reicht noch am nächsten an jene unschuldige Lust der Kindheit, wenn sie in Moos und Gebüsch ein brütendens Vöglein auf seinem Nest überrascht; es ist auch hier bei den Sagen ein leises Aufheben der Blätter und behutsames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu stören und um verstohlen in die seltsam, aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und frischgefallenem Regen riechende Natur blicken zu können." Für jede Mittheilung in diesem Sinn werde ich dankbar sein.

Eisenach, am 1. Februar 1866.

Dr. August Witzschel.

Inhalt.

Geschichtliche Sagen.

Seite

Orts- und Volkssagen.

Geschichtliche Sagen.



1.

Der Krieg um den Salzfluß.

Tacit. annall. XIII, 57.

Zwischen den Hermunduren und Chatten brach ein heftiger Krieg aus über den Besitz eines salzreichen Flußes, der zwischen beiden Völkern dahinströmte. Denn die Germanen hatten den Glauben, daß eine solche Gegend dem Himmel nahe liege und die Gebete der Menschen von den Göttern nirgend beßer gehört würden. Durch die Gnade der Götter komme in diesem Fluße und in diesen Wäldern das Salz hervor, nicht wie bei anderen Völkern, daß durch Austreten des Meeres das Salzwaßer trockne, sondern daß es auf eine Schicht brennender Baumstämme gegoßen werde. So gehe aus der Vermischung zweier entgegengesetzter Urstoffe, des Waßers und Feuers, das Salz hervor.

Den Hermunduren schlug der Krieg günstig aus, den Chatten aber war er verderblich, und die Sieger opferten nach einem Gelübde alle gefangenen Männer und erbeuteten Pferde dem Kriegsgotte und dem Wuotan.

2.

Die Sachsen und die Thüringer.

Sachsenspiegel III, 44 und dazu die Glosse.

Ehe die Sachsen her in das Land kamen und die Thüringer vertrieben, waren sie in Alexanders Heer gewesen, der auch mit ihrer Hilfe ganz Asien bezwang. Nach Alexanders Tode mochten sie sich nicht niederlaßen in dem Lande, um des Landes Haß willen und schifften von dannen mit dreihundert Kielen, die verdurben alle bis auf vier und funfzig. Davon kamen achtzehn gen Preußen und besaßen das Land, zwölfe

besaßen Rugien und vier und zwanzig kamen hierher zu Lande. Und da ihrer so viel nicht waren, daß sie den Acker bauen mochten, und da sie die thüringischen Herren schlugen und vertrieben, ließen sie die Bauern ungeschlagen sitzen und bestätigten ihnen den Acker zu solchem Rechte, als noch die Laßen haben. Und davon kommen die Laßen, und von den Laßen, die sich verwirkten an ihrem Rechte, sind gekommen die Tagwerken.

Unter den Thüringern sind aber nicht die, welche aus der Landgrafschaft von Thüringen bürtig sind, gemeint, denn diese sind Sachsen, sondern die Notthüringer, die waren Wenden. Die heißen die Sachsen fortan Notdöringe, das ist so viel gesprochen als nottörichte oder thörichte. Denn sie waren streittoll und thöricht.

3.

Kampf der Thüringer mit den Sachsen.

Widukind annall. 1, 3—7.
Ekkehard chron. univ. p. 176.

Als die Thüringer noch in dem Lande Hadeln wohnten, kamen dahin auch die Sachsen auf ihren Schiffen, wollten dort landen und wohnen. Den Thüringern war aber ihre Ankunft zuwider und sie erhoben die Waffen gegen die Sachsen, um sie zur Rückkehr zu zwingen, aber jene leisteten Widerstand und behaupteten den Hafen. Als man nun lange gegen einander gekämpft hatte und auf beiden Seiten viele gefallen waren, kam man überein Frieden zu machen und einen Vertrag zu schließen. Den Sachsen sollte gestattet sein Lebensmittel zu kaufen und zu verkaufen, des Landes aber sollten sie sich enthalten, auch nicht rauben und plündern. Diesen Vertrag wollten die Sachsen halten und der Friede bestand unverletzt viele Tage. Als den Sachsen aber das Geld ausging und sie nichts mehr kaufen und verkaufen konnten, erschien ihnen der Friede nutzlos und drückend und sie hätten sich desselben gern wieder entledigt.

Da geschah es, daß ein Sachse mit vielem Golde beladen und mit güldenen Ketten und Spangen geschmückt ans Land ging. Ihm begegnete ein Thüringer und frug: „wozu eine solche Menge Goldes um deinen abgezehrten Leib?“ „Ich suche einen Käufer,“ sprach jener; „nur in

dieser Absicht trage ich dieses Gold mit mir. Denn wie kann ich mich am Golde erfreuen, da ich vor Hunger verschmachte?" Der Thüringer frug nach dem Preise. „Der Preis kümmert mich nicht," antwortete der Sachse, „ich mache keine Schwierigkeit und nehme gern, was du mir geben wirst." Darüber lachte der Thüringer und höhnend sprach er: „nun so will ich dir dein Kleid mit Erde füllen;" es lag nämlich an jener Stelle ein großer Erdhaufen aufgeschüttet. Der Sachse öffnete alsbald sein Gewand, empfing für sein Gold die Erde und beide gingen froh des Handels zu den Ihrigen zurück. Die Thüringer lobten ihren Landsmann und priesen ihn glücklich, daß er den Sachsen so fein angeführt und so leicht einen so großen Reichthum erworben habe.

Als nun der Sachse seines Goldes ledig aber schwer mit Erde beladen zu den Schiffen kam, fragten ihn verwundert seine Genoßen, was er treibe, und als sie die Erde sahen und von dem Handel hörten, verlachten ihn seine Freunde, andere aber schüttelten den Kopf, alle aber waren bei sich einig, daß er unverständig gehandelt habe und nicht wohl bei Sinnen sei. Er aber hieß sie schweigen und sprach: „folget mir und ihr werdet bald sehen, wie nützlich euch meine Thorheit ist." Als sie ihm nun nachfolgten, wiewohl zweifelhaft und ungläubig, nahm er die Erde und streute sie so dünn als möglich über die benachbarten Felder und gewann einen großen Raum zu einem Lagerplatz, den die Sachsen auch sogleich in Besitz nehmen und befestigen.

Als die Thüringer das Lager der Sachsen sahen, schickten sie Gesandte und klagten über Friedensbruch, die Sachsen aber entgegneten: „den Vertrag haben wir jederzeit unverbrüchlich gehalten, das Land aber, das wir mit unserm Gold erworben haben, gedenken wir in Frieden zu behalten oder mit den Waffen zu vertheidigen." Nun verwünschten die Einwohner das sächsische Gold und den sie kürzlich gelobt und gepriesen hatten, hielten sie für ihres Unheils Urheber. Zornentbrannt und in blinder Wuth stürmten sie ohne Ordnung und Plan gegen das Lager der Sachsen, aber diese empfingen sie wohl vorbereitet mit den Waffen, kämpften tapfer und behaupteten durch das Glück und Recht des Krieges das umliegende Land. Als man auf beiden Seiten lange und heftig gestritten hatte, unterlagen die Thüringer und waren genöthigt, wegen des Friedens Gesandte zu den Sachsen zu schicken. Es wurde verabredet, daß beide Völker an einem bestimmten Orte zusammenkommen sollten, jedoch ohne Wehr und Waffen, um sich wegen des Friedens zu besprechen.

Die Sachsen gebrauchten damals lange Meßer, wie sie auch die Angeln zu führen pflegen. Mit dieser Waffe unter ihren Röcken verborgen zogen sie aus dem Lager und trafen mit den Thüringern zusammen. Sie sahen, daß ihre Feinde unbewaffnet und alle Häuptlinge derselben zugegen waren; sogleich fielen sie über die arglosen und unbewehrten Thüringer her und stießen alle nieder, daß nicht einer davon kam.

So bemächtigten sich die Sachsen der Gegend und erhielten einen Namen und waren der Schrecken für alle umwohnenden Völker.

Andere erzählen auch, daß die Sachsen von der That ihren Volksnamen erhalten haben. Denn ein langes Meßer hieß bei ihnen Sahs und von dieser That und Bewaffnung, sagt man, sind sie nachher Sachsen genannt worden.

4.

Attila in Thüringen.

Sagittarius nach einer handschr. Chronik bei Falkenstein Thür. Chron. I, 227 f.
Cyriacus Spangenberg Quernfurtische Chronik 1590. S. 37.
Ders. Mansfeldische Chronik Bl. 52.

Wie Attila nun mit seinem Kriegsvolke in Thüringen angekommen war und sich zu Eisenach zu König Günthern, der daselbst Hof hielt, verfügt hatte, nahm er, um ihn zum Freund und Bundesgenoßen zu haben, seine Tochter Chrimhilde zur Ehe, hielt daselbst mit ihr Beilager und schrieb einen fürstlichen Landtag aus samt einer Zusammenkunft aller benachbarten Fürsten durch ganz Deutschland, hielt da einen sonderlichen Triumpf, Rennen, Turniren und allerlei Ritterspiel. Da nun alle deutschen Fürsten und Herrn, so seine Gunst zu haben begehrten, gen Eisenach kamen oder ihre Gesandten dahin schickten, geschah eine gute Aufrichtung, sie bekamen Geschenke, wurden frei gehalten und er ließ sie in gutem Frieden wieder von sich reisen. Darnach rüstet er sich aufs beste, das römische Kaiserthum zu überziehen. Er ist in Thüringen eine Weile stille gelegen und die alten Thüringer wißen noch von ihm zu sagen, wie mild und kostfrei er gewesen, wie er die alten Münz- und Decemspfennige gemünzet, so man bisweilen noch heutiges Tages in Aeckern und Weingärten ausgräbt. Bei Tundorf hart an der Enzeroder Flur hat er am See gelegen und allda geweidwerket und gefischt, wie noch ein Ort daselbst der Königsstuhl heißet.

5.

Attila's Schwert.

Lambert. Schafnab. ad ann. 1071.
Grimm Mythol. 186.

Ein Hirt weidete seine Heerde und bemerkte von ohngefähr, daß ein Ochse am Beine blutete. Er ging hin und sah etwas aus der Erde hervorragen, grub es vollends aus und fand ein großes Schwert, welches er dem Attila verehrte, denn männiglich meinte, der Kriegsgott Mars müsse es ehemals an der Seite gehabt haben.

Dieses Schwert des Attila soll hernach Ludolf oder Lupold von Merseburg bekommen und getragen haben. Wie er aber einst vom Pferde und in dieses Eisen fiel, mußte er bald nachher seinen Geist aufgeben. Kaiser Heinrich IV. ließ diesen seinen lieben Getreuen zu Hersfeld mitten in der Klosterkirche prächtig beisetzen und schenkte zur Ruhe seiner Seele den Brüdern dreißig Hufen Landes zu Mertenfeld. Das Schwert soll er also bekommen haben. Des Königs Salomon in Ungarn Mutter hatte es Herzog Otto von Baiern verehrt, weil Kaiser Heinrich durch seine Vermittelung ihren Sohn wieder ins Reich gesetzt hatte. Herzog Otto schenkte es aber hernach Markgraf Dedi dem jüngern aus sonderbarer Liebe. Von dem bekam es Kaiser Heinrich, der schenkte es dem genannten Ludolf.

6.

Childerich und Basina.

Gregor. Turon. histor. Franc. II, 12.
Gesta Francor. epitom. c. 7.

Als Childerich, Merowigs Sohn, König der Franken war, ergab er sich einem schwelgerischen und unzüchtigen Leben und fing an die Töchter der Edeln zu misbrauchen. Darob ergrimmten die Franken gegen ihn und nahmen ihm die Herrschaft. Und als er erfuhr, daß sie ihn tödten wollten, wurde er landflüchtig und ging nach Thüringen. Daheim ließ er aber einen vertrauten Freund, der sollte versuchen mit Schmeichelworten ihm die aufgebrachten Gemüther wieder zu versöhnen und seinen übeln Ruf zu mindern. Auch theilten sie ein Goldstück; die eine Hälfte nahm Childerich mit sich, die andere aber behielt sein vertrauter Freund.

„Wenn ich dir diese Hälfte schicke," sprach er, „und sie mit deiner Hälfte verbunden ein Goldstück ausmacht, dann kehre ohne Furcht zurück in deine Heimath." In Thüringen hielt sich Childerich beim König Bisinus und seiner Gemahlin Basina verborgen. Die Franken aber wählten zu ihrem Könige den Aegidius, einen Römer. Und als dieser im achten Jahre über sie herrschte, da schickte jener vertraute Dienstmann, nachdem er die Franken heimlich für Childerich gewonnen hatte, Boten zu ihm und gab denselben die Hälfte des Goldstückes mit, das er behalten hatte. Da Childerich den Beweis vor Augen hatte, daß die Franken wieder nach ihm verlangten und ihn zur Rückkehr aufforderten, kehrte er von Thüringen heim und wurde wieder in sein Königreich eingesetzt.

Wie er nun wieder in Ruhe sein Reich beherrschte, verließ Basina ihren Gemahl, den König in Thüringen, und ging zu Childerich. Und als dieser besorgt sie fragte, weshalb sie aus so weiter Ferne zu ihm käme, gab sie zur Antwort: „ich kenne deine Tüchtigkeit und weiß, daß du sehr tapfer bist, deshalb bin ich gekommen und will bei dir wohnen. Denn wiße, hätte ich jenseit des Meeres einen Mann gekannt, der tüchtiger wäre als du, ich würde gewiß darnach getrachtet haben, bei ihm zu wohnen." Ueber diese Rede freute sich der König und nahm sie zur Ehe. Sie gebar ihm einen Sohn und nannte ihn Chlodoweg. Der wurde gewaltig und ein tapferer Streiter.

7.

Herminefred findet den Tisch nur halb gedeckt.

Gregor. Turon. histor. Franc. III, 4.

Ueber die Thüringer herrschten drei Brüder: Baderich, Herminefred und Berthar. Herminefred bezwang seinen Bruder Berthar und tödtete ihn. Es hatte aber Herminefred eine Nichte Theoderichs, des Königs der Franken, Amalberga, zur Gemahlin, eine grausame und herrschsüchtige Frau. Diese erregte unter den beiden Brüdern einen neuen Krieg. Denn als Herminefred eines Tages zum Mahle kam, fand er den Tisch nur halb gedeckt und da er frug, was das zu bedeuten hätte, erhielt er zur Antwort: „wer nur das halbe Reich sein nennt, darf auch den Tisch nur halb gedeckt haben." Durch solche und andere Reden aufgereizt erhob sich Herminefred auch gegen den zweiten Bruder Baderich und ließ durch

Boten den König Theoderich zur Theilnahme an diesem Kampfe und zum Bündniß mit ihm einladen. „Wenn du ihn tödtest,“ so ließ er ihm sagen, „wollen wir sein Reich unter uns theilen.“ Theoderich war über diese Meldung sehr erfreut und kam mit seinem Heere zu Herminefred und zog mit ihm in den Kampf. Baderich und sein Heer unterlagen, er selbst verlor das Leben. Nach diesem Siege zog Theoderich wieder in sein Reich, Herminefred aber vergaß sein Versprechen und dachte nicht daran dasselbe zu erfüllen.

8.

Der König der Franken überzieht die Thüringer mit Krieg.

Gregor. Turon. histor. Franc. III, 7.
Gesta Franc. epitom. c. 22.

Herminefred's Treubruch vergaß aber der König der Franken nicht. Er verband sich mit seinem Bruder Clotar und zog gegen Herminefred, ihn wegen seiner Untreue zu strafen. Als er das Heer seiner Franken versammelt hatte, redete er also zu ihnen: „Gedenket mit Ingrimm der Schmach, die mir angethan worden ist, und an den Mord eurer Väter. Erinnert euch daran, wie einst über unsere Väter die Thüringer mit Gewalt hereinbrachen und ihnen großes Leid zufügten, obgleich diese Geiseln stellten und Frieden schließen wollten. Aber die Thüringer tödteten die Geiseln, überfielen eure Väter, nahmen ihnen alle Habe weg, hingen die Knaben an die Bäume auf und ließen die Mädchen eines grausamen Todes sterben. Denn sie banden ihre Arme auf den Nacken der Pferde, trieben diese mit Peitschen auseinander, so daß die Mädchen jämmerlich zerrißen wurden. Andere legten sie auf die Wagengleise der Landstraßen, befestigten sie mit Pfählen am Boden und ließen schwere Lastwagen darüber gehen, die ihnen die Beine zerbrachen und zuletzt warfen sie ihre Leiber den Hunden und Vögeln zur Speise vor. Und nun hält mir Herminefred nicht sein Versprechen und will es in keiner Weise erfüllen. Seht unsere Sache ist gerecht; laßt uns unter Gottes Beistand gegen sie ziehen.“

Als die Franken diese Worte hörten, wurden sie erbittert und voll Ingrimm über diesen Schimpf und zogen einmüthig gegen die Thüringer ins Feld. Diese stellten ihnen aber eine Falle. Auf dem Felde, wo der Kampf entschieden werden sollte, gruben sie Löcher und bedeckten sie wieder

mit Rasen, daß der Boden als eine gleiche Fläche erschien. In diese Gruben stürzten viele fränkische Reiter und das Heer konnte nicht von der Stelle. Als aber die Franken hinter diese List gekommen waren, wurden sie achtsamer und brachten den Thüringern eine große Niederlage bei, daß sie bis zur Unstrut flohen. Herminefred hatte aber schon vorher die Flucht ergriffen. An der Unstrut wurden noch viele Thüringer getödtet und das Flußbett mit Leichen so angefüllt, daß die Franken darüber wie über eine Brücke an das andere Ufer zogen.

Nach diesem Siege nahmen die Franken das Land sofort in Besitz und brachten es unter ihre Botmäßigkeit.

9.

Herminefred's Tod.

Gregor. Turon. histor. Francor. III, 8.
Gesta Franc. epitom. c. 22.
Aimoin. gesta Franc. II, 9.

Als Theoderich nach der Niederlage der Thüringer wieder in sein Land zurückgekehrt war, ließ er Herminefred zu sich kommen und gab ihm sein Wort zum Pfande, daß ihm nichts Böses zugefügt werden sollte, dazu auch viele Ehrengeschenke. Als sie aber eines Tages zusammen auf der Mauer der Stadt Zülpich standen und mit einander sprachen, erhielt Herminefred von einem Unbekannten plötzlich einen Stoß, daß er von der Mauer herabstürzte und sogleich seinen Geist aufgab. Man weiß nicht, wer ihn von dort herabgestürzt hat, doch sagt man allgemein, daß Theoderichs Hinterlist dabei im Spiele gewesen sei.

Diese Unthat hat die Franken und ihre Treue bei anderen Völkern in einen üblen Ruf gebracht. Das Königreich Thüringen ist nun an die fränkische Herrschaft gekommen.

10.

Andere Sagen von den Kämpfen der Thüringer mit den Franken, von Iring und Irminfried's Tod.

Widukind annall. I, 9 sqq.
Ekkehard chron. univ. p. 176—178.

Der König der Franken war gestorben und hatte außer seiner Tochter Amalberga, die mit Irminfried, dem Könige der Thüringer vermählt

war, einen rechtmäßigen Erben nicht hinterlaßen. Das Volk der Franken aber erwählte aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den gestorbenen König, der gütig und mild gewesen war, seinen unehelichen Sohn Theadrich oder Dietrich, den Halbbruder der Amalberga, zum König, der nach den Gesetzen kein Recht auf den Thron hatte. Die Franken wollten aber gern bei dem Stamme ihres vorigen Königs verbleiben. Dietrich schickte sogleich eine Gesandtschaft an Irminfried, um Frieden und Eintracht zu sichern. Der Gesandte sprach zu Irminfried: „Mein Herr und König hat mich zu dir gesandt und wünscht dir Gesundheit und lange Herrschaft über dein weites und großes Reich. Er will nicht dein Herr sondern dein Freund, nicht dein Gebieter sondern dein Verwandter sein und das Recht und die Treue der Verwandtschaft bis an sein Ende unverbrüchlich bewahren, nur bittet er dich, die Freundschaft mit dem Volke der Franken nicht aufzuheben und in ihre Eintracht nicht Zwietracht zu bringen, weil sie sich einen König nach ihrer Wahl erkoren haben."

Irminfried erwiederte gnädig und freundlich, er sei mit dem Beschluße der Franken einverstanden, auch er wolle nicht die Zwietracht, sondern den Frieden; über die Sache der Thronfolge aber müsse er den Rath seiner Freunde hören und darum die Antwort noch verschieben. Die Gesandten blieben noch eine Zeit lang am Hofe des Königs und wurden gar ehrenvoll gehalten.

Die Königin Amalberga aber meinte, daß ihr das Frankenreich mit Recht gehöre und zugestorben sei, denn sie sei eine Tochter des Königs und der Königin, Dietrich hingegen ein geborner Knecht, da er eine Sclavin zur Mutter gehabt habe. Nun lebte auch am Hofe des Königs ein kühner und tapferer Mann, Iring genannt, kräftigen Geistes, scharfsinnig, klug und geschickt in allem Rathgeben und deshalb stand er auch in großem Ansehn beim Könige und hatte sein Vertrauen. Diesen rief die Königin zu sich und bat ihn, dem Könige einzureden, daß es sich für ihn nicht gezieme einem Sclaven die Hand zu reichen und ihm zu huldigen.

In der Berathung, welche der König zusammenrief, brachte ihn Iring um der Königin willen von dem Frieden mit Dietrich ab, wozu die anderen Räthe sehr gerathen hatten. Irminfried's Sache sei gerechter, sein Reich weit und groß, und in der Zahl der Krieger, in den Waffen und anderem Kriegsbedarf sei zwischen ihm und Dietrich eben kein Unterschied.

Seine Worte gefielen dem Könige und er erwiederte den Gesandten, er wolle zwar Dietrich seine Freundschaft und Vetterschaft nicht verweigern, doch müsse er sich wundern, wie Dietrich eher ein Reich als die Freiheit zu gewinnen trachte, da er ein geborner Sclave königliches Recht und Eigenthum billigerweise nicht verlangen könne. Bekümmert und tief bewegt sprach der Gesandte: „lieber wollte ich mein eigenes Haupt dir zu Füßen legen, als solche Worte hören, denn ich weiß, daß sie mit vielem Blute der Franken und Thüringer gesühnt werden müssen."

Als Dietrich diese Worte vernahm, verbarg er seinen übergroßen Zorn hinter einer heitern Miene. „Es thut noth," sprach er, „daß wir eiligst unsern Dienst bei Irminfried antreten, damit wir der Freiheit beraubt wenigstens das nackte Leben erhalten." Er sammelte aber alsbald ein gewaltiges Heer und zog mit demselben an die Grenzmarke der Thüringer, wo ihn sein Schwager bei Runibergun bereits erwartete. Zwei Tage währte der heiße Kampf ohne Entscheidung, am dritten wurde Irminfried besiegt und floh mit seinem Heere in seine Burg Scithingi, welche an dem Fluße Unstrode gelegen war.

Nach der Flucht der Thüringer rief Dietrich seine Feldherrn und Hauptleute und fragte sie um ihre Meinung, ob er Irminfried weiter verfolgen oder ins Vaterland zurückkehren sollte. Unter diesen war Einer, Namens Waldrich, der sprach: „ich bin der Meinung, daß wir heimkehren, die Todten begraben, die Verwundeten pflegen und ein größeres Heer zusammenziehen, da wir nach so großem Verluste nicht mehr stark genug sind, den gegenwärtigen Krieg zu beendigen. Denn wenn die umwohnenden Völkerschaften sich mit Irminfried verbinden und ihm beistehn, mit welcher Macht willst du dann siegen?" Es hatte aber Dietrich noch einen andern gewandten Diener, dessen Rath er schon oft als tüchtig und nützlich erfunden hatte. Auch diesen fragte der König um seine Meinung. „Ich halte dafür," sprach er, „daß in ehrenvollen Dingen Beharrlichkeit sich ziemt, welche auch unsere Vorfahren so hoch hielten, daß sie begonnene Unternehmungen selten oder nie aufgaben. Unsere Mühen sind aber den ihrigen nicht zu vergleichen, denn sie haben mit geringer Mannschaft die ungeheuern Heere anderer Völker überwunden. Jetzt ist das Land in unserer Gewalt; wollen wir durch unsern Abzug den Besiegten Gelegenheit geben sich zu kräftigen und zu siegen? Es ziemt den Siegern nicht den Besiegten den Kampfplatz zu überlassen. Und sind wir zahlreich

genug, um jeder Burg eine Besatzung zu geben? Auch diese würden wir alle verlieren, wenn wir abziehen und zurückkehren."

Diese Rede gefiel dem Könige und allen, die nach Siegesruhm begierig waren. Man blieb im Lager und eine Botschaft ging sogleich zu den Sachsen mit dem Erbieten, wenn sie dem Könige Dietrich Hilfe brächten wider Irminfried und die Thüringer, ihre alten Feinde, sie besiegten und die Burg nähmen, wolle er ihnen dann Land und Reich als ein ewiges Besitzthum überlassen. Die Sachsen säumten nicht und schickten sogleich neun Heerführer mit je tausend Mann. Diese Führer traten in das Lager der Franken jeder mit hundert Mann, während die übrigen draußen vor dem Lager blieben, entboten dem König Dietrich Gruß und Frieden und sprachen also: „Das Volk der Sachsen, dir ergeben und deinem Befehle gehorsam, hat uns zu dir gesendet und wir sind bereit auszuführen, was dein Wille von uns fordert, entweder deine Feinde zu besiegen oder für dich zu sterben, denn die Sachsen haben keinen andern Wunsch als den Sieg zu gewinnen oder das Leben zu laßen. Wir können unsern Freunden keinen größern Dienst erweisen, als daß wir für sie den Tod verachten und daß du dieses erfahren mögest, ist unser Wunsch."

Während die Führer so sprachen, bewunderten die Franken diese an Geist und Leib gleich ausgezeichneten Männer, ihre neue Tracht, ihre Bewaffnung, das die Schultern umwallende Haupthaar, besonders aber die Festigkeit ihres Muthes. Sie waren bekleidet mit langen Kriegsröcken, bewehrt mit langen Lanzen, standen gestützt auf kleine Schilde und trugen an der Seite lange Meßer. Einige der Franken aber meinten, solche Freunde seien ihnen wenig nützlich, es sei ein unbändiges Volk und wenn sie das Land erst inne hätten, würden sie das Reich der Franken bald vernichten. Der König Dietrich dachte aber nur an den augenblicklichen Nutzen, deshalb nahm er die Männer als Bundesgenoßen auf und gebot ihnen sich zum Sturme gegen die Stadt vorzubereiten.

Die Sachsen steckten nun ein Lager ab südlich von der Stadt auf Wiesen, die an den Fluß stießen und am folgenden Tage griffen sie mit dem ersten Morgenstrahle zu den Waffen, stürmten die Vorstadt und steckten sie in Brand. Dann stellten sie dem östlichen Thor gegenüber eine Schlachtreihe auf. Die Thüringer machten einen verzweifelten Ausfall, stürmten in blinder Wuth auf ihre Gegner los und eine grimmige Schlacht begann. Auf beiden Seiten wurden viele zu Boden gestreckt,

denn die Thüringer kämpften für ihr Vaterland, für ihre Weiber und Kinder und für das eigene Leben, die Sachsen aber für ihren Ruhm und den Erwerb des Landes. Erst die einbrechende Nacht trennte den Kampf.

In dieser Noth wurde Iring von Irminfried mit einer unterwürfigen Botschaft und allen Schätzen an Dietrich gesendet, Frieden zu erbitten und freiwillige Unterwerfung zu geloben. Iring trat vor den König der Franken und richtete unter Thränen seinen Auftrag aus. Als er gesprochen hatte, traten Dietrich's Räthe, die zuvor mit Gold bestochen waren, mahnend herzu und riethen das Gesuch nicht abzuweisen; der König möge auch ihrer Verwandtschaften nicht ganz vergeßen, und es sei nützlicher denjenigen als Bundesgenoßen anzunehmen, der geschwächt und besiegt sei, als jenes unbezähmbare und jeder Anstrengung gewachsene Volk der Sachsen, welches dem Frankenreiche nur gefährlich werden könne. Darum sei es rathsam, die Thüringer wieder anzunehmen und jene mit vereinten Kräften zu vertreiben. Durch diese Rede ließ sich Dietrich obwohl mit Widerstreben bestimmen seinen Schwager am folgenden Tage wieder zu Gnaden anzunehmen und den Bund mit den Sachsen zu brechen. Als Iring diese Zusage erhalten hatte, fiel er dem Könige zu Füßen, lobte seine königliche Milde und schickte an seinen Herrn sogleich eine Botschaft, um ihn und die Thüringer zu erfreuen und zu beruhigen. Er selbst aber blieb im Lager der Franken, damit nicht die Nacht die Gesinnungen ändern möchte.

Da durch diese Meldung die belagerte Stadt ruhig und des Friedens sicher geworden war, ging ein Thüringer mit seinem Falken vor das Thor, um am Ufer der Unstrut zu beizen. Der Vogel flog an das jenseitige Ufer und wurde von einem Sachsen gefangen. Der Thüringer forderte den Falken zurück, der Sachse aber verweigerte beharrlich dessen Rückgabe. „Laß ihn zurückfliegen," sprach endlich der Thüringer, „und ich will dir ein Geheimniß offenbaren, das dir und deinen Leuten von großem Nutzen sein wird." „Sprich," entgegnete der Sachse, „und du sollst deinen Vogel erhalten." „Die Könige," fuhr jener fort, „haben mit einander Frieden gemacht und verabredet, daß ihr morgen im Lager gefangen oder, wenn ihr Widerstand leistet, niedergehauen werden sollt." „Sagst du das im Ernste oder im Scherze?" frug der Sachse. „Die zweite Stunde," erhielt er zur Antwort, „wird dir morgen kundthun, daß es euch gilt Ernst zu zeigen. Deshalb sorgt für euch und sucht die

Flucht." Der Sachse ließ sogleich den Falken los und brachte seinen Genoßen diese Nachricht.

Die Sachsen darüber ganz aufgebracht und tief erschüttert wußten Anfangs nicht, was sie in dieser Sache thun sollten. Es war aber im Lager der Sachsen ein Krieger, zwar hochbetagt, doch ungeschwächt an Körperkraft. Er wurde aber gewöhnlich Vater der Väter genannt. Dieser ergriff der Sachsen heiliges Feldzeichen, das Bild eines Löwen und Drachen mit einem darüber fliegenden Adler und sprach in stattlicher Haltung und festen Sinnes also: „Bis jetzt habe ich unter den Sachsen gelebt, bin unter ihnen alt und grau geworden, habe sie aber niemals fliehen sehen. Wie kann ich nun jetzt thun, was ich nicht gelernt habe? Ich verstehe zu kämpfen aber nicht zu fliehen, will es auch nicht lernen. Gestattet mir das Schicksal nicht länger zu leben, so will ich mit meinen Freunden fallen. Beispiele väterlicher Tapferkeit sind mir die hingestreckten Leichname unserer Freunde, welche lieber sterben als besiegt werden, lieber die ungebeugte Seele aushauchen, als dem Feinde das Feld räumen wollten. Doch wozu viele Worte über die Verachtung des Todes? Haben wir es doch nur mit Sorglosen zu thun und ziehen nicht zum Kampfe, sondern nur zum Morden aus. Denn wegen des verheißenen Friedens und unseres schweren Verlustes ahnen sie kein Unheil, auch bleiben sie vom heutigen Kampfe ermüdet ohne Wachen. Darum laßt uns heute in der Nacht über die sichere Stadt herfallen und sie überwältigen. Folgt mir als euerm Führer und ich gebe euch mein Haupt zum Pfande, daß geschehen wird, was ich behauptet habe."

Ermuthigt durch diese Worte verwendeten die Sachsen den übrigen Tag darauf sich zu stärken und zu erfrischen und mitten in der Nacht griffen sie zu den Waffen, stürmten die Mauern und drangen mit gewaltigem Geschrei in die unbewachte Stadt. Die Thüringer suchten ihr Heil in der Flucht, andere irrten wie Trunkene in den Straßen und Festungswerken umher, andere fielen den Sachsen in die Hände, indem sie dieselben verkannten und für die Ihrigen hielten. Die Sachsen aber tödteten alle erwachsenen Männer, die jüngern sparten sie zur Beute und Knechtschaft auf. Es war eine Nacht voll Geschrei, Mord und Plünderung und kein Ort ruhig in der ganzen Stadt, bis die Morgenröthe den blutlosen Sieg der Sachsen beleuchtete. Durch Irminfried's Tod oder Gefangenschaft wäre der Sieg vollendet gewesen,

aber man fand, daß er mit Frau und Kindern durch die Flucht sich gerettet hatte.

Früh Morgens stellten die Sachsen am östlichen Thore einen Adler auf, errichteten einen Siegesaltar und verehrten ihre Götter nach der Väter Weise. Drei Tage feierten sie dieses Siegesfest, vertheilten die Waffenbeute, erwiesen den Gefallenen die kriegerischen Ehren und priesen ihren Führer über alle Maßen. Darauf kehrten sie in das Lager der Franken zu Dietrich zurück und wurden von ihm freundlich aufgenommen, um ihrer Tapferkeit willen höchlich belobt, Freunde und Bundesgenoßen der Franken genannt und mit dem ganzen Lande der Thüringer begabt. Sie bewohnten zunächst die Stadt, welche sie mit Feuer verschont hatten.

Als aber Dietrich Irminfried's Flucht vernommen hatte, ersann er eine List ihn zu tödten. Er ließ ihn zu sich rufen und ging zu Iring, der noch als Gast im Lager der Franken verweilte, und suchte ihn durch trügerische Verheißungen zu bereden, daß er seinen Herrn und König so ums Leben brächte, daß Niemand merken könnte, Dietrich habe dabei seine Hand im Spiele gehabt. Iring weigerte sich Anfangs lange, endlich gab er nach und versprach den Auftrag auszuführen. Irminfried kam ins Lager der Franken und warf sich dem Könige zu Füßen, Iring aber, der als Dietrichs Waffenträger mit entblößtem Schwerte danebenstand, tödtete seinen Herrn, den König Irminfried, als er knieend am Boden lag. Sobald dieses geschehen war, rief ihm der König Dietrich zu: „da du durch solche Greuelthat ein Abscheu aller Menschen geworden bist, so weiche von uns, der Weg steht dir offen, wir wollen an deiner Frevelthat weder Theil noch Schuld haben." „Mit Recht bin ich allen Menschen ein Abscheu geworden," entgegnete Iring, „weil ich deinen Ränken gedient habe; bevor ich jedoch von dannen gehe, will ich mein Verbrechen damit sühnen, daß ich meinen Herrn räche." Und mit demselben Schwerte, das er noch in seiner Hand hielt, stieß er den König Dietrich nieder, nahm den Leichnam seines Herrn und legte ihn über die Leiche des Königs der Franken, damit der im Leben Besiegte wenigstens im Tode die Oberhand hätte, bahnte sich den Weg mit dem Schwerte und ging von dannen.

Diese That hat aber solche Berühmtheit erhalten, daß die Milchstraße am Himmel noch heutiges Tages mit Irings Namen bezeichnet und Iringsweg oder Iringsstraße genannt wird.

11.

Die Burg Kyffhausen und die Grafen von Beichlingen.

Joh. Rothe dür. Chronik herausgegeb. von R. v. Liliencron. Jen. 1859. S. 54.
Bange thür. Chronik. Mühlhausen 1599. Bl. 11b.

Als Julius Cäsar von Rom nach Deutschland gekommen war, um die Länder unter der Römer Herrschaft zu bringen, zog er auch nach Thüringen, bezwang den König dieses Landes und setzte ihn ab. Und das that er auch in den andern Ländern umher und damit diese Länder fortan in der Römer Gewalt blieben, baute er in jedem Lande ein Schloß und bemannte dasselbe. In Thüringen baute er eine Burg und nannte sie Confusio (das bedeutet eine Verstörung), die wir jetzt Kyffhausen nennen, und meinte, damit sollte das Königreich in Thüringen zerstört sein.

Auch setzte er die Grafen von Bichlingen zu Amtleuten und Voigten auf Kyffhausen ein und Etliche meinen, daß um diese Zeit auch die Grafschaft zu Bichlingen ihren Anfang gehabt habe und Bichlingen gebauet worden sei. Diese Grafen fingen lange Zeit hernach einen Hirsch mit einem goldnen oder silbernen Halsbande, darauf stund geschrieben:

Niemand soll mein Schade sein,
Denn Julius, der gab mich frei.

12.

Das Schloß Mühlberg.

Binhard newe vollkommene thüring. Chronika. Leipzig 1613. I, 10.

Im Jahre 319 ist das Schloß Mühlberg von einem Ritter erbaut worden, der vom Geblüt eines Königs der Thüringer, Hogerle oder Hoierlin, war. Nachdem dieser Ritter mit den Schwaben und Thüringern eine reiche Beute in Frankreich bekommen hatte, sind sie in Austheilung der Beute uneins worden, so daß es schier wiederum zu einem Streite und Lärmen unter ihnen gekommen wäre, wenn solches genannter König nicht verhütet hätte.

Nach solchem Handel zog dieser Ritter über den Thüringer Wald und bauete das Schloß, weil damals sicher und gut war auf Bergen zu wohnen. Er hieß das Schloß Mühlberg von einer Mühle, die samt

andern kleinen Hütten unten am Berge stund. Als aber die Einwohner, welche in den Wäldern herum und anderswo in der Gegend zerstreut wohnten, nachmals sahen, daß der Ort wegen des Schloßes eine gute Gelegenheit hätte, verließen sie ihre Wohnungen und baueten unter das Schloß gegen Abend zu, so daß sie nach etlicher Zeit einen freien Flecken machten. Auch baueten sie hinter das Schloß gegen Morgen ein Compostell oder Brustwehr, das man die Neuburg nannte, dieweil in einem Ring auf ein paar Meilen solcher Befestigungen noch acht waren und sie täglich zu streiten und zu kämpfen hatten.

13.

Von andern thüringischen Burgen.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 124 f.
Ursinus chron. thur. bei Menken Scriptores rer. Germ. III, 1240 ff.
Nivander düring. Chronica. 1596. S. 27 ff.

Schwarzburg hat sich erhoben, als die Thüringer von der See aus der Sachsen Lande von den Sachsen vertrieben wurden. Von da kamen sie an den schwarzen Wald und darum nannten dieselben Herrn das Schloß, das sie baueten, Schwarzburg. Etliche sprechen, daß ein Köhler gesessen hätte an dem Berge, wo man die Burg aufschlug, und deshalb sei sie Schwarzburg genannt worden; Andere dagegen erzählen, daß ihre Eltern Köhler gewesen und so die Burg ihren Namen erhalten habe. Doch das ist nicht zu glauben, weil alle die Grafen und Herren, welche Löwen mit verkehrten Hälsen in ihren Wappen führen, aus dem Lande der Sachsen vertrieben worden sind. So auch die von Käfernberg, die ihren Namen von den Käfern, die noch gerne dort sind, genommen und ihr Schloß Käfernberg genannt haben. Auch die von Gleichen, welche zuerst die Gleichen bei Göttingen baueten, weil die zwei Schlößer bei einander lagen auf einem Berge gleich hoch. Und als sie in das Thüringer Land kamen, da nannten sie ihr Schloß auch Gleichen um ihres Namens willen, den sie bereits hatten von ihren ersten Schlößern.

Die Herrn von Frankenstein nannten ihr Schloß nach dem Lande, das noch Franken heißet. Denn in der Zeit, da sie es baueten, hatten dasselbe Land die Könige von Frankreich inne, dazu auch Thüringen, Hessen und Wetterau, auch Welschland und die Niederlande. Später baueten die Verwandten desselben Herrn von Frankenstein ein Schloß

bei Eisenach gelegen und nannten es den Mittelstein, weil der Berg mitten zwischen fünf Landen gelegen ist: zwischen Thüringen, Franken, Buchen, Hessen und Sachsen oder dem Eichsfelde, welche alle bei einer Meile oder bei einer halben daranstoßen. Da war weder Eisenach noch die Wartburg.

Die Grafen von Brandenberg baueten Brandenberg. Als sie mit den Thüringern vertrieben wurden und an den Ort ihrer Niederlassung kamen, hatten die Schäfer der Weide wegen den Wald daselbst verbrannt. Da ihnen nun die Gelegenheit gefiel, baueten sie und nannten es Brandenberg.

Die von Treffurt kamen bei Nieder-Kreuzburg an die Werra und hießen zuerst die Nortmannen. Sie baueten in einem Loch, da der Stein überhänget, eine Wohnung und davor eine Wehre, gleich wie ein Thürmlein, und nanntzen es den Nortmannstein. Darunter lag ein schöner fließender Born, den nannten sie den Nortmannsborn. Aber nachher wurden sie mächtig, daß sie das Haus und die Stadt Treffurt baueten, und nannten sie Treffurt, darum daß drei Furt daselbst durch die Werra gingen.

14.

Wie Bonifazius die Thüringer zum christlichen Glauben bekehrt.

Legenda Bonifacii bei Menken Scriptores rer. Germ. I, 842 ff. 852 ff.
Binhard thür. Chron. 1613. I, 33 ff.

Im Jahre 724 ist die große Schlacht zwischen den Thüringern und Ungarn, davon die Unstrut in Blut gefärbet war, auf dem Rieth vor Nägelstädt gehalten worden und es haben die Thüringer das Feld behalten und den Sieg gewonnen. Davon wird der Ort noch heutigen Tags auf der Fahr genannt. Mit dieser Schlacht hat es folgende Ursache und Bewandniß gehabt.

Als Bonifazius vernahm, daß das Land zu Thüringen noch in der Heidenschaft steckte, nahm er sich vor dasselbige zum christlichen Glauben zu bekehren und fragte einen alten Ritter daselbst, was es um das Land zu Thüringen für eine Gelegenheit hätte. Der Ritter antwortete ihm also.

„Das Land zu Thüringen ist zwölf Meilen Weges lang und breit und ist beschloßen mit zwei mächtigen Wäldern, nämlich dem Thüringer

und Harz-Walde, auch mit zwei schönen fischreichen Waßern, als der Werra und Saala, und käme es zu dem christlichen Glauben, so würde es das beste Land zu der Nahrung, als man wohl in solcher Größe in der ganzen Welt finden möchte."

Als nun Bonifazius solches hörte, versammelte er eine große Menge Volks und zog mit Heereskraft nach Thüringen. Als aber die Thüringer solches vernahmen, erschraken sie sehr und verzagten an ihrem Leben, flohen deshalb alle zugleich, Mann und Weib, auf einen Bruch bei der Unstrut, das heißet die Trettenburg, und beschloßen allda todt oder lebendig zu bleiben. Denn damals waren nicht viel mächtige und feste Städte im Lande, daß sie sich darin hätten schützen können.

Der Bischof aber zog bescheidentlich zu ihnen in das Land und begehrte, daß die Thüringer zu ihm kämen. Darauf schickten sie die Vornehmsten, so sie im Lande hatten, zu ihm, was er von ihnen begehrte anzuhören. Er sprach: „lieben Leute, ihr sollet nunmehr das Heidenthum verlassen und den christlichen Glauben annehmen, das ist, an Christum glauben und euch taufen laßen. Thut ihr's, nun wohlan, so kommt es euch zu Nutz und Frommen und soll euch nimmermehr gereuen, wo aber nicht, so will ich ein ander Liedlein mit euch singen." Darauf antworten die Thüringer: „was für Nutz und Frommen kann uns daraus entstehen?" Der Bischof sagte ihnen: „Gottes Sohn ist auf dieser Welt und Erde um des menschlichen Geschlechts willen geboren, hat menschliche Natur angenommen und mit sich bracht Gerechtigkeit und Friede. Das ist gleich gewogen den Armen und den Reichen, darum sollt ihr gerne an ihn glauben, und wenn solches geschieht und ihr euch taufen laßet, so sollet ihr von aller unrechten Gewalt an Leib und Gut hier auf Erden und hernach an der Seele von Sünde, Tod, Hölle und Teufels Gewalt entlediget werden."

Als die Thüringer solches hörten, antworteten sie: „lieber Herr, sintemal der geborne Gott solches vermag, so richtet er es auch dahin, daß wir des Zehnten, den wir dem Könige in Ungarn geben müßen, ledig werden. Denn wir müßen verzehnten unsern Leib und Gut, unser Weib und Kind und alles, was wir haben. Werden wir nun solches Zehnten los gemacht und eine glaubwürdige Versicherung darüber empfahen, so wollen wir getreulich glauben, uns taufen laßen und gerne folgen. Geschieht solches aber nicht, so wollen wir den Christenglauben nimmermehr annehmen, sondern bei unserm Glauben todt und lebendig

bleiben. Bitten deswegen, der Herr wolle uns eine Antwort geben, zu oder ab, darnach wir uns zu richten haben."

Der Bischof ging ab und zu seinen Räthen und sprach: „ich bedürfte wohl gutes Raths wegen der Thüringer Härtigkeit. Soll ich sie des Zehnten entledigen, so ist der König in Ungarn so mächtig, daß solches nicht wohl geschehen kann; soll ich sie aber erschlagen und ihr Blut auf mich nehmen, das fällt mir schwer; soll ich sie in ihrem Glauben und Blindheit sitzen laßen, so möchten sich andere Leute daran ärgern. Bitte deshalb euch lieben Räthe um einen guten Rath, wie ich mit Glimpf von diesen verstockten Leuten scheide, daß Niemand sagen dürfte, die Thüringer wären mit Gewalt vor dem Bonifazius geblieben."

Die Räthe antworteten ihm: „Herr, eure Meinung und Absicht dünket uns fürs Beste, daß ihr den Thüringern ein Bedenken gebet, darinnen sie sich wohl besinnen mögen und solches euch auf eine benannte Zeit wieder zu verstehen geben. Indessen könnet ihr des Kaisers oder des Pabsts Hilfe erlangen." Der Bischof willigt ein und war mit solchem Rath zufrieden.

Als aber der Bischof dieselbige Nacht in seiner Ruhe lag, kam eine Stimme von Gott und sprach: „Bonifazius, du zweifelst, wie die Thüringer an mich glauben sollen? Hast du nicht gelesen, daß ich bin auf diese Welt und Erde gekommen und habe menschliche Natur angenommen um des Menschen willen und bin der Armen Förderer sowohl als der Reichen und habe mit mir gebracht Friede und Gerechtigkeit? Darum will ich nicht, daß ein Mensch Zins oder Zehnten geben soll einem andern Menschen von seinem selbst eigenen Leibe. Ich will sein auch selber nicht und will die, so an mich glauben, beschützen und gegen alle unrechte Gewalt vertheidigen. Darum zeige den Thüringern meine Gnade, Treue und Barmherzigkeit an und sage ihnen daneben, daß der König in Ungarn ihnen den Zehnten nimmermehr abgewinnen soll. Und das soll die Urkunde sein: du sollst nicht von ihnen kommen, sondern bei ihnen im Lande bleiben."

Der Bischof ward über diese Stimme erfreuet und verkündete sie den Thüringern. „Damit ihr aber versichert und dessen gewiß sein möget," sprach er weiter, „daß euch der König in Ungarn den Zehnten nimmermehr angewinnen soll, so will ich selbst bei euch so lange im Lande bleiben, bis ihr solches selbst sehen werdet." Darüber wurden denn die Thüringer herzlich froh.

Es hatte aber damals Bonifazius sein Lager in einem Bruch bei der Unstrut, da nun ein deutsches Kloster liegt und heißet Nägelstädt.

Als aber die Ungarn vernahmen, daß ihnen die Thüringer den Zehnten zu geben verweigerten, auch erfuhren, daß solches auf Befehl des Bonifazius geschehe, zogen sie mit großer Heereskraft nach Thüringen und trafen des Bonifazius Heer an auf dem Bruch und eilten so stark auf sie, daß sie die Vordern in die Unstrut trieben. Bonifazius aber rief den lieben Gott um Hilfe und Beistand an, so daß sie die Ungarn erlegten und die Unstrut in Blut verfärbet ward. Denn die Ungarn konnten weder zurückweichen noch vordringen und wurden also alle erschlagen.

So gewann Bonifazius den Streit auf dem Rieth zu Neilstädt, daher die Wahlstadt noch auf den heutigen Tag auf der Fahrt heißet. Von des Bischofs Hauptleuten blieben auch zwei todt, die wurden überseits des Rieths begraben und stehen daselbst noch zwei steinerne Kreuze am Wege, wenn man von Tonna nach Salza geht.

Da die Thüringer das sahen, nahmen sie den Glauben an und ließen sich taufen.

15.

Die Johanniskirche bei Altenberge.

J. B. Heller's Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen 1731. S. 59. 466. Falkenstein thür. Chronik. II, 273.

Als man zählte nach Christi Geburt 724 Jahre, kam der heilige Bonifazius zum erstenmal nach Thüringen und wohnte in dem Walde auf dem alten Berge bei Georgenthal. Dort bauete er ein Kirchlein in St. Johannis des Täufers Ehre und daneben ein Haus. Ehe aber noch die Kirche fertig war, wollte der fromme Mann einmal auf dem Berge unter freiem Himmel predigen. Dabei thaten ihm die Krähen, Raben und Dohlen, welche auf dem Berge umherflogen, durch ihr Schreien so viel Ungemach, daß seine Worte vom Volke nicht gehört werden konnten und er deshalb Gott bat, er möchte die Vögel zerstreuen und von der Stelle weichen lassen. Zur Stunde zogen sie von dannen und sind nie wieder auf diesem Berge gesehen worden.

Die St. Johanniskirche lag anmuthig über dem Dorfe Altenberge und war die erste und edelste Pfarrkirche im ganzen Thüringer Lande. Im Winter aber war der Weg gar beschwerlich dahin, nament-

lich bei Glatteis und wenn Kinder zur Taufe oder Leichen zur Beerdigung hinauf zu tragen waren. Deshalb wollten die Altenberger die Kirche einmal abbrechen und unten im Dorfe aufrichten. Aber sie waren nicht im Stande das Vorhaben auszuführen. Denn was sie an dem einen Tage abgetragen und ins Thal geschafft hatten, das fanden sie am andern Morgen stets wieder in gehöriger Ordnung oben an seiner Stelle, so daß sie endlich ihre Arbeit aufgaben und die Kirche auf dem Berge stehen ließen.

16.

Bonifazius erbaut zu Ordruf die St. Michaelskirche.

Othloni vit. Bonifacii lib. I. c. 29.
Heller's Merkwürdigkeiten der Landgrafschaft Thüringen. S. 464.

Als Bonifazius das Thüringer Land durchzog, lehrte und taufte, ist er auch an den Fluß Ora oder Oraha gekommen, woran jetzt die Stadt Ordruf liegt, und übernachtete daselbst unter einem Zelte. Da sah er plötzlich eine überirdische Helle, der Himmel that sich auf, ein wunderbarer Lichtstrom floß herab und erleuchtete alles ringsum. In diesem Glanze erschien der Erzengel Michael dem heiligen Bonifazius und stärkte ihn in dem Herrn. Als es Tag geworden war, hat Bonifazius Gott gedanket und eine Messe gehalten. Darauf befahl er seinem Diener das Eßen zuzurichten. Aber dieser mußte bekennen, daß nichts vorhanden sei eine Mahlzeit zu bereiten. „Meinest du," erwiederte der fromme Mann, „daß Gott, der vierzig Jahre ein großes Volk in der Wüste mit Himmelsbrod gespeist hat, nicht auch mir, seinem unwürdigen Diener, für einen Tag Nahrung und Speise geben könne?" Und er gebot nochmals dem Diener den Tisch für ihn zu decken. Dieser that wie ihm geheißen war, und sogleich kam ein Vogel in der Luft herbei und führte einen großen Fisch mit sich im Schnabel, den er auf den Tisch niederfallen ließ. Als solches Bonifazius sah, dankete er Gott, ließ den Fisch zubereiten und sättigte sich mit seinem Diener. Die Reste der Mahlzeit ließ er in die Ora werfen.

Bonifazius erkundigte sich darauf, wem die Stelle und das Land gehöre, wo ihm der Erzengel Michael im himmlischen Glanze erschienen und die wunderbare Speisung zu Theil geworden war. Und als er erfahren hatte, daß Herrn Hugo dem ältern das Land zustehe, ging er hin

zu diesem und erzählte, was ihm allda begegnet war; zugleich bat er ihn, daß er den Platz ihm schenken möchte, um darauf eine Kirche zu erbauen. Diese Bitte wurde gewährt und so entstand dort eine Kirche, welche Bonifazius dem Erzengel Michael weihete.

17.

Der Bonifaziusfelsen bei Altenstein.

Sagittarius antiquitates regni thur. p. 375.
Menken Scriptores rer. German. III, 443.

Man erzählt auch, der heilige Bonifazius habe sich in dem Walde bei dem Altenstein zwischen Eisenach und Salzungen, nicht so gar weit vom Werrafluß einen Ort auserſehen und daselbst eine kleine Kapelle nebst einem Hüttchen für den Priester erbaut. Nachdem er in dem Kirchlein zum Altenstein einen Priester und seinen Mitgesellen gelaßen, sei er nach Geismar in Hessen gereist.

Noch heute heißt ein Felsen beim Schloße Altenstein der Bonifaziusfelsen.

18.

Bonifazius zerstört auf der Wagweide bei Erfurt einen heidnischen Abgott.

Hogel's Chronik von Erfurt. Mspt. S. 28.

Zu selbiger Zeit kam Bonifazius auch gen Erfurt, da auch noch manch ungläubiges Volk und Heiden waren, die der Stadt gegenüber auf der Wagweide oder Wagede ihrem Gott sollen gedienet haben. Als nun Bonifazius auf dem Petersberge sich aufhielt und anhub Christum zu predigen, ermahnte er die Heiden, daß sie ihm hinauf in den Wald folgen sollten, droben unter den Eichen den Abgott umzuhauen. Die Heiden folgten ihm, als sie aber an den Ort kamen, da jetzt das Löberthor ist, soll sich, wie die alte Sage geht, vom Walde her gegen die Stadt ein gewaltiger Sturmwind erhoben haben, daß die Leute erschrocken sich Gedanken machten, es wäre solcher Wind des Abgotts Zorn, der sie ihres Vornehmens wegen strafen wolle, und stunden stille. Aber Bonifazius redete ihnen zu mit ihm nur fort zu gehen und den Teufel, der

sie bis jetzt verführet hätte, mit seinem Götzen nicht zu achten. Sie thaten solches und sahen darauf ihres alten Abgotts Fall und zerhauene Stücke.

19.

Die Ulmen im Pfarrgarten zu Vargula.

Thür. Volkssage. Mündlich.

Bonifazius ging eines Tages in die neue Kirche zu Vargula, um sie einzuweihen, und steckte seinen dürren Stab außerhalb der Kirche in die Erde. Während er am Altare die Messe las, fing außen der Stab an zu grünen und einige junge, frische Schößlinge zu treiben. Als Bonifazius nachher aus der Kirche wieder heraustrat und dieses Wunder erblickte, rief er dem versammelten Volke zu: „sehet diesen offenbaren Beweis für die Göttlichkeit und Wahrheit meiner Lehre! Solches Wunder kann nur Gott wirken."

Derselbe Stab aber ist zu einem Baum emporgewachsen und von ihm stammen alle Ulmen, welche in der Hecke des Pfarrgartens nach der Bonifaziuskirche zu stehen. Nur ungern wird noch heute im Pfarrgarten ein Ulmenbaum gefällt.

20.

Bonifazius haut bei Mühlhausen eine Donnereiche um.

Thuringia. Zeitschrift zur Kunde des Vaterlands. Arnstadt 1842. S. 572.

Anno 724 ist Bonifazius in die Gegend von Mühlhausen gekommen, hat die Donnereiche beim Dorfe Eichen, so fast groß und geheiligt gewesen, umhauen und einen Kasten daraus fertigen laßen, der noch in der Kirche von Eigenröden aufbewahrt wird.

21.

Bonifazius erbaut ein Kloster bei Kreuzburg an der Werra.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagma p. 292 ff.

Der heil. Bonifazius lustwandelte einmal mit seinen Schülern am Ufer der Werra, wo jetzt die Stadt Kreuzburg liegt, da gefiel ihm diese

Gegend ganz besonders; die Berge und Thäler umher, die Aecker, Felder und Weiden, der große Strom und die kleinen Wiesenbäche erschienen ihm anmuthig und fruchtbar. Er fiel nieder zur Erde und auf sein Gesicht, that Gott und dem heiligen Petrus das Gelübde zu ihrem Ruhme und in ihre Ehre mit allem Fleiße und Eifer ein Mönchskloster Benedictiner Ordens auf dem Berge, der nachher Kreuzberg genannt wurde, zu errichten und sollte dasselbe Petersberg heißen.

Die ersten Mönche wurden vom Petersberge zu Erfurt geholt, auch soll den Prälaten dieses Klosters die neue Pflanzung zum Schutz und zur Aufsicht besonders übergeben worden sein. Andere dagegen meinen, die ersten Klosterbrüder seien aus der Bruderschaft zu Fritzlar gekommen.

Der Name Petersberg an der Werra verblieb dem Kloster so lange, bis die Kreuzfahrten aller Orten feierlich eingeführt wurden und das Volk aus besonderer Andacht weit und breit am Montage in der Kreuzwoche zu diesem Berge mit ihren Kreuzen schaarenweise herbeikamen. Oben auf der breiten Fläche des Berges stand ein kleines, enges Kirchlein, die Kreuzkirche. Während darin zur bestimmten Zeit Messe gehalten wurde, lag das ganze Volk jedes Alters und Geschlechts auf der weiten und breiten Bergfläche auf den Knien und hielt seine Andacht; darauf gingen sie paarweise mit entblößten Häuptern durch die Aecker und Felder, über die Höhen und die Thäler entlang und lobten Gott mit Gesang, Gebet und lautem Jubel.

So verlor sich der alte Name und das Kloster wurde nachher insgemein Kreuzberg genannt.

22.

Das Hufeisen an der Kirche zu Heilsberg.

Paullini zeitkürzende u. erbaul. Lust. II, 496.

An die Kirchthür zu Heilsberg in Thüringen ist ein großes Hufeisen angenagelt und es geht die Sage unter den Leuten, daß es vom Pferde des Bonifazius herstamme. Denn als dieser Apostel mit seinen Gefährten unter andern Oertern des Thüringer Landes auch hierher kam, um zu reformiren und die damaligen Heiden zum Christenthum zu bekehren, mag er den Berg von Haufeld herab ins Thal unter den sogenannten Viehberg auf einen grünen Rasenplatz gekommen sein und um ein wenig auszuruhen sein Pferd allda auf der Weide haben gehen laßen. Weil es aber einen bösen Schenkel gehabt hat, soll es mit demselben Fuße

auf der Erde gescharrt haben und zwar so lange, bis endlich allda ein Quellbrunnen entsprungen, von dessen Wasser des Pferdes böser Fuß alsbald heil wurde. Und weil durch dieses Quellwasser, das noch heutiges Tages quillt und fließt, auch die Menschen von Krankheiten geheilt wurden, so gab man nachher nicht blos dem Brunnen den Namen Heilborn, sondern nannte auch das Dorf selbst Heilsberg und nagelte das Hufeisen, welches von des Pferdes Fuß abgefallen war, zum ewigen Gedächtniß an die Kirchthür. Noch bei Menschen Gedenken sind alle heilsbergische Bauern des heiligen Bonifazius halber in Erfurt zollfrei gewesen.

Ein anderer Chronist erzählt, die Heilsberger erwiesen durch das Hufeisen das Recht einen eigenen Hufschmied zu haben, welches ihnen eine Gräfin von Schwarzburg gegeben habe.

23.

Von einer Hungersnoth in Thüringen.

Annales fuldenses ad ann. 850.

Um das Jahr 850 war eine große Theuerung in ganz Deutschland. In dieser betrübten Zeit wollte ein Mann mit seiner Frau und seinem kleinen Sohne aus dem Fuldischen und zwar aus dem Grabfeld nach Thüringen wandern und sehen, ob er sich dort des Hungers erwehren könnte. Als sie nun in einen Wald kamen, sprach der Mann also zu seiner Frau: „ist es nicht beßer, daß wir diesen unsern Sohn schlachten, als daß wir alle Hungers sterben?“ Die Mutter wollte zwar solches nicht zugeben und ihm die grausame That ausreden, als aber der Hunger gar zu sehr drückte, riß er das Kind aus den Mutterarmen und wollte es schlachten; damit aber die Mutter den Jammer nicht ansehen, noch des Kindes Geschrei hören möchte, ging er ein wenig abseits. Indem er aber das Schwert zieht, wird er zweier Wölfe gewahr, die eine Hindin zerreißen; alsbald läuft er hinzu, verscheucht die Wölfe und bringt das Wildpret der Mutter. Wie diese von fern das blutige Fleisch, aber ihr Söhnlein nicht so bald gewahr wurde, erschrak sie dermaßen, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Er aber ging zu ihr, richtete sie auf, tröstete sie und erzählte, wie Gott das Kind so wunderbar vom Tode errettet und ihnen Fleisch zu eßen bescheert habe. Diese Begebenheit haben sie nachher vielen Leuten in Thüringen erzählt.

24.

Herzog Burkhard fällt in einer Schlacht gegen die Ungarn bei Eisenach.

Bange thür. Chronik. Mühlhausen 1599. Bl. 32.
Joh. Rothe düring. Chronik S. 174.

Im Jahre 919 zogen die Ungarn nach Thüringen und verwüsteten die Länder. Der Herzog Burkhard rief die Herzöge von Sachsen, Oesterreich, Baiern, Schwaben und Franken um Hilfe und Beistand an. Die kamen mit aller Macht und als die Ungarn in Hessen und Buchen ziehen wollten, kam Herzog Burkhard mit seinem Anhang gegen sie mit acht Pannern, nahe bei der Stadt Eisenach, und stritt mit ihnen. Da ward ihrer eine große Anzahl erschlagen und es blieb damals der Herzog Burkhard von Thüringen mit dem Herzog von Oesterreich und viele Grafen und Edelleute. Auch der Deutschen starben viele Tausende. Dennoch aber verloren die Ungarn den Streit, daß ihrer kaum der vierte Theil davon kam. Und weil der Herzog von Thüringen keine Leibeserben hinterließ, fielen seine Lande dem Reiche und dem Kaiser heim.

25.

Ludwig mit dem Barte.

Annales Rheinhardsbrunnenses p. 1 sqq.

Am Hofe des Kaisers Konrad lebten zwei Brüder, welche aus dem Geschlechte der fränkischen Könige Karl und Ludwig waren und nahe Verwandte der Kaiserin Gisela. Der eine hieß Graf Hugo, war reich und begütert und wollte keinem Herrn als Dienstmann angehören außer den Bischöfen von Fulda und Mainz. Sein Bruder wurde genannt Ludwig mit dem Barte.

Als der Graf Hugo gestorben war, erbte sein Sohn Wichmann das väterliche Besitzthum, weil er aber etwas schwachsinnig war, so wurden ihm die Lehen, die sein Vater vom bischöflichen Stuhle in Mainz inne gehabt hatte, entzogen und einem andern gegeben. Als dieses Wichmann vernahm, ging er mit einigen Begleitern nach Mainz und drang, sei es im Wahnsinn oder aus übergroßem Zorn, weil seine Lehen auf einen andern übertragen waren, in das Gemach des Bischofs, der eben mit den andern geistlichen Herren einen Rath hielt, und erstach sofort den=

jenigen, welcher seine Lehen erhalten und inne hatte. Obwohl er schnell nach der Thüre eilte und zu entkommen suchte, ward er doch ergriffen und für seine Frevelthat mit dem Tode bestraft.

Sein Gut und Erbe fiel nun dem Grafen Ludwig mit dem Barte zu. Dieser war am kaiserlichen Hofe groß, gewaltig und angesehen, denn er zeigte in allen Geschäften besondere Geschicklichkeit, gute Einsicht und Treue. Darum sandte ihn auch der Kaiser mit Empfehlungsbriefen an den Erzbischof Bardo nach Mainz, daß dieser ihn mit Land und Leuten belehnen möchte. Da aber der Bischof in seinem Gebiet am Rheine eben keine Lehen zu vergeben hatte, machte er ihn zu einem Vitzthum in Thüringen und ertheilte ihm dort noch andere Lehen und Einkünfte.

So kam Ludwig mit dem Barte in das Thüringer Land mit zwölf Rittern und nahm seinen Wohnsitz in der Nähe des Waldes, welcher die Loibe genannt wird, zwischen dem Katerberg, Aldenberg und Kornberg. Von den Grafen Busso von Gleichen und Günther von Käfernberg und andern freien und ehrbaren Leuten erwarb er durch Kauf noch viel Gut dazu, das Dorf Aldenberge und noch anderes bebautes und unbebautes Land, das in der Nähe gelegen war, ließ den Wald roden, das Land ebenen und baute darauf Dörfer, Friedrichrode, Reinhersborn, Dünsterberg, Engelsbach, Espenfeld und andere mit anderen Namen. Für sich selbst aber baute er ein Haus auf einem Hügel bei Aldenberge und begann sein Besitzthum in jener Gegend zu mehren und zu beßern, daß er bei allen benachbarten Grafen und Herren in hoher Ehre und großem Ansehn stand.

Auch erbaute er mit des Kaisers Erlaubniß auf einem Berge neben der genannten Loibe eine feste Burg, genannt die Schauenburg, und durch kaiserliche Schenkung erhielt er dazu noch einen großen Theil desselben Waldes zu seinem Eigenthum.

26.

Wie Graf Ludwig mit dem Barte seinen ersten Sohn taufen ließ.

Joh. Rothe düring. Chron. S. 257 f.

Es geschah nach Christus Geburt 1040 Jahr, daß der Graf Ludwig von Thüringen, den man auch nannte Herrn Ludwig mit dem Barte,

Frau Cäcilie von Sangerhausen, eine Herzogin von Braunschweig, eine stolze, schöne Frau von 30 Jahren und von Tugenden und guten Sitten, zu Ehe nahm und führte sie auf sein Schloß Schauenburg mit großer Herrschaft und mit großem Gute. In dem andern Jahre darnach bauete er die Pfarrkirche zu dem Aldenberge, die der heilige Bonifazius, da er das Thüringer Land bekehrte, zuerst gestiftet und geweihet hatte, und machte sie weiter und größer. Und als ihm von Frau Cäcilie sein erster Sohn geboren wurde im Jahre 1042, da schrieb der Graf Ludwig einen Brief an seinen Lehnsherrn, den Erzbischof Bardo zu Mainz, und bat ihn mit großem Fleiße, zu ihm auf seine neue Burg zu kommen, er wollte das allezeit um ihn verdienen. Der Bischof kam und weihete ihm die St. Johanniskirche zu dem Aldenberge, die er größer gemacht hatte, und taufte ihm alsbald seinen Sohn Ludwig in Gegenwart des Herzogs von Braunschweig, der Grafen Günther von Schwarzburg, Heinrich von Mühlberg, Günther von Käfernburg, Busso von Gleichen und vieler andern Herren aus Thüringen, Hessen und Franken und es wurde da Hauswärme, Heimfahrt, Kirmesse und Kindtaufe mit einander in großer Pracht und Herrlichkeit gehalten.

27.

Das Jagen im fremden Walde.

Annales Reinhardsbrunn. p. 9.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 261.
Bange thür. Chron. Bl. 43.

Ritterliche Abentheuer suchte der junge Graf Ludwig II. von Thüringen, wo er konnte. Nun wohnte zu seiner Zeit ein Graf Friedrich, Pfalzgraf zu Sachsen, in dem Osterlande bei Thüringen auf seiner Burg Scheiplitz, der hatte ein gar schönes, säuberliches Weib, Tochter des Markgrafen von Stade, genannt Adelheid. Dieser machte der Graf Ludwig den Hof, gewann sie sehr lieb und litt große Noth um dieser Liebe willen. Auch die Frau ward da von seiner Liebe also betrogen, daß sie ihn heimlich zu sich beschied und freundliche Gespräche mit ihm pflog. Dabei rieth sie ihm, daß er ihren Herrn, den Pfalzgrafen, tödten und sie zu Ehe nehmen sollte, und sie rathschlagte also mit ihm, daß er auf einen Tag, den sie ihm benannte, jagen sollte bei dem Schloße Scheiplitz, sie wollte dann ihren Mann dazu anhalten, ihm das zu wehren.

Der Graf nahm den Vorschlag an, ließ sich den Teufel und der Frauen Schöne blenden und kam auf den bestimmten Tag, ließ in dem Walde seine Hörner erschallen und ermunterte durch Zuruf die Hunde. Inzwischen saß der Pfalzgraf in einem Bade, wie das so bestimmt und verabredet war. Alsbald lief Frau Adelheid stürmisch über ihren Mann und sprach höhnisch zu ihm: „dieweil du hier sitzest und pflegst deines Leibes Gemüthlichkeit, verlierst du dein Recht und deiner Herrschaft Freiheit und läßt dir jagen bis vor die Nase."

Bei diesen Worten fuhr der Pfalzgraf aus dem Bade, warf einen Mantel über sein Badehemd, fiel auf einen Hengst und jagte dem Grafen Ludwig nach mit Geschrei und strafte ihn mit Worten, dieser aber wandte sich gegen ihn und stach ihn nieder mit seinem Jagdspieß.

Als so der Pfalzgraf Friedrich erstochen war, wurde große Klage erhoben von seinen Freunden und von seinem Weibe, wiewohl ihr das nicht sehr leid war, und man begrub ihn zu Goseck in dem Münster, das an der Saale liegt neben der Neuenburg und von demselben Pfalzgrafen gestiftet war; an die Stätte aber, wo er ermordet wurde, hat man zum ewigen Gedächtniß ein steinernes Kreuz gesetzt, daran auf der einen Seite ein Jagdspieß, auf der andern aber diese Worte eingehauen stehen:

Anno Domini MLXV.
Hic expiravit Palatinus Fridericus
Hasta prostravit comes illum dum Ludovicus.

Als aber das Jahr zu Ende ging, da gelobte dieselbe Wittwe Frau Adelheid dem Grafen Ludwig von Thüringen, der ihren Herrn erstochen hatte, die Ehe und er führte sie mit sich heim auf die Schauenburg und hielt da mit großer Pracht die Hochzeit.

28.

Die Frau zur Weißenburg.

Uhland Volkslieder Nr. 123. S. 287.
A. Brotuff Chronica der Stadt Mersburg. Lpzg. 1557. Bl. 71 b.

Was woln wir aber singen,
was woln wir heben an?
ein lied von der frawen zur Weißenburg
wie sie iren herrn verriet.

Sie ließ ein brievelein schreiben
gar fern ins Türinger land
zu Ludewig, irem bulen,
daß er käm zuhand.

Er sprach zu seinem knechte:
‚satel du mir mein pferd!
wir woln kein der Weißenburg reiten,
es ist nu reitens zeit.' —

‚Gott grüß euch, Adelheid schone!
wünsch euch ein guten tag;
wo ist ewr edler herre
mit dem ich kempfen mag?'

Die fraw leukent iren herren
im schein falsches gemüts:
‚er reit nechten ganz spate
mit hunden auf die jagt.'

Do Ludewig under die linde kam,
ja under die lind so grün,
do kam der herr von der Weißenburg
mit seinen winden so kün.

‚Wilkommen, herr von der Weißenburg,
gott geb euch guten mut!
ir solt nicht lenger leben
denn heut disen halben tag.'

‚Sol ich nicht lenger leben
denn disen halben tag,
so klag ichs Christ von himel
der all ding wenden mag.'

Sie kamen hart zusammen
mit worten, zorn so groß,
daß einer zu dem andern
sein armbrost abeschoß.

Er sprach zu seinem knechte:
'nu spann dein armbrost ein
und scheuß den herrn von der Weißenburg
zur linken seiten ein!'

'Worumb sol ich in schießen
und morden auf dem plan?
hat er mir doch sein lebenlang
noch nie kein leid getan.'

Do nam Ludwig sein jegerspieß
selber in seine hand,
durchrant den pfalzgraf Friederich
under der linden zuhand.

Er sprach zu seinem knechte:
'reit mit zur Weißenburg!
da seint wir wol gehalden
nach unserm herz und mut.'

Do er nu kegen der Weißenburg kam,
wol under das hohe haus,
da sach die falsche frawe
mit freuden zum fenster auß.

'Gott grüß euch, edle frawe,
bescher euch glück und heil!
ewr will der ist ergangen,
tot habt ir ewrn gemal.'

'Ist mein will ergangen,
mein edler herre tot,
so wil ichs nicht eher glauben
ich seh denn sein blut so roth.'

Er zog auß seiner scheiden
ein schwert von blut so rot:
'sih da, du edle frawe,
ein zeichen deins herren tod!'

Sie rank ir weiße hende,
rauft auß ir gelweiß har:
'hilf, reicher Christ von himel,
was hab ich nu getan!'

Sie zog von irem finger
ein ringlein von gold so rot:
'nim hin, du Ludewig bule,
meiner darbei gedenk!'

'Was sol mir doch das fingerlein,
das unrecht gewonnen gold?
wenn ich daran gedenke
mein herz wirt nimmer fro.'

Des erschrack die fraw von der Weißenburg,
faßt ein traurigen mut:
'verlaß mich, holder fürste, nicht!
mein edler herr ist tot.'

29.

Ludwig der Springer.

Annales Reinhardsbrunnenes ed. Wegele. Jen. 1854. p. 12 sq.

Die Freunde und Verwandten des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen konnten dessen Tod nicht vergeßen und sie klagten den Grafen Ludwig zu Thüringen vor dem Kaiser an wegen der Frevelthat, die er um des schönen Weibes willen an dem Pfalzgrafen begangen hatte. Auf Befehl des Kaisers wurde der Graf Ludwig gefangen genommen und auf das Schloß Giebichenstein gebracht und zwei Jahre in einem Gefängniße fest gehalten, doch ohne Feßel. Der Kaiser hatte ihm den Tod zuerkannt. Kurz vor dem Tage, an welchem die Todesstrafe ihn treffen sollte, spielte er mit einigen Männern im Brett und als er von denselben vernahm, daß er nicht wohl mit dem Leben davon kommen möchte, stand er alsbald vom Spiele auf, ging zur Seite und that ein Gelübde zu St. Ulrich, ihm eine Kirche zu erbauen, wenn ihm durch seinen Schutz aus der Noth und vom Tode geholfen würde.

Darauf verstellte er sich, klagte über großen Frost und that deswegen viele und weite Kleider an und ging sanft und gemach in seinem Gefängniß auf und ab, während die Männer, die bei ihm waren, im Brett spielten und seiner nicht sonderlich achteten. Unterdessen sah er durch das Fenster und gewahrte unten über der Saale, welche am Fuße des Berges hart vorbeifließt, einen seiner Diener, der mit seinem weißen Hengste, welcher der Schwan hieß, dem Ufer des Flußes zuritt, und erkannte, daß dieses durch Gottes und des heil. Ulrichs Eingabe und Fügung so geschehe. Sogleich stürzte er sich mit seinen Kleidern, die vom Winde mit ausgebreitet wurden, hinab in das Wasser und als er dasselbe oben berührt hatte, erfaßte ihn der Diener, setzte ihn auf das Pferd und befreite ihn von der Gefahr des Todes.

Als der Graf Ludwig heim in seine Stadt Sangerhausen kam, dankte er Gott für seine Rettung und erbaute eine schöne Kirche in St. Ulrichs Ehre und ließ an ihren Eingang diese Worte in Stein hauen:

Suscipe sancte domum quam vinctus compede vovi.

Von diesem Sprunge aber heißt er Ludwig der Springer.

30.

Ein Wunder zeigt dem Grafen Ludwig die Stelle, wo er dem heil. Ulrich die Kirche erbauen soll.

Volkssage.
Thuringia. Ztschr. zur Kunde des Vaterlandes. Arnstadt. 1842. S. 779.

Als Ludwig der Springer sein Gelübde, das er dem heil. Ulrich gethan, lösen und demselben eine Kirche erbauen wollte, suchte er lange vergebens nach einem passenden Orte für diesen Kirchenbau. An einem schönen, heitern Frühlingsmorgen öffnete der Graf Ludwig, der sich damals in Sangerhausen aufhielt, das Fenster seines Zimmers und wollte die reine, frische Morgenluft einathmen. Vor ihm lag die Propstei mit ihrem weiten Hofe. Die Dächer der Häuser, die Bäume und die nicht fernen Vorberge des Harzes strahlten seinen Augen blendend weiß entgegen von dem Reife, der in der Nacht gefallen war, und alles flirrte und flimmerte um ihn her im Glanze der aufgehenden Sonne. Auch der Probsteihof war von dem Reife bedeckt, bis auf eine Stelle, die in Kreuzes Form ganz unbedeckt geblieben war. Der Graf Ludwig sah

3*

staunend dieses Wunderzeichen und erkannte daran, daß er gerade an dieser Stelle dem heil. Ulrich die Kirche erbauen sollte.

31.

Wie Graf Ludwig die Wartburg erbaut hat.

Annales Reinhardsbrunn. p. 8.

Als der Graf Ludwig eines Tages jagte und viele Berge und Wälder durchschweifte, kam er auch an den Berg, welcher Wartberg genannt wird. Dieser gefiel ihm über die Maßen wohl, da er zur Erbauung einer Burg paßend und gut gelegen schien. Er ließ also, da der genannte Berg nicht zu seinem Gebiete gehörte, Erde von seinem Grund und Boden auf den Gipfel desselben tragen. Dann gewann er noch zwölf Ritter und steckte zwölf blose Schwerter bis an das Heft in die Erde auf der Spitze des Berges und schwur mit den genannten Rittern, daß diese Erde zu seinem Eigenthum gehöre und so erbaute er, wie man sieht, die feste, unüberwindliche Burg.

32.

Dieselbe Sage aus späterer Zeit.

Binhard newe vollkommene thür. Chronika I, 86 f.

Wie Graf Ludwig von Thüringen die Wartburg bei Eisenach erbaut habe, erzählt eine alte geschriebene Chronik auch auf folgende Weise. Der Graf jagte einmal am Inselberge und traf da ein Stück Wild an, dem ritt er nach bis an die Hörsel bei Eisenach und von da bis auf den Berg, wo jetzt die Wartburg liegt, zu warten, wo das Wild aus dem Walde liefe. Da gefiel ihm die Gelegenheit des Berges also wohl, daß er eine Lust darauf zu bauen bekam, trachtete deshalb auf Mittel und Wege, wie er's füglich anfinge und den Berg, welcher denen von Mittelstein und Frankenstein zuständig war, an sich brächte. Bald schickte er des Nachts aus und ließ heimlich Erde in Körben von seinem Lande auf den Berg tragen, darnach auch einen Bergfrid machen und schlug ihn mit Gewalt auf. Da ward er von denen von Mittelstein und Frankenstein bei dem Reich verklagt, daß er sich des Ihrigen mit Gewalt frevent-

lich unterstünde. Als er nun darum zur Rede gesetzt ward, gab er zur Antwort, er hätte die Burg auf das Seine gebaut und wolle das mit Urtel und Recht seines Verhoffens wohl erhalten. Da wurde zu Recht erkannt, wenn er mit zwölf redlichen Männern aus der Ritterschaft beweisen könnte oder selbst einen leiblichen Eid schwören wollte, daß das Land, darauf er gebaut und da jetzo Wartburg liegt, sein wäre, sollte ers behalten. Darauf hat er bald zwölf Ritter, welche ihm zuvor die Erde auf den Berg zu tragen Rath und That gegeben und behilflich gewesen, erkoren und trat mit denselben auf den Berg und sie steckten ihre Schwerter in die Erde, die er hatte darauf tragen laßen, und schwuren, daß ihr Herr, der Graf Ludwig, da auf dem Seinen stünde und vor Alters der Boden zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe. Damit behielt er den Berg und fing also an das Schloß und die Burg zu bauen.

Er ließ nun Steine vom Seeberg bei Gotha führen und bauete das Mushaus und andere Kemnaten und Thürme darauf, ließ auch ans Reich gelangen, daß ers möchte mit Kupfer übergüldet decken. Das Reich aber wollte solches nicht nachgeben, da wurde es mit Blei gedeckt. Nach der Zeit aber ist das abgebrannt und nunmehr mit Ziegeln bedeckt.

In der Zeit aber, als die Wartburg gebaut wurde, war Hunger und Sterben überall und die armen Leute haben an der Burg um das liebe Brod gearbeitet und Gott gedanket, daß sie dasselbe noch haben konnten.

33.

Von der Erbauung der Stadt Eisenach.

Ursinus thür. Chron. b. Menken Scriptores rer. German. III, 1257.

Als Ludwig der Springer die Wartburg köstlich erbaut hatte und die theuern Jahre ein Ende nahmen, begriff er auch den Wall und den Ring mit den Graben und Mauern, da jetzt die Stadt Eisenach liegt. Jede Dorfschaft im Lande zu Thüringen mußte da ein Stück der Mauern machen lassen, dazu arbeiten und Fuhren thun, wie man es noch jetzt merket an der Bauart der Mauern.

Vorher aber war die Stadt Eisenach gelegen auf St. Petersberg zwischen der Hörsel und Nesse, und zwei Kirchen an St. Petersberg, die beide zerbrochen sind, und ein Kloster, das nun in der Stadt liegt zu

St. Nicolaus. Die andere Kirche lag an dem Berge, wo man nach Fischbach geht, der noch der Katharinenberg heißt. Da wo das Kloster St. Nicolaus liegt, saßen ehrbare Leute und hatten einen schönen steinernen Hof, der war zu der Zeit vor der alten Stadt Eisenach, und wo unserer lieben Frauen Kirche und der Thurm ist, da saßen deutsche Herren und hatten ein Dörfchen unter sich. Wo St. Georgen Kirche erbaut ist, das war geheißen Krümmelbach. Da saßen ehrbare Leute in einem steinernen Hofe, die hießen die Hellgrafen und hatten ein Vorwerk, wo jetzt der neue Spittel liegt. Da ward die Stadtmauer geführt zu den dreien und so liegen sie noch alle drei ohne Unterschied innerhalb der Stadtmauer. Die Hofstätten, darauf man die Klöster der Prediger und Barfüßer erbaute, waren ehrbaren Leuten, von denen sie nachher den Klöstern gegeben wurden. Diese Stadt ward zu bauen angefangen nach Gottes Geburt 1073 Jahr.

Die Dörfer, die den Herrn von Mittelstein gehörten, als Obern-Stedtfeld, das Theil hinter St. Katharinen und Ammeren, das in dem Ammeren Felde liegt, und Montzried wurden alle wüste, denn die Leute zogen in die neue Stadt Eisenach und bearbeiteten von da ihre Aecker, so daß sie verarmten, ihr Recht verkaufen mußten und sehr herunter kamen. Um Wartbergs willen ward die Stadt an den Wald gebaut. Die alte Stadt hieß auch Eisenach, denn man machte da Eisen, wie man jetzt in der Ruhla thut.

34.

Das Kloster Reinhardsbrunn.

Annall. Reinhardsbrunn. p. 14 sqq.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 270—273.

Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der alle Menschen will selig haben und Niemanden gern laßen verderben, rührte das Herz der Frau Adelheid und durch diese wiederum das Herz ihres Herrn und Ehegemahls, daß sie gedachten an ihrer Seelen Seligkeit und ihr Leben zu beßern begehrten.

Am stillen Freitage bat Frau Adelheid den Grafen Ludwig, daß er mit ihr eßen möchte. Als nun beide mit einander zu Tische saßen, ließ sie viele Gerichte auftragen von allerlei Fleisch, zahmen und wilden, gesotten und gebraten. Da das der Graf sah, erschrack er und fragte, was das zu bedeuten habe, da ja solche Speisen zu genießen unziemlich

sei an dem Tage, an welchem unser Schöpfer und Erlöser für das Heil des Menschengeschlechts gelitten hätte am Holze des Kreuzes. „Ist es uns nun unziemlich,“ sprach Frau Adelheid, „diese Speisen zu genießen, wie vielmehr ist es thöricht und unziemlich, daß wir in den Feßeln des ewigen Todes gehen und Gottes große Barmherzigkeit nicht sehen und unsere Sünden, die gewachsen sind bis in den Himmel, in Reue und Leid nicht tilgen?“

Der Graf Ludwig schlug bei diesen Worten das Haupt nieder, ging in sich und begann sehr zu weinen. Er gelobte Gott sein Leben zu beßern und gedachte seine Sünden mit Almosen und frommen Werken zu büßen. Und als er seines Hauses Angelegenheiten wohl geordnet, seine Söhne und Töchter verheirathet hatte, ließ er seinen besondern guten Freund, den frommen und gerechten Herand, der ein Mönch in Hylsenburg, nachher ein Bischof in Halberstadt war, zu sich kommen und den Abt Gyselbert, bekannte diesen aufrichtig seinen Willen und seine Gedanken, begehrte ihren Rath und versprach in allen Dingen treuen Gehorsam. Diese Männer, welche die Reue seines Herzens wohl erkannten, gaben den guten und verständigen Rath, daß er ein Kloster in unserer lieben Frauen und St. Johannes des Evangelisten Ehre bauen und sich selbst der Welt begeben und ein Mönch in dem Kloster werden möchte.

Diesem Rathe willfahrte der Graf Ludwig und suchte von dieser Zeit an eine bequeme Stätte, ein Kloster dahin zu bauen.

Nun wohnte nahe bei dem Schloße Schauenburg in dem Walde ein Töpfer, der hieß Reinher, bei einem großen tiefen Borne, der stark ausfloß. Dieser sah alle Nächte zwei schöne Kerzen nicht fern von seinem Hause brennen. Das verwunderte ihn sehr und wenn er dann zu den Kerzen kam, so fand er nichts an der Stelle. Dieses Wunder zeigte er auch den anderen Leuten, die in dem Walde wohnten, und bald erfuhr es auch der Graf Ludwig; der ritt hin zu dem Töpfer Reinher und fragte ihn selbst darum. Als er von diesem die Wahrheit gehört und das Wunder selbst geschaut hatte, gedachte er an sein Gelübde, und daß Gott durch Offenbarung der Lichter die Stelle selbst erwählt hätte und ein Kloster dahin haben wollte.

Alsbald ließ er die Stätte räumen, die Bäume abhauen, hörte den Rath seines guten Freundes, des Bischofs Herand von Halberstadt, den er zu sich berief, und bauete an die Stätte ein Kloster, das er Reinhersborn nannte nach dem Borne, der dort floß, und dem Töpfer, der dabei

wohnte. Da wo das eine Licht gebrannt hatte, lag das Kloster mit dem Münster, und wo das andere, eine Kapelle der heiligen Jungfrau.

35.

Der eiserne Landgraf.

Historia de Landgraviis Thur. ap. Eccard. p. 378.
Rothe düring. Chron. S. 290.
Nicolai de Siegen chron. ecclesiast. ed. Wegele. p. 329.
Lange thür. Chron. Bl. 60b.

Landgraf Ludwig, der eiserne genannt, war in seiner Jugend ein milder und gütiger Herr, demüthig und nachsichtig gegen Jedermann. Wegen dieser Milde wurden seine Junker und Edelleute hochmüthig und stolz, vergaßen seine Güte und Nachsicht, schmäheten ihn, nannten ihn einen Thoren, der zur Regierung nicht tauge, und achteten seine Gebote nicht hoch. Auch beschwerten sie seine Unterthanen an allen Enden, schatzten und drückten sie sehr und thaten ihnen großen Verdruß.

Es trug sich aber einmal zu, daß der Landgraf zur Jagd ausritt auf den Wald und ein Wild antraf, dem folgte er eifrig nach, verirrte sich und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers, richtete sich darnach und kam in die Ruhl zu einem Waldschmiede. Der Landgraf war mit schlechten Kleidern angethan und hatte ein Jagdhorn umhängen. Der Schmied fragte, wer er wäre. „Des Landgrafen Jäger," war die Antwort. Da sprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! Wer ihn nennet, sollte allemal das Maul wischen, des barmherzigen Herrn!"

Der Landgraf schwieg. „Ich will dich herbergen," sprach zuletzt der Schmied, „dort in dem Schuppen findest du Heu, da magst du dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen."

Der Schmied arbeitete die ganze Nacht hindurch. Wenn er mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, so schalt er seinen Herrn den Landgrafen und hieß ihn hart werden wie das Eisen und sprach: „nun werde hart du böser, unseliger Herr! Was sollst du den armen Leuten leben? Siehst du nicht, wie deine Räthe die Leute plagen und mähren dir im Munde?" Und er erzählte die ganze lange Nacht, was die Beamten des Landgrafen für Untugend mit den armen Unterthanen übten. Wenn dann die Unterthanen klagten, so wäre Niemand da, der

ihnen Hilfe thäte, denn der Herr nehme es nicht an, die Ritterschaft spotte seiner hinterwärts, hießen ihn Landgraf Metz und hielten ihn gar unwerth.

Also hieß der Schmied den Herrn mit Fluchen und Schelten hart werden wie das Eisen und trieb solches die ganze Nacht an.

Der Landgraf konnte nicht schlafen, hörte alles gar wohl, nahm es zu Herzen und ward von Stund an scharf und ernsthaft in seinem Gemüth. Auch fing er an die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

Das wollten nun etliche Ritter und Beamten nicht leiden, sondern verbanden sich unter einander und gedachten sich gegen ihren Herrn zu wehren. Als daher der Landgraf einen seiner Ritter, der sich wider ihn verbrochen hatte, überzog und strafen wollte, versammelten sich die andern und wollten solches nicht leiden. Da kam es zu einem Streit mit ihnen bei der Naumburg an der Saale und der Landgraf bezwang und fing sie und führte sie mit sich auf seine Burg. Da strafte er sie zuerst nach Nothdurft und Gebühr mit harten Worten, daß sie den Eid, welchen sie geschworen und gelobet, so schlecht und böslich gehalten hätten, und unter andern sprach er zu ihnen: „nun wollte ich zwar eure Untreue wohl belohnen, wenn ich's aber thäte, spräche man vielleicht, ich tödtete meine eigenen Diener; sollte ich euch aber schatzen, so spräche man auch übel von mir, und ließe ich euch los und ungestraft von mir kommen, so achtet ihr meines Zornes ferner nicht."

Und der Landgraf führte sie zu Felde, fand dort auf einem Acker einen Pflug, spannte in denselben die ungehorsamen Edelleute je vier in ihren Hemden und ackerte mit ihnen eine Furche, während die Diener den Pflug hielten und er selber mit einer Geisel auf die vorgespannten Edelleute hieb und sie antrieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. So pflügte er den ganzen Acker mit je vieren eine Furche.

Darnach ließ er den Acker mit großen Steinen bezeichnen zu einem ewigen Gedächtniß und freiete ihn, so daß ein jeder Uebelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst sollte frei sein. Wer die Freiheit brechen würde, der sollte den Hals verloren haben, und den Acker nannte er den Edelacker. Die gedemüthigten Ritter führte er wieder mit sich auf die Naumburg, wo sie ihm aufs neue schwören und huldigen mußten.

Der Landgraf wurde nun im ganzen Lande sehr gefürchtet und wo

die, welche am Pfluge gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, seufzten sie und schämten sich sehr.

Diese Geschichte erscholl an allen Enden im deutschen Lande. Etliche schalten den Herrn und wurden ihm gram; Manche tadelten die Untreue der Beamten, Andere meinten sie wollten sich eher tödten laßen, als in den Pflug spannen; Einige demüthigten sich auch gegen ihren Herrn, denen that er Gutes und hatte sie lieb, Andere dagegen wollten ihren Schimpf gar nicht vergeßen, sondern stunden ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Wenn er solche mit Wahrheit hinterkam, ließ er sie henken, enthaupten, ertränken und in den Stöcken sterben. Darum gewann er viele heimliche Neider und Feinde unter ihren Kindern und Freunden und ging deshalb mit seinen Dienern stets in einem eisernen Panzer. Darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen.

Von einem strengen, unbiegsamen Manne pflegte man seitdem noch lange im Sprichwort zu sagen: „Der ist hart geworden zu Ruhla in der Landgrafenschmiede.“

36.

Ludwig baut eine Mauer um die Neuenburg.

Annall. Reinh. p. 36.
Joh. Rothe düring. Chron. S. 294.

Als der Kaiser Friedrich Rothbart von einem Kriegszuge aus Polen heimkehrte, herbergte er mit seinem Schwager Landgraf Ludwig dem eisernen auf der Neuenburg an der Unstrut. Daselbst blieb er etliche Tage seinem Schwager und seiner Schwester zu Liebe und sie waren mit einander fröhlich. Nun behagte ihm das Schloß an seinem herrlichen Gebäude und seiner Gelegenheit gar wohl und er sprach: „das ist ein rechtes Fürstenschloß und ich sehe nicht, daß ihm etwas gebreche, denn daß es keine Mauer um sich hat.“ Das hörte der Landgraf und sprach: „Herr, es sollen nimmer zwei Nächte vergehen, ich will eine so gute und köstliche Mauer um diese Burg laßen machen, daß in Thüringen ihres gleichen nirgends gefunden wird.“ Dieser Rede verwunderte sich der Kaiser.

Am andern Tage sandte der Landgraf nach allen seinen Grafen und Mannen, die er um sich erlangen mochte, daß sie in der Nacht zu ihm kämen wohl gewappnet und aufs beste geschmückt. Und er stellte sie um die Burg, daß einer an dem andern stund, mit ihren gekrönten Helmen

und ihre Knechte davor mit ihren Schilden. Des Morgens, als der Kaiser aufgestanden war, führte ihn sein Schwager um die Burg und ließ ihn die Mauer beschauen. Da bekannte der Kaiser, daß er nicht köstlicher noch fester eine Mauer gesehen habe.

37.

Ursprung der Stadt Weißensee.

Annales Reinh. p. 35 sq.
Joh Rothe dür. Chron. S. 293.

Der Landgraf Ludwig der eiserne war mit dem Kaiser zu Regensburg. Unterdessen begann die Landgräfin Jutte bei dem weißen See in Thüringen einen Baumgarten und eine Burg zu bauen, damit sie eine Herberge dort hätte zwischen der Neuenburg und Wartburg. Diesem Unternehmen widersprach der Graf von Beichlingen, zu dessen Herrschaft der Platz gehörte, aber sie wollte es nicht laßen. Da schickte der Graf eine Botschaft an den Kaiser und klagte über dessen Schwester, die ihm das Seine nehme und verbauete. Der Kaiser redete darüber mit dem Landgrafen Ludwig und dieser sprach, es wäre ihm leid, und schrieb einen ernsten Brief an Frau Jutten, daß sie von dem Baue ablaßen sollte. Des andern Tags aber schickte er eine heimliche Botschaft und ließ ihr sagen, daß sie nicht aufhören sondern fortbauen sollte und so wurde zuletzt der Bau vollendet.

38.

Der eiserne Landgraf und sein Arzt.

Caesarius heisterb. dial. miracul. I, 27.
Nicolai de Siegen chron. ecclesiast. ed. Wegele. p. 331.

Der eiserne Landgraf wurde bei seinem Leben von Jedermann gefürchtet, er selbst aber hatte vor Niemand Furcht. Auch war er um das Heil seiner Seele wenig bekümmert, drückte und schatzte seine Untergebenen hart und brachte viele Besitzungen der Kirchen und Klöster an sich. Wenn ihn nun fromme und ehrbare Männer deshalb tadelten und ihn in der Beichte an die künftige Vergeltung erinnerten, ihm die Strafe der Gottlosen und die himmlische Seligkeit der Auserwählten vor Augen stellten, antwortete er: „bin ich zur Seligkeit bestimmt, so werden keine

Sünden mir das Himmelreich entreißen können; bin ich aber verurtheilt, so werden auch gute Werke mir den Himmel nicht bringen.“ Und weil er gelehrt war, verhärtete und verstockte er noch mehr und mehrte seine Verderbniß damit, daß er gegen die, welche ihm Vorwürfe machten, das Wort des Psalmisten im Munde führte: „er gab den Himmel dem Herrn des Himmels, die Erde aber den Söhnen der Menschen.“ Sprachen nun gottesfürchtige Männer: „Herr, schonet eurer Seele, höret auf zu sündigen, damit nicht Gottes Gerechtigkeit durch eure Sünden gereizt den Sünder in seinen Sünden tödte und zuletzt in die Tiefen der Hölle werfe,“ so entgegnete er: „ist mein Todestag gekommen, so werde ich sterben; ich werde ihn weder durch frommes Leben hinausschieben können, noch durch Sündigen zuvorkommen.“

Gott wollte ihn aber nach seiner Barmherzigkeit von so großem Wahn bekehren und zur Erkenntniß führen, darum schlug er ihn mit einer gefährlichen Krankheit, wenn auch nicht ihm selber, so doch Andern zur guten Lehre. Man rief seinen Arzt, einen rechtschaffenen und auserwählten Mann, der nicht allein in der Kenntniß der Natur, sondern auch in der Theologie mehr als gewöhnlich erfahren war. Zu diesem sprach der Fürst: „ich bin sehr schwach, wie du siehest, darum wende deine Kunst an, daß ich genesen mag.“ Der Arzt antwortete: „Herr, wenn der Tag eures Todes kömmt, so wird meine Kunst euch nicht dem Tode entreißen können; wenn ihr aber an dieser Krankheit nicht sterben sollt, so wird meine Arznei überflüßig sein.“ Erstaunt über diese Worte sprach der Landgraf: „wie magst du so reden? Wenn mir die Sorgfalt deiner Behandlung nicht zu Theil wird und nicht angewendet die vorgeschriebene Lebensweise, so werde ich von mir selbst und von Andern aus Unkenntniß vernachläßigt werden und vor der Zeit sterben können.“ Als der Arzt dieses gehört hatte, wurde er heiter und froh und antwortete also: „Herr, wenn ihr meint, daß durch die Kraft der Arzneimittel euer Leben verlängert werden könne, warum wollt ihr nicht glauben an die Buße und an die Werke der Gerechtigkeit, welche Heilmittel der Seele sind? Ohne diese stirbt die Seele, und man gelangt nicht zur Gesundheit des künftigen Lebens.“

Der Landgraf überdachte den Werth und Ernst dieser Worte und weil jener gut und verständig geredet hatte, sprach er zum Arzte: „fortan sollst du der Arzt meiner Seele sein, da mich Gott durch deine Zunge von einem großen Wahn und Irrthum befreit hat.“

39.

Ludwig der Eiserne versucht seine Ritter und Vasallen.

Caesarius heisterb. dial. I, 27.
Nicolai de Siegen chron. eccl. p. 332.

Man erzählt, der eiserne Landgraf habe lange vor dem Tode von seinen Rittern und Vasallen das Versprechen genommen und durch ihre Eide bekräftigen laßen, daß sie ihn nach seinem Tode auf ihren eigenen Schultern zu Grabe tragen wollten.

Eines Tages stellte sich der Landgraf krank und that, als ob er sterben wollte, beichtete und empfing die heiligen Sakramente. Nachher legten die Vasallen den Landgrafen, den sie für todt hielten, auf einen Wagen und sprachen unter einander: „es genügt, daß wir ihn mit einiger Ehre begraben, denn da er nun gestorben ist, was kann er uns noch thun?" Und so folgten sie dem Leichenwagen zu Pferde. Als aber der Wagen allerlei Bewegung und Geräusch machte, brach der Landgraf mit gewaltigem Geschrei den Sarg auf und rief: „o ihr schändlichen Lügner und Betrüger, was habt ihr thun wollen?"

So jagte der Landgraf seinen Rittern und Grafen, die er schon früher gedemüthigt und sich unterworfen hatte, einen nicht geringen Schrecken ein.

40.

Ludwigs Leichnam wird von seinen Rittern zu Grabe getragen.

Bange thür. Chron. Bl. 64 f.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 295 f.
Historia de Landgrav. ap. Eccard. p. 380, 12—34. ap. Pistor. c. 21.

Eine andere Sage berichtet folgendes:

Als dem eisernen Landgrafen die Zeit seines Todes nahete und er krank auf der Neuenburg zu Bette lag, entbot er zu sich seine Ritterschaft, die ihm widerspänstig gewesen, und sprach zu ihnen: „ich weiß, daß ich sterben muß und mag dieser Krankheit nicht genesen. Darum gebiete ich euch, so lieb euch euer Leben ist, daß ihr mich, wenn ich gestorben bin, mit aller Ehrwürdigkeit begrabet und mich auf euern Schultern von hinnen bis gen Reinhardsbrunn traget." Solches mußten sie ihm

geloben bei ihrem Eide und ihrer Treue, denn sie fürchteten ihn mehr als den Teufel.

Und sie leisteten, was sie gelobt und versprochen hatten. Denn als der Landgraf gestorben war, trugen sie ihn weiter als zehn Meilen Wegs auf ihren Schultern nach Reinhardsbrunn, denn sie waren in Angst und Furcht, daß er noch lebend wäre und sie nur versuchen wollte oder daß seine Söhne es an ihnen rächen würden, wenn sie ihr Gelübde nicht hielten. Das Begräbniß aber wurde von dem Erzbischof Wichmann in Magdeburg herrlich und schön vollzogen in Gegenwart vieler Fürsten und Herrn und unzähligen Volkes, das herbeigekommen war, Pfaffen und Laien. Der Landgraf wurde begraben beim Altare des heil. Kreuzes in der Kirche zu Reinhardsbrunn.

41.

Wie es der Seele des Landgrafen Ludwig erging.

Caesar. heisterb. dial. mir. XII, 2.

Landgraf Ludwig war ein überaus großer Tyrann. Als er am Tode lag, sprach er zu seinen Freunden: „wenn ich todt sein werde, dann ziehet mir eine Cisterzienser Mönchskutte an, nehmt euch aber in Acht, daß ihr es nicht eher thut.“ Wie er gewollt, so geschah es. Als nun ein Ritter ihn in der Mönchskutte liegen sah, spottete er sein und sprach zu den andern Rittern: „wahrlich er gleicht meinem Herrn in keiner Tugend. Als er noch Ritter war, da hatte er nicht seines Gleichen in ritterlichen Dingen, nun er Mönch geworden ist, folgt er seinen Regeln so genau. Seht nur, wie er ein so tiefes Schweigen beobachtet; er spricht ja nicht ein einziges Wort.“

Als Ludwigs Seele aber ihren Körper verlassen hatte, wurde sie dem Fürsten der Teufel übergeben. Der saß über einem tiefen Brunnen, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Landgrafen mit diesen Worten: „willkommen sei unser vielgeliebter Freund! Zeiget ihm doch unsere Speisekammern, unsere Vorrathskammern und unsere Keller, dann bringet ihn wieder hierher.“ Da wurde Herr Ludwig an die Orte der Strafe geführt, wo nichts war als Heulen, Weinen und Zähneknirschen; und als man ihn zurückbrachte, redete der Höllenfürst ihn also an: „nun trinke Freund aus meinem Becher!“ Der Landgraf sträubte sich, aber

das half ihm nichts, er mußte trinken und zugleich schlugen ihm helle Schwefelflammen aus den Augen und der Nase. Darnach sprach der Fürst der Teufel: „auch mußt du dir meinen Pütz einmal beschauen, dessen Tiefe bodenlos ist.“ Da stürzte man ihn in den Brunnen und schloß den Deckel wieder darauf. Später hat ihn ein Geistlicher in diesem Pütz gesehen.

42.

Eine andere Sage von Ludwigs Seelenpein.

Caesar. heisterb. dial. mir. I, 34.
Nicolai de Siegen chron. eccl. p. 333.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 296.
Histor. Landgr. ap. Eccard. p. 380.
Bange thür. Chron. Bl. 65.

Dem Landgrafen Ludwig dem eisernen folgte in der Herrschaft sein ältester Sohn, den man den milden Ludwig nannte. Dieser hätte gern gewußt, wie es um seines Vaters Seele bestellt wäre, ob gut oder übel. Das hörte ein Ritter an seinem Hofe, der war arm und hatte einen Bruder, welcher ein Pfaffe und Schwarzkünstler war. Diesen bat der Ritter, daß er doch von dem Teufel erfahren wollte, wie es um des eisernen Landgrafen Seele stehe. Jener sprach: „ich will es gerne thun, auf daß dich der junge Fürst desto beßer halte.“

Darauf lud er den bösen Geist und sprach zu ihm: „ich beschwöre dich, daß du mir sagest, wo des Landgrafen, den man den eisernen nannte, Seele hinkommen ist.“ Der Teufel antwortete: „willst du mit mir fahren, so will ich dir zeigen, wo er ist.“ „Ich möchte ihn gern sehen,“ erwiederte der Pfaff, „wenns ohne Schaden geschehen könnte.“ „Ich schwöre dir,“ sprach der Teufel, „bei dem höchsten und lebendigen Gott und seinem schrecklichen Gerichte, wenn du mir glaubst und vertrauest, daß ich dich gesund hin und wieder heim bringen will.“ Als er das gesagt hatte, saß der Pfaff auf des Teufels Hals, der ihn in kurzer Zeit an die Pforten der Hölle brachte, wo er gar grausame Pein auf mancherlei Weise sah und hörte. Davon erschrack er sehr, zitterte und bebte.

Da rief ein anderer Teufel und sprach zu dem ersten: „wer ist der, den du auf dem Halse hast? Bring ihn her!“ „Es ist unser Freund,“

antwortete jener, „dem habe ich geschworen, daß ich ihn nicht verletzen wolle, sondern daß ich ihm des eisernen Landgrafen Seele zeige.“

Darauf hub der andere Teufel von einer Grube einen glühenden Deckel, darauf er saß, steckte eine eherne Posaune in die Grube und blies so sehr und schrecklich hinein, daß dem Pfaffen deuchte, die ganze Welt erbebe und erschalle davon. Und nach einer Stunde fuhr eine große Flamme aus der Grube hervor mit Rauch, Funken und Schwefelgestank und darin des Landgrafen Seele und gab sich dem Pfaffen zu erkennen und sprach: „hier bin ich armer Landgraf, dein gewesener Herr, und wollte Gott, daß ich es nie gewesen wäre. Ich muß hier stetig große und schwere Pein leiden.“

Der Pfaff sprach: „Herr, ich bin zu euch von euerm Sohne gesandt, daß ich erfahren sollte, wie es um euch gethan sei, ob er euch mit etwas helfen möchte.“ Der Landgraf antwortet: „wie es mir gehet, das hast du gesehen, doch sollst du wissen, wenn meine Kinder den Gotteshäusern, Stiftern und Klöstern ihr Erbe und ihre Güter wiedergeben, die ich zu meiner Herrschaft mit Unrecht gebracht habe, so wäre dies meiner Seele eine große Hilfe.“ „Herr, sie glauben mir diese Rede nicht,“ entgegnete der Pfaff. Da sagte ihm der Landgraf ein Wahrzeichen, das Niemand wußte als seine Kinder.

Alsdann wurde der Landgraf wieder in die Grube gethan, und der Teufel führte den Pfaffen heim. Und obwohl er am Leben blieb, verlor er doch seine natürliche Farbe, denn er war alle Zeit gelb und bleich, daß man ihn kaum erkannte. Die Worte des Landgrafen und das Wahrzeichen erzählte er seinen Kindern, aber es war wenig nütze, denn sie wollten die Güter nicht zurückgeben.

Der Pfaff aber begab sein Lehen und seine Güter und wurde ein grauer Mönch zu Volkolderode.

43.

Das St. Georgenbanner.

Annall. Reinhardsbr. p. 50 sq.
Histor. de Landgrav. Thuring. ap. Pistor. I, 1318.
Bange thür. Chron. Bl. 69.

Ludwig, der dritte Landgraf von Thüringen und Hessen, unternahm mit seinem Oheim, dem Kaiser Friedrich, genannt der Rothbart, eine

Kreuzfahrt in das heilige Land und verrichtete dort viele tapfere Thaten als ein rechter Christenheld unter dem Beistande Gottes und des heiligen Georg, den er als seinen besondern Schutzpatron hoch verehrte und zu dessen Ehre er auch daheim auf dem Markte zu Eisenach eine Kirche erbauen ließ. Dieser ritterliche Heilige half ihm bald allein, bald auch mit seiner himmlischen Heerschaar im Streite gegen die Heiden siegen und eignete ihm das seinem Schilde gleiche Kreuzbanner als ein rechtes Siegeszeichen und Siegespfand. Denn als sich das Christenheer einmal in großer Noth und Gefahr befand, rief der fromme Landgraf Gott um seine Hilfe und seinen Beistand an und alsbald gewahrt er in der Ferne einen stattlichen Ritter auf einem weißen Rosse nahen, dessen Rüstung und Fahne mit einem rothen Kreuze gezeichnet war. Der Ritter steckt seine Fahne in die Erde und spricht zu dem Landgrafen: „mit diesem Banner wirst du siegen," und verschwand. Der Landgraf aber und alle Andern erkannten in ihm den heiligen Georg. Und als nun viele Kreuzritter die Fahne mit ihren Händen erfaßten und aus der Erde ziehen wollten, vermochte es keiner von ihnen, nur der Landgraf zog sie mit großer Behendigkeit heraus.

Mit diesem Banner, welches Siegehart, das ist Siegesfahne, genannt wurde, schlug der Landgraf die Feinde alsbald in die Flucht und trieb sie bis zum Zelte Saladins in ihr Lager zurück. Unter diesem Banner führte Ludwig der Fromme vor dem Kaiser den Vorstreit und siegte noch oft gegen die Ungläubigen. Und als er dann in dem gelobten Lande erkrankt und auf seiner Heimfahrt, die er angetreten hatte, auf der Insel Cypern gestorben war, wurde das Banner von den Seinen auf die Wartburg gebracht, nach langer Zeit aber kam es auf das Schloß Tharandt in Meißen. Später verbrannte das Schloß, da haben viele Leute diese Georgenfahne zu dem Fenster hinaus in die Luft fliegen gesehen, Niemand aber wußte zu sagen, wo sie hingekommen ist.

44.

Von den sechs Meistern im Gesange am Hofe des Landgrafen Hermann.

Das Leben des heil. Ludwig, herausgegeb. von H. Rückert. S. 9 ff.
Annales Reinhardsbrunn. p. 109 sqq.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1207 Jahr, hatte der Landgraf Hermann unter seinem Hofgesinde auf der Wartburg sechs ehrsame,

wohlgeborne Männer, hohe Meister im Gesange und in der Dichtkunst, die gegenseitig wider einander dichteten auf höfische Weise. Der eine war genannt Heinrich der tugendsame Schreiber, der andere Walther von der Vogelweide, der dritte Reinhart von Zwetzen, der vierte Wolfram von Eschenbach, der fünfte hieß Bitterolf, der sechste und der geschickteste hieß Heinrich Afterding. Dieser stritt allein wider die andern alle und pries und erhob in seinem Lobe den Herzog von Oesterreich über den edeln Landgrafen Hermann in solcher Weise, daß er in seinem Gedichte den genannten Herzog der klaren Sonne verglich. Dagegen lobten die andern fünfe den hochgebornen, erlauchten Fürsten, Landgrafen Hermann, und verglichen ihn dem lichten Tage und kamen darüber so ernstlich an einander, daß sie sich williglich verpflichteten, wer da verliere, den sollte man hängen. Da kam auch herbei der Fememeister und hielt Stränge bereit in seinen Händen.

Nun war Haß und Erbitterung so groß unter ihnen, daß die fünfe in falscher Listigkeit auferlegten, daß sie um die Meisterschaft zu gewinnen und zu verlieren mit Würfeln spielen wollten. Dabei gewannen die fünfe mit falschen Würfeln Heinrich Afterdingen die Meisterschaft ab in Gegenwart des Femers. Da nun Afterding sah, wie es ausging, floh er unter den Mantel der edeln Landgräfin, Frau Sophien, um des Schutzes willen, den er da fand, und legte Berufung ein an den Meister Clingesor. Dem stimmten auch die andern bei, daß die Partei, zu welcher er stünde, den Sieg habe, über die andern aber sollte man richten mit dem Strange. Und zu dieser Berufung ward ihm ein Jahr Frist gegeben.

Heinrich Afterding zog nun nach Oesterreich und ward da von dem edeln Herzog, dessen Lob er gepriesen hatte, herrlich empfangen und reich begabt. Insbesondere gab er ihm gute behilfliche Briefe an den Meister Clingesor, der zu der Zeit in Ungarn wohnte zu Siebenbürgen. Dieser Meister war edel und wohlgeboren und sehr reich, denn er hatte dreitausend Mark jährlich als Zins; auch war er ein gewandter Philosophus und gelehrter Mann in weltlichen Künsten, besonders wohl erfahren in der Astronomie und schwarzen Kunst. Zu dem kam Afterding mit des Herzogs Briefen und unterrichtete ihn in der Sache, warum er zu ihm gekommen wäre. Darüber gab ihm Meister Clingesor guten Trost, aber er verzog ihm die Zeit, daß er nicht mit ihm ging zur Wartburg bis auf den Abend vor dem bestimmten Tage, an welchem Meister Clingesor das Urtheil sprechen sollte. Darüber war Heinrich Afterding nicht wenig be=

sorgt. In dieser Nacht kamen sie beide mit Hilfe der schwarzen Kunst von Ungarn nach Eisenach in eines Bürgers Hof, der Hellegreve hieß.

So kam Clingesor in das Thüringer Land dort nach der Fürsten Wunsch und Willen den Streit der Dichter zu entscheiden.

Ehe aber Meister Clingesor auf die Wartburg zum Landgrafen Hermann ging, saß er eines Abends vor seiner Herberge und hatte fleißig Acht auf die Gestirne des Himmels. Da fragten ihn die Leute, welche zugegen waren, ob er nicht etwas Seltsames und Sonderliches merkte an den Gestirnen des Himmels. Er antwortete: „ihr sollet wissen für wahr, daß meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren wird in dieser Nacht, die wird genannt Elisabeth und wird eines heiligen Lebens sein. Sie soll auch diesem jungen Fürsten, Landgrafen Hermanns Sohne, zur Ehe gegeben werden und von ihrem löblichen, heiligen Leben soll die ganze Erde, sonderlich aber dieses Land erfreuet und getröstet werden."

Bald darauf ging Meister Clingesor auf die Wartburg und begann dort in dem Rittersaale eifrig mit Wolfram von Eschenbach zu ringen um die Meisterschaft im Dichten und Singen. Er vermochte ihn aber nicht zu überwinden, sondern versprach einen andern statt seiner zu stellen, der ihm in Weisheit und Geschicklichkeit wohl begegnen sollte, und beschwor den Teufel, daß er in menschlicher Gestalt erschien und an das Thor klopfte. Der Landgraf befahl ihn einzulassen und gab ihm die Erlaubniß mit Wolfram zu disputiren. Die erste Rede war auch sein. Er hub nun an mit List und Geschicklichkeit zu reden von allen den Geschichten, die sich zugetragen hatten vom Anbeginn der Welt bis zur Zeit des neuen Bundes. Dagegen begann Wolfram von Eschenbach lieblich zu reden von der Süßigkeit des göttlichen Wortes, wie es um unserer Seligkeit willen Fleisch geworden und sonderlich kam er auf das Amt der heiligen Messe, und begann über die Maßen schön und geistlich auszulegen alle Stücke derselben und ihre Feierlichkeit an Messgewand, Geläute, Gesang und Vorlesung bis daß er kam an die hohen und kräftigen Worte, die Christus, des ewigen Vaters Weisheit, selbst gesprochen hat, mit denen auch das Brod und der Wein wahrhaftig in Fleisch und Blut verwandelt werden, und daß Christus, wie er einmal sich geopfert hat seinem himmlischen Vater als ein unbeflecktes Opfer an dem Galgen des Kreuzes für der ganzen Welt Sünde, ebenso in der heiligen Messe täglich für

4*

einen jeden sündigen Menschen besonders geopfert wird als ein Zeichen seiner unaussprechlichen Liebe, die er zu uns hat.

Diese liebliche Rede und hohe Materie mochte der Teufel seiner Bosheit wegen nicht hören, sondern verschwand. Da das Meister Clingesor sah und alle seine List ihm nicht half, ging er mit großer Schande von dannen. Also ward er von Wolfram von Eschenbach weislich überwunden.

Noch ließ Meister Clingesor nicht ab, sondern ging anderweit den Teufel an, daß er erfahren möchte an Wolfram, ob er gelehrt wäre oder nicht. Deshalb kam der Teufel des Nachts einmal zu Wolfram, als er entschlummert war, in das Haus seines Wirths zu Eisenach, der Gottschalk genannt war, und legte ihm gar listige Fragen vor von der Natur der himmlischen Sphären und der Sterne und sieben Planeten, aber Wolfram gab ihm keine Antwort. Da schrie der Teufel mit einem großen Lachen: „er ist ein Laie, er ist ein Laie!" und schrieb es auch an die Mauer des Gemaches.

Der Landgraf Hermann bat den Meister Clingesor angelegentlich, daß er bei ihm bliebe, und wollte ihm reiche und große Gaben geben, aber er schämte sich sehr, daß er von einem ungelehrten Manne also überwunden worden war und wollte nicht bleiben. Darum zog er wieder heim nach Siebenbürgen.

45.

Landgraf Hermann erbaut das Katharinenkloster in Eisenach.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 338f.
Histor. Landgrav. ap. Eccard p. 409, 64.
Gereimtes Leben der heil. Elisabeth bei Menken. II. §. 10.
Paullini annall. Isen. p. 34.

Kurze Zeit vor seinem Tode träumte dem Landgrafen Hermann, daß an der Femerstadt vor Eisenach, wo das Gericht stand, alle die verfemten Todten zu Jungfrauen wurden und daß unsere liebe Frau und die heilige Katharina, die er besonders lieb hatte und verehrte, zu ihm kämen und sprächen: „hier sollst du uns ein Haus bauen, daß wir diese Jungfrauen darin behalten, so wollen wir dich auch in Kürze zu uns nehmen." Von diesem Traume kam ihm in den Sinn, daß er das Gericht von der Wegscheide vor der Stadt Eisenach wegnahm, an eine andere Stätte vor St. Niclasthor legte und an seine Stelle ein Jungfrauen=

kloster und eine Kirche in Ehre der Jungfrau Maria und der heiligen Katharina erbauete.

Als die Herzogin Imagina von Brabant, eine junge Wittwe, erfuhr, daß dieses also dem Landgrafen Hermann von Gott, unserer lieben Frau und der heiligen Katharina geoffenbaret war, entsagte sie der Welt, gab all' ihr Gut der Kirche, kam nach Eisenach, half das Kloster bauen und vollenden und wurde darin die erste Aebtissin. Die war aber eine Wittwe und nicht eine Jungfrau, wurde deshalb nicht gekrönet, wie man sonst den Klosterjungfrauen zu thun pflegt, und so blieben auch die andern mit ihr ungekrönet.

Andere erzählen, der Landgraf habe ein Gelübde gethan gehabt St. Katharinen Grab auf dem Berge Sinai zu besuchen; weil er es aber nicht bewerkstelligen konnte, habe er diesen Klosterbau ausgerichtet.

46.

Gespräch eines Priesters mit einem Heiligen über den Landgrafen Hermann.

Caesarius heisterb. dial. miracul. XII, 3.

Als nach dem Tode des Landgrafen Hermann ein Priester, der von ihm viel Gutes empfangen hatte, Tag und Nacht unter Thränen und Seufzen zu Gott für das Heil seiner Seele Gebete sprach, stand einer der Heiligen ihm zur Seite und sprach: „wie sorgest du dich so sehr um diesen Mann, der doch verdammt ist? Nichts nützt ihm dein Gebet, ja es schadet noch mehr, darum weil seine Seele in die Tiefe der Hölle geworfen ist.“ Der Priester antwortete: „Herr, er hat mir viel Gutes gethan und ich bin ihm sehr verpflichtet;“ dagegen der Heilige: „höre auf für ihn zu beten, da er schon ein ganzes Jahr, ehe er begraben wurde, todt war, denn seinen Körper belebte anstatt der Seele ein böser Geist.“

47.

Der Landgraf Hermann im Fegefeuer.

Annall. Reinhardsbrunn. p. 164 sqq.

Nach dem Tode des Landgrafen Hermann hätte sein Sohn, der fromme Landgraf Ludwig, gern erfahren, ob die Seele seines Vaters,

dem er bei seinem Leben vor allen andern Kindern besonders lieb gewesen war, den Tag des ewigen Gerichts getrost und mit Zuversicht erwarte oder denselben zu fürchten habe. Zuerst hatte er darüber mit einigen seiner vertrauten Freunde eine geheime Unterredung, konnte aber durch ihren Rath nicht getröstet werden. Weil ihn aber diese Sache fort und fort ängstigte und quälte, versammelte er nach einiger Zeit nochmals alle seine Getreuen und begehrte ihre Meinung zu hören. Da wurde ihm von einem seiner Ritter der Rath gegeben, daß er einen Schüler, welcher in der schwarzen Kunst wohl erfahren sei, sollte holen lassen und von ihm dieses erfragen. Als man nun einen solchen gefunden und ihm die Sache vorgelegt hatte, sprach dieser, er wolle nicht, daß der Landgraf selber, weil er zu furchtsam sei, seiner Beschwörung beiwohne, sondern ein ihm getreuer Diener, der die Wahrheit mit seinen Augen sehen und bezeugen könne. Obwohl der Landgraf den Ausgang der Sache lieber in eigener Person erfahren hätte, so billigte er doch zuletzt die Meinung des Zauberschülers und gab ihm einen seiner getreuen Diener bei. Der Zauberer ermahnte nun diesen Diener zum öftern sich nicht zu fürchten, schloß ihn in einen Kreiß ein und hielt ihn bei steter Gefahr seines Leibes und seiner Seele an, den Kreiß nicht zu überschreiten noch aus demselben herauszutreten. Darauf fing er seine Beschwörung an und zugleich fragte er den, welcher im Kreiße saß, ob er etwas bemerke. Zunächst sah dieser nichts, dann aber nahm er ein gewaltiges Unwetter mit Sturm und Regen wahr, bei dessen schrecklichem Toben er alsbald meinte sterben zu müßen. Durch göttlichen Trost wurde er wieder gestärkt und beruhigt, dann überkam ihn aber von neuem große Angst und Furcht, und nachdem er durch tausendfachen Zauber mit vielen Schrecknißen gequält war, sah er seinen Herrn und Fürsten, den Landgrafen Hermann, auf einem stattlichen Roß mit vielen Begleitern an sich heranreiten. Der Landgraf redete den Diener freundlich an und fragte mit Fleiß, was er hier zu thun habe. Dieser gab zur Antwort, daß er auf Befehl seines Herrn des Landgrafen Ludwig hierher gekommen, Nachforschung zu halten, ob er in der Zahl der Verdammten oder der Gerechten sei; darauf hub der Landgraf den Mantel, womit er, wie es schien, bedeckt war, in die Höhe und ließ den Diener die unabläßige Qual der höllischen Gluth schauen, wovon er an seinem Leibe brannte, und offenbarte ihm, daß er diese Pein auf Erden durch sein ungerechtes Thun verdient habe, besonders dadurch, daß er den Aufbau und die Vollendung der Klosterthürme zu Reinhards-

brunn aufgehalten habe, da er die Steine und Vorräthe für den genannten Bau zur Errichtung des Thores in der Stadt Gotha, welches nach Sundhausen zu gelegen ist, habe bringen laßen. Auch zeichnete er noch mit einem kleinen Funken von dem Feuer seines Leibes den Fuß des Dieners, damit dieses Merkmal ein sichtbares Zeugniß wäre, daß der Diener den Landgrafen wirklich gesehen habe. Um aber seinen Sohn, der noch die Zeit der Gnade nützen könne, vor dem schrecklichen Abgrund des Todes und der Hölle zu bewahren, dadurch nämlich, daß er die Aufträge und Gebote seines Vaters erfülle und die Klöster und Gottesdiener und vor allen die frommen Mönche in Reinhardsbrunn durch Begabung, Förderung, Schutz und jeglichen andern Vortheil erhöhe und erhebe, so bat er den Diener solches durch seine öftern Mahnungen und Erzählungen zu bewirken.

48.

Elisabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg.

Annales Reinh. p. 121.
Leben des heil. Ludwig S. 13 ff.
Gereimtes Leben der heil. Elisabeth in Graff's Diutiska I, 354—363.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1211 Jahre und das edle, hochgeborne Mägdlein Elisabeth vier Jahre alt war, da sandte der Landgraf Hermann eine edle und würdige Botschaft aus in das Land nach Ungarn, zu bringen des Königs Tochter Elisabeth in das Thüringer Land, seinem Sohne zum künftigen Ehegemahl. Bei dieser Botschaft waren Graf Meinhart von Mühlberg und der ehrbare Herr Walther von Bargila und Frau Bertha, die Wittwe des Ritters Egilolf von Bendeleben. Die zogen dahin mit großem Gefolge und in herrlicher Ausrüstung, wie es solcher werthen Botschaft und so vornehmen Leuten wohl ziemet. Unterwegs ward ihnen überall große Höflichkeit und Ehre erwiesen von Fürsten und Herrn, Edlen und Prälaten, durch deren Land sie zogen, auf der Hinfahrt und auf der Rückfahrt. So kamen sie nach Presburg, wo sie in dem königlichen Schloße empfangen wurden.

Der edle König von Ungarn, Andreas, der heiligen Elisabeth Vater, war ein gütiger, friedsamer Herr. Seine Wirthin, die Königin, war tugendsam und bei weiblicher Zucht hatte sie gar einen männlichen, freudigen Muth, daß sie ausrichtete und regierte alle Geschäfte des Königs=

reichs. Darum war sie besorgt, wie sie ihre Tochter reich und königlich hersenden möchte in das Land zu Thüringen. Als sie nun alle Dinge geschickt und besorgt hatte zu der Heimfahrt und die Boten auch reichlich mit Silber, mit Gold und köstlichen Kleinoden begabt hatte, da übergab sie ihnen ihre Tochter, die liebe heilige Elisabeth, in einer silbernen Wiege mit köstlichen, seidenen Tüchern. Auch sandte sie zugleich mit unzählig viel goldene und silberne Trinkgefäße, werthvolle Heftel, Kränze und Kronen, viel Schmuck an Ringen und Spangen, mit Edelsteinen reich besetzt, viel Paare Buntwerk und Gewänder von schwerer und leichter Seide und goldgesticktem Tuche, und reiches Bettgewand von Purpur und Seiden mit anderem edlen und theuern Hausrathe, den Niemand zählen mag. Dazu noch besonders tausend Mark an feinem Silber und eine silberne Badewanne, darin das Mägdlein baden sollte.

Solch großer und reicher Schatz und so feine Kleinode, als die Königin ihrer Tochter mitgab, sind im Thüringer Lande nicht mehr gesehen worden. Und die Königin rühmte es laut und mit stolzer Freude, daß ihr Kind Elisabeth dem edlen jungen Fürsten von Thüringen, dem Landgrafen Ludwig, zum Ehegemahl werden sollte. „Saget eurem Herrn," sprach sie beim Abschied zu den Boten, „daß er sich wohl gehabe und guten Muthes sei und diese kleinen Gaben nicht verschmähen möge; läßet Gott mich leben, so will ich dieselben noch um vieles reichlich beßern. Das sage ich euch in Wahrheit."

So schieden sie von dannen und kamen mit der Königstochter nach Thüringen. Sie waren viel willkommen und wurden wohl empfangen. Da ward das kleine Jungfräulein dem jungen Fürsten in Kindes Weise zugelegt, eine Bedeutung der zukünftigen Hochzeit, wenn dazu die Zeit gekommen wäre. Und Elisabeth ward in ihrer Jugend mit großem Fleiße erzogen, wie das wohl billig war.

49.

Elisabeth als Kind.

Gerstenberger thür. heſſ. Chronik in Schminke's Monim. Hass. I, 290. II, 297.

Schon in ihren ersten Kindtagen gab die auserwählte Elisabeth Zeichen der zukünftigen Heiligkeit. Denn wenn sie in die Kirche kam, so

kniete sie nieder mit gefalteten Händen und aufgerichteten Augen, zum Himmel aber stund ihr Gedanke und sie küßte den Boden vor den Altären. Auch im Spiele mit ihren Jungfrauen und andern Mädchen lief sie mit Sprüngen hin zur Kapelle und wenn sie nicht hinein kommen konnte, küßte sie die Wände und Thüren daran und erwieß ihnen Ehre. Gewann sie etwas in dem Kinderspiele, so gab sie einen Theil davon den armen Kindern, um dieselben anzureizen das Pater noster und Ave Maria zu lernen. Wenn das Spiel am besten war, sprach sie: „ich will nun aufhören durch Gottes Willen," und ward sie zu dem Tanz gezogen, so ging sie einen Tanz herum, die andern ließ sie. „Ein Umgang," sagte sie, „ist genug für die Welt, darum will ich die andern um Gottes Willen laßen." Auch erkannte sie, daß Gott nicht durch die Schönheit der Kleider, sondern durch ein demüthiges Herz geehrt werde. Darum zog sie des Sonntags oder an andern heiligen Feiertagen etwas ab von dem Schmuck oder Zierrath ihrer Kleider und trug des Vormittags keine Handschuhe oder Aermel.

50.

Elisabeth erwählt sich einen Apostel als ihren Heiligen und besondern Beschützer.

Dietrich von Apolda in Canisii lectt. antiq. ed. Basnage. IV, 120.
Gerstenberger thür. hess. Chron. b. Schminke Mon. Hass. II, 296

Als die heilige Elisabeth noch ein Kind war und erst neun Jahre alt, sah sie, daß andere fromme Kinder jedes einen Apostel als einen besondern Beschützer sich durch das Loos erwählten. Da begehrte sie auch einen zu haben und sonderlich wünschte sie, daß ihr Gott den heiligen Apostel und Evangelisten Johannes bescheeren möchte, der ein Hüter und Bewahrer der Keuschheit ist, und bat Gott mit Andacht darum. Dann ging sie mit den andern Kindern, die auch einen Apostel kießen wollten, und als Elisabeth das Loos zog, so fiel dasselbe durch Gottes Schickung auf St. Johannes. Das geschah zum ersten, zum andern und zum dritten Male. Diesen Apostel empfing sie mit großer Andacht und hielt ihn in so hoher Ehre, daß sie eine jede Bitte, die in St. Johannes Namen und Ehre zu ihr gethan wurde, nach ihrem Vermögen erfüllte und gewährte.

51.

Von der treuen und innigen Liebe des jungen Landgrafen Ludwig zu seiner Braut Elisabeth.

Leben des heil. Ludwig S. 25 f.
Joh. Rothe düring. Chron. S. 341 f.

Der junge Landgraf Ludwig hatte seine ihm schon im Kindesalter verlobte Braut innig lieb und war ihr von ganzer Seele zugethan, denn Gott selbst hatte ihn mit dieser Liebe erfüllt und sein ganzes Herz der fremden Königstochter zugeneigt. Wenn er sie allein fand, pflegte er recht gütlich mit ihr zu reden und tröstete sie freundlich und liebevoll mit süßen Worten. Auch hatte er die Gewohnheit, daß wenn er über Land gewesen war und wieder heimkam, er sie freundlich an seinen Arm nahm und irgend ein Kleinod, das er mitgebracht hatte, als Geschenk ihr darreichte.

Mancherlei Rede ging zwar unter den Hofleuten und viele unter ihnen zweifelten, ob der Landgraf sie bei sich behalten und zur Ehe nehmen oder sie wieder heimsenden wollte nach Ungarn. Dagegen waren auch bidere Herrn und Grafen, Ritter und Knechte, denen es herzlich leid gewesen wäre, wenn man sie wieder heimgesandt hätte, besonders der Ritter Herr Walter von Vargila, welcher vom Landgrafen Hermann nach Ungarn gesandt worden war und die heilige Elisabeth in das Land geführt hatte.

Dieser ritt einmal auf dem Felde zu dem edlen Landgrafen heran und sprach heimlich also zu ihm: „gnädiger Herr, ich möchte euch etwas fragen, wollt ihr mir wohl auf meine Frage Bericht geben?“ „Frage nur getrost,“ antwortete ihm der milde Fürst, „was sich ziemet, will ich dir gern sagen.“ Da sprach Herr Walter, der gestrenge Ritter: „lieber Herr, wollt ihr des Königs Tochter von Ungarn zur Ehe behalten oder wollt ihr sie wieder heim senden?“ Da zeigte der tugendsame Fürst auf den Inselsberg und sprach: „siehst du den großen Berg vor uns liegen? Wäre der von rothem Golde und wäre er mein, so wollte ich dessen doch lieber entsagen als meiner lieben Braut Elisabeth. Man sage was man wolle, ich sage dir, daß sie mir lieb ist und ich auf dieser Erde nichts lieberes habe.“

Darauf antwortete der Ritter: „Herr, darf ich ihr diese Botschaft bringen?“ „Ja, sprach der Fürst, das sollst du thun und bringe ihr auch

dazu das Wahrzeichen, das ich dir gebe.“ Und er zog aus seinem Beutel einen zwiefachen Spiegel, der wohl gefaßt war und auf der einen Seite ein schlichtes, einfaches Glas, auf der andern aber ein Gemälde hatte, die Marter und das Leiden unseres Herrn und Heilandes. Diesen sandte er ihr in rechter treuer Liebe.

Als Elisabeth den Spiegel in ihre Hand nahm, lachte sie freundlich und dankte dem trefflichen Ritter.

52.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Annall. Reinh. p. 149.
Leben des heil. Ludwig S. 19.
Gereimtes Leben der heil. Elisabeth bei Graff Diutiska I, 378.

Derselbe Landgraf hatte auf der Wartburg einen Löwen. Dieser war dem Zwinger, darin er sich befand, eines Morgens entkommen und erhub ein gewaltiges Brüllen auf dem Burghofe, daß Niemand sich ihm zu nähern wagte. Als das der Landgraf hörte, stand er eilig von seinem Lager auf, warf ein leichtes Kleid über und trat in seinen Bundschuhen kühn und unerschrocken dem Löwen entgegen, hob seine Hand drohend auf und rief unerschrockenen Muthes mit lauter Stimme ihn an. Alsbald legte sich der grimmige Löwe vor ihm nieder wie ein zahmes Hündlein und wedelte mit seinem Schweif.

Nicht ohne Mühe und Noth, besonders mit Hilfe brennender Wische, wurde der Löwe wieder in seinen Käfig zurückgebracht. Der Wärter aber erhielt eine schwere Strafe.

53.

Landgraf Ludwig und der Krämer.

Thür. Chronik in Lepsius kl. Schriften III, 266.
Schlorf thür. Chronik. Mspt. S. 80.

Es war zur Zeit des edlen Landgrafen ein Krämer, der hatte gar einen armen Kram: als Pfeifen, Löffel und Spangen. Da fragt ihn der milde Fürst, als er auf den Jahrmarkt nach Eisenach kam und die

großen, reichen Krämer beschauet hatte, wie er sich von diesem armen Kram ernähren könnte. Der Krämer antwortete: „Herr, wenn ich mit Frieden aus einem Lande in das andere ziehen möchte, so wäre mir mein Kram groß genug und ich wollte mich wohl ernähren, auch sollte derselbe über ein Jahr beßer sein.“ Da ward der Fürst mit Barmherzigkeit beweget und sprach: „guter Freund, wie achtest du deinen Kram?“ „O Herr,“ antwortet jener, „ich gebe ihn euch um zehn Schillinge.“ „Gieb ihm die zehn Schillinge,“ sagte der Fürst zu seinem Diener, und zu dem Krämer sprach er: „du sollst in meinem Gebiet wandern, wo du willst, darüber soll man dir einen Brief geben und ich will dich schadlos halten dafür, dagegen sollst du mir Treue geloben und halben Gewinst geben.“ Der arme Krämer ward froh und gelobte ihm treu zu sein und nahm von dem Diener den Brief und das Geld. Alle Jahrmärkte kam er nach Eisenach und brachte alle Zeit seinem Herrn fremde Kleinode und zeigte ihm seinen Kram, der Fürst aber vergalt ihm die Kleinode mit Gelde. In kurzen Zeiten wuchs der Kram so groß, daß er ihn nicht mehr tragen konnte, kaufte daher einen Esel und trieb seinen Kram von einer Stadt zur andern.

Auf eine Zeit trieb er seinen Esel durch das Land zu Franken und legte allenthalben in den Städten seinen Kram aus. Als das etliche vornehme Leute in Franken sahen, wurden sie der Sachen eins und hielten auf den Krämer, nahmen ihm seinen Esel mit den Waaren und trieben ihn auf ein Schloß bei Würzburg. Der Krämer zeigte seinen Brief vor, aber sie rißen ihn entzwei und kehrten sich nicht daran. Da ging der Krämer zu seinem Herrn den Landgrafen und klagte ihm, wie er seinen köstlichen Kram verloren hätte. Des lachte der Fürst und sprach: „lieber Geselle, hab' keinen Unmuth, du sollst jetzt hier bleiben und nicht weiter ziehen, bis wir wieder einen Kram angerichtet haben.“

Darauf zog der Fürst mit großer Gewalt nach Franken und brannte und verheerte das Land bis nach Würzburg. Da ließ ihn der Bischof fragen, warum er ihm so großen Schaden thue. Der Landgraf antwortete: „ich suche meinen Esel.“ Als der Bischof solches vernahm, kam er selber zu dem Landgrafen und fragte ihn um den Esel. „Eure Mannen,“ sprach der Landgraf, „haben meinem Diener das Seinige genommen und ihn seines Esels und Krames beraubet.“ Von Stund an ward ihm der Esel und Kram wiedergebracht und der Landgraf zog wieder heim nach Thüringen.

54.

Elisabeth's Mantel.

Dietrich von Apolda II, 9.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 348.
Gereimtes Leben der heil. Elisabeth in Graff's Diutiska I, 379—383.
Gerstenberger's Chron. in Schminke's Mon. Hass. 329 f.

Der Landgraf Ludwig hatte auf der Wartburg ein besonderes Fest veranstaltet und zu demselben viele Gäste, Grafen, Ritter und andere vornehme Leute mit ihren Frauen und Töchtern geladen. Als nun die Zeit kam, daß man zu Tische sitzen wollte, war die heil. Elisabeth noch nicht da. Sie war zu erscheinen verhindert worden, und das war so geschehen. Als sie zu dem Saale ging, worin die Gäste versammelt waren, trat ein armer, gebrechlicher Mann an sie heran und bat um ein Almosen. Sie sprach: „es gebricht mir jetzt an Zeit, auch habe ich nicht bei mir, was ich geben könnte." Da bat aber der Arme noch viel mehr und rief, als sie von ihm gehen wollte, ihr gar flehentlich zu, daß sie Mitleid haben und seiner sich erbarmen möchte. Sie gab ihm den kostbaren, seidenen Mantel, den sie trug, und der arme Mann nahm ihn und ging davon. Viele Diener hatten aber gesehen, daß die heil. Elisabeth dem Armen ihren Mantel gegeben und daß dieser ihn hinweg getragen hatte.

Da nun der Landgraf und alle Gäste auf die heil. Elisabeth warteten, trat der Küchenmeister zu seinem Herrn und sprach in Gegenwart der ganzen Ritterschaft: „nun erkenne mein gnädiger Herr, ob es sich wohl gebührt, daß unsere gnädige Frau Elisabeth zu dieser Zeit so lange ausbleibt und euch das Mahl verzieht und diesen edeln Frauen die Fröhlichkeit. Jetzt hat sie nun einen Armen gekleidet und ihm ihren kostbaren Mantel gegeben." Da ging der tugendsame Fürst selber nach ihr und fand sie in ihrer Kammer und sprach: „liebe Schwester, wollet ihr nicht mit uns zu Tische gehen?" Sie antwortete: „ich bin bereit dazu." Nun fragte der Landgraf nach ihrem Mantel. „Er ist auf dem Ricke," gab sie zur Antwort. Da ging eine von ihren Dienerinnen hin und fand den Mantel auf dem Ricke. Sie that ihn um und ging mit dem Landgrafen zu Tische. Dieses Wunder hatte der allmächtige Gott selbst bewirkt.

Dieser Mantel, sagt der Chronist Rothe, ist nun ein Meßgewand in der Zelle der heil. Elisabeth unter der Wartburg.

55.

Von Elisabeth's tiefer Demuth und inniger Andacht.

Annales Reinh. p. 152 sq.
Gereimte Lebenbeschr. der heil. Elisabeth b. Menken II, 2056. bei Graff I, 384.
Leben des heil. Ludwig S. 23.
Gerstenberger thür. hess. Chronik in Schminke's Mon. Hass. II, 331.

Am Tage von Mariä Himmelfahrt war die Landgräfin Sophia mit ihrer Tochter Agnes und mit Elisabeth nach Eisenach zur Kirche gegangen. Die beiden Fräulein waren köstlich geschmückt und trugen Kronen von Gold und mit köstlichen, edeln Steinen besetzt auf ihrem Haupte. Als sie nun in die Kirche kamen, gingen sie in einen Stuhl gegenüber dem Bilde des gekreuzigten Heilandes. Voll Andacht und Inbrunst that Elisabeth ihre Krone von dem Haupte und legte sie neben sich auf die Bank und knieete nieder zum Gebete. Darüber erzürnte sich die Frau Landgräfin sehr und begann sie mit bittern Worten zu schelten. Es sei unziemlich, sagte sie, daß sie ihre Krone ablege und sich gebehrde wie die gemeinen Leute und sie alle zu Gespött mache vor den Leuten mit ihrem Niederfallen. Elisabeth aber antwortete ruhig und mit Demuth, daß sie vor ihrem Herrn und Erlöser, der einst auf Erden für sie die Dornenkrone getragen, keine irdische Krone tragen wolle von Gold, Perlen und Edelsteinen, und fiel nochmals auf ihre Kniee zum inbrünstigen Gebete und vergoß viele Thränen, daß ihr Mantel davon ganz naß wurde. Da ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerin so innige Andacht sahen, fielen auch sie auf ihre Kniee, hielten ihre Mäntel vor die Augen und verrichteten mit Andacht ihr Gebet.

Man hat auch folgende Erzählung. Der Landgraf Ludwig hatte einmal zur Ader gelaßen und viele Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen zu sich auf die Wartburg geladen, um mit ihnen heiter und fröhlich zu sein. Eines Morgens, als sie zur Messe gegangen waren und man eben den Leichnam unsers Herrn aufheben und zeigen sollte, geschah es, daß die liebe, heilige Elisabeth ihren Herrn, den Landgrafen Ludwig, öfters ansah, so daß ihr Herz in menschlicher Liebe und Freundlichkeit zu ihm geneigt und ihre innige Andacht zu Christus, unserm Herrn, dadurch etwas verhindert ward. Aber Christus mochte es nicht geschehen laßen,

daß seine auserwählte Freundin sich also von ihm kehrte, und zog sie barmherzig wieder in seine Gnade. Denn als der Priester unseres Herrn Leichnam aufhob, erschien ihr der Heiland in seiner tiefsten Erniedrigung und sie erblickte in des Priesters Händen einen gekreuzigten Menschen mit blutenden Wunden.

Ueber diese Erscheinung erschrack die heilige Elisabeth so sehr, daß sie in großer Reue dem Heiland zu Füßen fiel, ihr Gebrechen erkannte und bitterlich zu weinen anfing. Ihr Antlitz lag auf der Erde, aber ihr Herz und ihre Gedanken waren zum Himmel gewendet. In dieser Betrachtung und Innigkeit lag sie, bis man zu Tische gehen sollte und Niemand wagte zu ihr zu reden, bis daß der Landgraf selber zu ihr ging und sprach: „liebe Schwester, was ist die Ursache, daß du nicht zu Tische kommst und läßt uns so lange auf dich warten?“ Da richtete sie sich auf gegen ihn und als er sah, daß ihre Augen von bittern Thränen blutroth waren, erfaßte ihn inniges Mitleid und Betrübniß. „Liebe Schwester,“ fragte er weiter, „warum hast du so bitterlich geweint?“ und bei diesen Worten begann er selbst bitterlich zu weinen.

Da er nun erkannte, daß sie vor großem Jammer und Betrübniß nicht wohl mochte zu Tische kommen, ließ er sie in ihrer Andacht, trocknete seine Augen und ging zu seinen Gästen und erschien fröhlich und heiter, daß Niemand merken möchte, was ihm begegnet war.

An dem guten Karfreitage wollte die heilige Elisabeth nimmer gestatten, daß ihre Dienerinnen und Hoffräulein ihr einige Ehre erboten, sondern sie sprach: „heute ist der Tag der Demuth,“ und darum begab sie sich selber in große Demuth. Nach der Gewohnheit der armen Frauen nahm sie in ihren Schooß viel kleine Flachsristen, Weihrauch, kleine Wachslichter und viel kleines Geld, mischte sich unter das Volk und ging barfuß zu allen Kirchen, knieete andächtig nieder vor allen Altären und opferte auf einem jeden eine Flachsriste mit Weihrauch und einem kleinen Wachslichte, wie das damals der armen Frauen Sitte war und gab die Pfennige den Armen, die vor den Kirchen und auf den Straßen saßen. Nun ward sie aber von den Leuten beredet, daß sie nur so kleine Gaben opferte, wie andere arme Frauen, da doch eine Fürstin große Opfer geben sollte; aber sie that das zu der Zeit nur aus großer Demuth, denn sie wollte es in allen Stücken den Armen gleich thun. Und in der Kreuzwoche ging sie in einem wollenen Kleide barfuß und folgte der Prozession mit großer Andacht.

56.

Elisabeth's Aermel.

Rebhan histor. eccl. Isen. p. 53.
Justi Leben der heil. Elisabeth S. 60.

Elisabeth ging an einem Pfingstfeste von der Wartburg herab nach Eisenach in die Kirche. Sie hatte kostbare Kleider angethan und war reich geschmückt mit Gold und Edelsteinen. Auf diesem Wege begegnet ihr ein Bettler und bittet sie um ein Almosen, weil sie aber eben nichts bei sich hatte, was sie ihm füglich geben konnte, nahm sie von ihrem Kleide einen werthvollen, kostbaren Aermel und gab ihn dem Bettler. Dieses hatte ein Ritter gesehen und alsbald ging er hin zu dem Bettler und kaufte ihm den Aermel ab. So oft dieser Ritter nachher eine Lanze zu brechen hatte in einem Ritterspiel, band er jedesmal jenen Aermel an seinen Helm und ging aus jedem Kampfe und Stechen als Sieger hervor.

Als die heil. Elisabeth aus der Kirche wieder zurück auf die Wartburg kam, fragte ihre Schwiegermutter, wohin der eine Aermel gekommen wäre; aber durch Gottes Fügung hatte die fromme Fürstin sogleich einen andern Aermel an ihrem Kleide.

Dasselbe wird auch von einem Handschuh der heil. Elisabeth erzählt, der nachher einem Ritter auf einem Kreuzzug gute Dienste that.

57.

Die heil. Elisabeth und der Aussätzige.

Leben des heil. Ludwig S. 35 f.
Annales Reinh. p. 177 sq.

Da der Landgraf Ludwig sah, daß seine liebe Elisabeth all ihr Denken und Sinnen Gott dem Herrn zugewendet hatte, mochte er sie darin nicht stören und hindern, sondern in rechter Liebe fördern und gab ihr volle Macht und Freiheit alles zu thun, was Gott wohlgefällig war und seinem Lobe und seiner Ehre diente. Aber seiner Mutter, der Landgräfin Sophia, war die große Demuth und Gottesfurcht ihrer Schwiegertochter gar mißfällig und sie sprach oft gegen ihren Verkehr mit den armen, kranken und geringen Leuten.

Der Landgraf verweilte einmal auf der Neuenburg mit seiner Mutter und seiner lieben Wirthin, der heiligen Elisabeth. Nun hatte dieselbe

eines Tages einen armen aussätzigen Menschen gewaschen, gebadet und in das Bette ihres Herrn gelegt. Das ward ihre Schwiegermutter gewahr und sie nahm ihren Sohn, den Landgrafen Ludwig, bei der Hand und sprach: „geht mit mir lieber Sohn und sehet, wie Elisabeth mit kranken und unsaubern Leuten euer Bett beflecket, davon ihr großen Schaden an euerm Leben nehmen könnt.“ Als nun der milde Fürst über das Bette kam, da öffnete ihm Gott der Herr die inwendigen Augen, daß er ein Kreuz und die Marter unsers Herrn in dem Bette liegen sah. Dieses göttliche Wunder betrachtete er mit großer Andacht und sprach: „Elisabeth, meine liebe Schwester, solche Gäste magst du mir oft in mein Bette legen, das ist mir wohl zu Danke.“ Und er erkannte, daß alles Gute, was man in Gottes Liebe armen kranken Leuten thut, Christus, unserm Herrn, selber gethan wird. Solche große Freude hatte er, als er das Kreuz erblickte. Seine Mutter aber überkam ein Grauen, als sie die Jammergestalt des Aussätzigen nicht mehr sah.

58.

Elisabeth's Kirchgang.

Gerstenberger thür. hess. Chronik b. Schminke Monum. Hass. I, 309.

Wenn die heilige Elisabeth eines Kindleins genesen war und dann ihren Kirchgang hielt, kleidete sie sich in ein schlichtes, wollenes Kleid, nahm ihr Kind selber in den Arm und ging unbeschuht und barfuß einen harten steinigen Weg von der Burg herab nach einer fernen Kapelle, wo sie für das Kind eine Wachskerze auf dem Altare opferte. Wenn sie dann wieder nach Hause kam, schenkte sie den Mantel und die Kleidung, die sie auf diesem Gange getragen, armen Leuten.

59.

Gespräche der heil. Elisabeth mit ihrem Gemahl, dem Landgrafen Ludwig.

Annales Reinh. p. 169 sq.
Leben des heil. Ludwig S. 28.
Dietrich von Apolda II, 2.
Simon Ludwig IV. und die heil. Elisabeth. Frankf. 1854. S. 78 f.

Die edle Fürstin bat einmal ihren Herrn und Gemahl, daß er ihr und ihren Dienerinnen erlauben möchte dessen nicht an Speise noch an

Trank zu gebrauchen, was geraubet oder andern armen Leuten wider Gott abgebrochen worden sei. Der milde Fürst antwortete und sprach: „ihr habt dazu meine Erlaubniß und ich will das gerne laßen bestellen; auch wollte ich selber nimmer eines geraubten Gutes gebrauchen, aber ich fürchte Aergerniß und allerlei Gerede des Hofgesindes, doch will ich in kurzer Zeit mein Leben anders stellen, so Gott mich läßet länger leben.“

Zu einer andern Zeit hatte die heil. Elisabeth mit ihrem Eheherrn folgendes trauliche Gespräch: „Herr,“ sagte sie, „ich dachte schon oft daran, wie wir ein Leben mit einander führen könnten, daß wir Gott wohlgefällig würden.“ „Nun, was für ein Leben wäre das?“ fragte der Landgraf. Sie sprach: „ich wollte, wir hätten ein Gütchen, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und zweihundert Schafe. Dann könntet ihr mit euern Händen den Acker pflügen und ich könnte die Schafe melken.“ „Ei, liebe Schwester,“ antwortete der Landgraf lachend, „wenn wir ein Gut hätten, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und zweihundert Schafe, dann wären wir nicht arm, sondern reich.“

60.

Elisabeth speist die Armen.

Annall. Reinhardsbrunn. p. 189 sq.
Leben des heil. Ludw. S. 45 f.

In vielen deutschen Ländern und auch in Thüringen war eine allgemeine Hungersnoth und währte schon bis in das dritte Jahr. Auch strafte Gott die Menschen um ihrer Sünde willen mit Krankheit und bösen Seuchen und großes Waßer ergoß sich, wie es seit vielen Jahren nicht gesehen worden war.

In dieser Zeit der Trübsal und Angst war der Landgraf Ludwig fern von seinem Lande; er verweilte in Geschäften an des Kaisers Hof in Italien. Aber die heilige Elisabeth war daheim in aller Weise bedacht die Noth und das Unglück der armen und kranken Leute zu lindern und zu mildern. Sie erbaute unter der Wartburg ein Spital und nahm acht und zwanzig arme und hilfsbedürftige Menschen darin auf, und wenn einer derselben starb, trat sogleich ein anderer an seine Stelle. Auch ließ sie unter ihrer Aufsicht an 400 Arme täglich Almosen und milde Gaben durch ihre Dienerschaft vertheilen.

Als nun der Landgraf von seiner Reise wieder heimgekehrt war, so suchten einige von seinen Amtleuten und der Dienerschaft, welche die Milde und Barmherzigkeit der edeln Fürstin ungern gesehen und mit scheelen Augen betrachtet hatten, dieselbe bei ihrem Herrn und Gemahl übel zu bereden und klagten über ihre Unwirthschaftlichkeit und große Freigebigkeit. Aber der tugendsame Fürst antwortete ihnen: „Laßet sie um Gottes Willen nur geben und armen Leuten nach ihrem Gefallen Gutes thun, wenn uns nur die Wartburg und die Neuenburg verbleiben. Ich weiß wohl aus der heiligen Schrift, daß Gott dem Herrn drei Dinge besonders wohl gefällig sind und auch bei den Menschen gut bestehen: Einträchtigkeit unter Brüdern, Liebe und Treue unter den Nebenmenschen und Mann und Frau, die beide einträchtig sind.“

61.

Elisabeth's Gottvertrauen.

Rebhan histor. eccl. Isen. p. 47 sq. Mspt.

In demselben Jahre der großen Theuerung und Hungersnoth frug der Landgraf eines Tages, als er eben von der Reise wieder heimgekommen war, seine Gemahlin: „sage, liebe Schwester, wie soll deine arme und hungernde Familie — er meinte die Armen — in diesem Jahre ernährt und erhalten werden?“ Die heil. Elisabeth antwortete: „ich habe bisher Gott das Seine gegeben, das, was mein und dein ist, wird Gott uns erhalten.“ Und als der Landgraf auf den Kornboden ging, fand er dort große Haufen Getreides, welche der Verwalter, dem das Getreide übergeben war, noch nie gesehen hatte.

So wurde ihr, die den Armen gab, von Gott wieder gegeben, daß sie sowohl selbst zu leben hatte, als auch andern Leuten Gutes zu thun.

62.

Die heil. Elisabeth schöpft Fische aus einem Brunnen.

Joh. Rothe düring. Chron. S. 353.

Zu einer Zeit war ein kranker Mann, den gelüstete Fische zu eßen. Da nahm die heilige Elisabeth eine Kanne und wollte sie reinigen an

dem kleinen Brunnen und dann einen Diener nach Fischen schicken für den kranken Mann. An dem Brunnen aber lief ihr die Kanne so voll von guten, kleinen Fischen, daß eine große Schüßel davon angefüllt ward.

63.

Elisabeth's Rosen.

Gereimtes Leben der heil. Elisabeth b. Menken II, 2067.

Der Landgraf war in der Stadt Eisenach gewesen und ging wieder zurück nach der Wartburg. Unterwegs sah er die heilige Elisabeth mit einer ihrer liebsten Jungfrauen stehen; beide kamen von der Burg herab mit allerlei Speisen und Nahrungsmitteln fast sehr beladen, die sie in Krügen und Körben unter ihren Mänteln mit sich trugen und den Armen bringen wollten, die ihrer unten im Thale harrten. Der Landgraf hatte das alles wohl bemerkt und sprach, indem er ihnen die Mäntel zugleich zurückschlug: „laßet sehen, was ihr da traget!" Dabei wurden aber die Speisen alsbald zu Rosen. Die heilige Elisabeth war darüber so heftig erschrocken, daß sie ihrem Gemahl auf seine Frage und Rede nichts zu sagen vermochte.

Dem Landgrafen that der Schrecken, den er seiner lieben Elisabeth verursacht hatte, gar leid und schon wollte er freundlich und mit guten Worten ihr zusprechen, als ihm auf ihrem Haupte ein Bild des gekreuzigten Heilands als ein Kopfschmuck erschien, den er vorher nie gesehen hatte. Da wollte er die heilige Elisabeth nicht länger aufhalten; er ließ sie ihren Weg gehen und den Armen und Kranken nach ihrem Gefallen Gutes thun und ging weiter nach der Wartburg.

Am Wege, nahe unter dem Kniebrechen, wie die Leute sagen, stand ein Baum, in den ein Kreuz gehauen war. Dieser wurde später umgehauen und zum Zeichen und ewigen Gedächtniß an jenes hohe Wunder an die Stelle, wo es geschehen, ein steinernes Bild gesetzt.

64.

Wie der heil. Elisabeth ihre Barmherzigkeit gegen die Armen von Gott wunderbar vergolten wird.

Gereimtes Leben der heil. Elisabeth in Graff's Diutiska I, 377—379.
Dasselbe bei Menken Scriptores rer. Germ. II,
Gerstenberger's Chronik b. Schminke Mon. Hass. II, 328.
Rebhan histor. eccl. Isen. p. 45. Mspt.

Der Vater der heil. Elisabeth, der König von Ungarn, schickte einmal eine Gesandtschaft edler und achtbarer Herrn nach Thüringen zum Landgrafen Ludwig und zu seiner Tochter. Bei dieser Gelegenheit geschah ein großes Wunder. Die fromme, gute Fürstin, welche die Armen oft kleidete, hatte damals keine kostbaren, ihres Standes würdigen Kleider anzuthun, um darin vor den fremden Herrn zu erscheinen. Darob betrübte sich ihr Gemahl, sie aber tröstete ihn und sprach: „achte das nicht groß, mein liebster Bruder, denn ich habe nie in Kleidern glänzen und Ehre darin haben wollen." Dann ging sie in ihr Gemach, fiel nieder auf ihre Kniee und rief Gott um seinen Beistand an. Als nun die fremden Herren vor den Fürsten kamen und man nach der heil. Elisabeth sandte, da hatte sie das schönste, hyacinthfarbige, mit kostbaren Perlen und Edelsteinen reich besetzte Kleid an, wie man ein solches noch nie auf Erden gesehen hatte. Des verwunderte sich der Landgraf und fragte sie nachher, woher sie das herrliche Kleid bekommen habe. Lächelnd sprach sie: „solche Dinge kann Gott thun, wenn es ihm gefällt."

Zu einer andern Zeit kam auch der Kaiser zu dem Landgrafen Ludwig auf die Wartburg, um die heil. Elisabeth zu sehen, von deren Tugend und Frömmigkeit er schon oft gehört hatte. Als man sich zu Tische setzen wollte, sandte Gott durch seinen Engel der heil. Elisabeth eine goldene Krone und überaus kostbare und kunstreich gestickte Kleider, welche gleich dem Monde glänzten und leuchteten, wie solche noch Niemand gesehen hatte, so daß der Kaiser selbst und alle Herrn, die gegenwärtig waren, erstaunten und die große Pracht und Herrlichkeit der Kleider höchlich bewunderten. Der Landgraf aber sagte Gott dafür großen Dank.

So ward der heil. Elisabeth ihre Freigebigkeit gegen die Armen von Gott vergolten.

65.

Verklärung der heil. Elisabeth.

Gerstenberger thür. u. hess. Chronik in Schminke's Mon. Hass. p. 330.

Wie der allmächtige Gott seine Dienerin die heil. Elisabeth mit Kleidern geziert hat, so hat er sie auch geziert an ihrem Leibe. Als sie eines Tages mit großer Andacht und Innigkeit die Messe hörte, sah ein frommer Priester, der da gegenwärtig war und dem Gott die Augen öffnete, daß ein Schein und eine Klarheit die heil. Elisabeth in der Zeit umfing, als man das Sacrament, den Leib unsers Herrn und Heilandes, gebenedeiete, so daß ihr Antlitz verkläret war wie die Sonne und große Klarheit und Strahlen davon ausgingen. Des wunderte sich der Priester und erzählte nachher, was er gesehen hatte von der heiligen Elisabeth.

66.

Tod des Landgrafen Ludwig.

Annall. Reinhardsbrunn. p. 206 sq.
Leben des heil. Ludw. S. 60.

Der Landgraf Ludwig war auf seiner Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande erkrankt an einem tödtlichen Fieber, das man den „Winter und Sommer" nannte, und starb zu Otranto am 11. September des Jahres 1227, im 28. Jahre seines Alters.

Ueber sein letztes Stündlein hat der Mönch Berthold, des Landgrafen Reisekapellan, folgendes erzählt.

Nachdem der milde Fürst erkannt hatte, daß er von seinem Lager nicht wieder aufkommen würde mit dem Leben, ließ er den ehrwürdigen Patriarchen von Jerusalem zu sich rufen und empfing von ihm mit inniger Andacht und vollem Christenglauben das Sacrament der heiligen Oelung und darauf den Leichnam unsers Herrn in Gegenwart und unter dem Beistande des Bischofs vom heiligen Kreuze. Als nun der Tod herantrat an das Lager des frommen Landgrafen und er in seinem Gebete der Gnaden und Freuden der ewigen Seligkeit begehrte, sah er, daß das Gemach, darin er lag, voll schneeweißer Tauben war, die von allen Seiten sein Bett umflogen. „Seht ihr nicht," sprach er zu denen, die zu-

gegen waren, „die große Menge dieser schneeweißen Tauben?“ Man meinte, es trüge ihn und er rede ein wenig irre, aber nach einer kurzen Pause sprach er wieder: „Ich will und muß von hinnen fliegen mit diesen schneeweißen Tauben.“ Nachdem er diese Worte geredet hatte, entschlief er alsbald sanft und ruhig und seine Seele ging zu Gott.

Diese Tauben sah auch ein Priester, einer von den Kapellanen des Landgrafen, nach dem Aufgange der Sonne zufliegen und in großer Verwunderung folgte er denselben mit seinen Augen, bis sie seinen Blicken entschwunden waren.

67.

Die heilige Elisabeth wird von der Wartburg vertrieben.

Dietrich von Apolda IV, 7.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 371 f.
Leben der heil. Elisabeth bei Graff Diutiska I, 414–421. bei Menken II.

Als der Landgraf Heinrich erfuhr, daß sein Bruder Ludwig gestorben war, nahm er Rath von den Seinen, wie er sich nun verhalten sollte. Die Rathgeber ertheilten aber einen untugendlichen Rath, der wider Gott und Recht, wider Zucht und Ehre war. Weil sein Bruder, so riethen sie, einen Sohn hinterlaßen hätte, auf den das Land gestorben wäre, so sollte er Wartburg und Eisenach nun selber einnehmen und für sich behalten, dazu auch die Schlößer im Lande, die heilige Elisabeth aber mit ihren Kindern, weil sie noch jung wären, von der Wartburg ausweisen, so behielte er die Besitzungen; auch sollte er selbst freien und Kinder gewinnen, auf die er das Land forterbte.

Diesem bösen Rathe gab der Landgraf Gehör. Deshalb wurde die heilige Elisabeth mit ihren Kindern unbarmherzig von der Wartburg gewiesen; zugleich hatte der Landgraf den Leuten in Eisenach sagen laßen, daß man ihm nicht Gefallen und Liebe thäte, wenn man Elisabeth mit ihren Kindern aufnähme und herbergte. So kam es, daß in der Stadt Eisenach Niemand sie in sein Haus nahm und sie in ein gemeines Schenkhaus ging, worin sie den Tag über mit ihren Kindern verweilte, des Nachts aber wollte der Mann sie nicht austreiben und so blieb sie fröhlich und geduldig darin. Des Morgens in der Frühe ging sie mit ihren Kindern in die Barfüßer Kirche und bat, daß man sang den Lobgesang Te deum landamus.

So ging die liebe, heilige Elisabeth, die arme Leute oft geherberget und gespeist hatte, in Eisenach umher, bat um Herberge und hatte Mangel an Speise und Trank. Und als sie wohl in drei Herbergen gewesen und in keiner lange geblieben war, erbarmte sich ihrer ein Priester und wagte den Zorn des Landgrafen Heinrichs, nahm sie in seine Wohnung, hatte Mitleid mit ihr und that ihr Gutes, so viel er vermochte. Die heilige Frau versetzte Pfänder, um sich zu nähren, und spann und arbeitete, was sie konnte.

In dieser Zeit geschah es auch, daß die gottseelige Frau über die hohen Schrittsteine gehen wollte, die damals in einer langen Reihe wegen des tiefen Kothes gesetzt waren, und in der Mitte des Wegs ein altes Weib ihr begegnete, eine Bettlerin, der sie oft Almosen gegeben hatte. Dieses Weib stieß die unglückliche Fürstin, die ihr nicht ausweichen konnte, in den tiefen Koth, daß sie alle ihre Kleider waschen mußte. Auch dieses ertrug sie in Geduld und dankte Gott mit lächelndem Munde, daß sie um seinetwillen vor allen Leuten wäre verschmähet worden.

68.

Von einem Gesichte der heil. Elisabeth.

Libellus de dictis IV. ancillarum bei Menken Script. rer. Germ. II.

In derselben Zeit, als die heil. Elisabeth von der Wartburg vertrieben in großer Noth und Armuth in der Stadt Eisenach lebte, war sie eines Tages in der Kirche gewesen und hatte auf den Knieen liegend lange ihre Augen auf den Altar gerichtet gehabt. In ihre ärmliche Wohnung zurückgekehrt nahm sie nur wenig Speise zu sich, weil sie sich sehr schwach fühlte, dann aber fing sie an heftig zu schwitzen und neigte sich an den Busen ihrer treuen Dienerin Eisentrud, die ihr ins Elend gefolgt war. Lange starrte sie nach dem offenen Fenster und fing endlich mit freundlicher, heiterer Miene an zu lächeln. Dann schloß sie wieder ihre Augen. Nach einer Stunde weinte sie heftig, bald aber erschien auf ihrem Antlitz wieder ein freundliches Lächeln und nach einiger Zeit sprach sie: „Herr, du willst bei mir sein und ich will bei dir sein und mich niemals von dir scheiden.“ Später bekannte sie ihrer vertrauten Dienerin auf deren inständige Bitte folgendes. „Ich sah,“ sprach sie, „den Himmel offen und meinen süßen Herrn Jesum sich mit seinem Troste in vielem

Unglücke und in vielerlei Verfolgungen, die mich umgaben, zu mir neigen. Wenn ich ihn sah, da war ich froh und glücklich; wenn er sich aber von mir abzuwenden schien, dann mußte ich weinen. Da wendete er sein mildestes Antlitz zu mir und sagte: „wenn du bei mir sein willst, so will ich bei dir sein, und ich antwortete, wie du gehört hast.“ Als nun ihre Dienerin weiter fragte, was sie vorher in der Kirche gesehen habe, antwortete sie: „was ich dort sah, ziemt sich mir nicht zu enthüllen. Das nur magst du wißen, daß ich in großer Seligkeit war und wunderbare Geheimniße Gottes schaute.“

69.

Kaiser Friedrich II. und die heil. Elisabeth.

Fortsetzungen zum Zeitbuch des Eike von Repgow, herausgegeben von Massmann. Stuttgart 1857. S. 498.
Vgl. Cod. Palat. Nr. 105. Fol. 21 u. 34. bei Simon Ludwig VI. und die heil. Elisabeth S. 258.

Nach dem Tode des Landgrafen Ludwig von Thüringen wollte der Kaiser Friedrich die heil. Elisabeth zu seiner Gemahlin haben. Aber sie weigerte sich dessen und wies den Kaiser ab um Gottes willen, denn sie wollte keusch bleiben. Der Bischof von Babenberg lag ihr sehr an mit Bitten und mit Drohungen, daß sie den Kaiser nehmen sollte. Sie sprach: „geschieht es, daß man mich zwinget, daß ich den Kaiser nehmen muß, so schneide ich mir selber die Nase ab.“ Da mußte der Kaiser und die Herren davon abstehen. Nach Jahren starb die heilige Elisabeth und ward begraben zu Marburg. Und als man sie erhub, kam ein Kardinal dahin und der Bischof von Mainz und viele Prälaten, auch der Kaiser Friedrich kam mit etlichen Fürsten und vielen Herren. Als nun die heilige Frau erhoben ward, sprach der Kaiser: „weil es nicht sollte sein, daß ich sie in ihrem Leben krönte, will ich sie im Tode krönen,“ nahm die Krone von seinem Haupte und wollte sie der heiligen Frau Elisabeth aufsetzen. Darob strafte ihn der Bischof von Mainz mit Worten, das machte den Kaiser zornig und er schlug den Bischof an den Hals. Das ward dem Pabst Gregorius zu wißen gethan und so erhob sich zuerst die Zweiung zwischen dem Kaiser und dem Pabste und seinen Bischöfen und sie währte bis zum Pabst Innozentius, der den Kaiser vertrieben haben wollte und in den Bann that.

70.

Wie Landgraf Konrad ein deutscher Ordensritter geworden ist.

Petri de Duisburg chronicon Prussiae p. 120.

Der Landgraf Konrad von Thüringen ist als ein Bruder in den deutschen Orden eingetreten, und das, sagt man, sei also gekommen.

Der Landgraf hatte sich zu einer Zeit, dem Geräusch und Gewühl der Welt zu entgehen, mit den Rittern Hartmann von Heldrungen und Dietrich von Gruningen und einigen anderen Hofleuten in die Einsamkeit auf sein Schloß Tenneberg begeben. Da kommt zu ihm eine feile Dirne. Der Landgraf frug: „woher kommst du?" und sie antwortet: „ich habe den ganzen Tag am Wege gesessen in der Näße und Kälte." Der Landgraf sprach: „du Elende, du erträgst und leidest mehr für die Strafen der Hölle als ein Anderer für die ewigen Freuden des Himmels." „Herr," spricht die Dirne, „ich weiß nicht anders mir meinen Unterhalt zu verschaffen und zu erwerben." „Würdest du keusch und ehrbar leben wollen, wenn du zum Leben das Nöthige hättest?" fragt der Landgraf weiter, und jene versichert mit Schluchzen und Thränen: „ja Herr, das würde ich gewiß thun." Darauf bestimmte ihr der Landgraf ein sicheres Einkommen, wovon sie leben und sich erhalten sollte. Der Landgraf hatte aber bei sich alle Worte des Tadels bewahrt, den er gegen die Dirne ausgesprochen hatte, auch bedachte und überlegte er, daß ihm selbst solcher Tadel und Vorwurf nöthiger gewesen wäre, als jener, denn diese hätte aus Noth und Armuth gesündigt, er aber habe in Ueberfluß und Reichthum lebend thörichter Weise durch seine Sünden Gottes Zorn gegen sich hervorgerufen. Mit solchen Betrachtungen brachte er die ganze Nacht schlaflos hin. Als er aber am andern Morgen vernahm, daß die beiden Ritter Hartmann und Dietrich gleiche Betrachtung gehabt hätten, ging er mit denselben im Büßergewand zur Kapelle des heil. Nicolaus in Gladbach, dort Gottes Rath zu hören über diese Sache. In einer göttlichen Eingebung ward ihm dort auferlegt, daß er in den Orden des deutschen Hauses treten und seine Regel annehmen sollte. Darauf löste er nach seiner Rückkehr alsbald sein Verlöbniß mit der Tochter des Herzogs von Oesterreich wieder auf, erzählte seinen geheimen Räthen das, was geschehen war, und ermahnte sie aus Ehrfurcht und Demuth gegen Gott Brüder desselben Ordens zu werden, und alle traten zu ihm durch seine Bitten bewogen.

Als nun der Landgraf nach Marburg kam und mit den Rittern, die ihm dahin gefolgt waren, in den Orden eingekleidet werden sollte und der Priester vor dem Altar mit lauter Stimme zu singen anhub: Alleluja, veni sancte spiritus, da kam auf den Landgrafen der heilige Geist in Gestalt eines Feuers herab, allen Umstehenden sichtbar, und dadurch gelangte er zu einer großen und besondern Heiligkeit, daß er der Menschen geheime Thaten wußte und keinen unzüchtigen Mann in seiner Nähe haben wollte.

71.

Der Prior des Dominikanerklosters in Eisenach.

Legendarium des Dominikanerklosters in Eisenach,
Ztschr. für thür. Gesch. u. Alterthumsk. IV, 377 f.

Der erste Prior des Dominikanerklosters in Eisenach war der Graf Eilger von Hohenstein, ein überaus frommer und gottesfürchtiger Mann und so heiligen Lebens, daß sein Amt in dem Kloster Christus selber mehrmals für ihn versehen und verwaltet hat, als er demselben vorzustehen behindert war.

Es geschah nämlich zu einer Zeit, daß der fromme Klosterprior zu einem vornehmen Edelmanne, der auf seinem Schloße krank danieder lag, gerufen wurde. Als er dorthin gekommen war und des Kranken Beichte und sein Bekenntniß gehört hatte, wollte er sogleich in sein Kloster wieder heimkehren, aber der kranke Ritter bat mit allen seinen Freunden inständigst, daß er zu seinem Troste und zur Erleichterung in seiner Krankheit noch einige Tage bei ihm bleiben möchte. Obwohl er sich Anfangs weigerte und sein Amt im Kloster, auch die Sorge für die Brüder vorschützte, ließ er sich doch zuletzt von seiner Nächstenliebe und durch die inständigen Bitten des Kranken bewegen und blieb daselbst, ging aber sogleich in die Schloßkapelle und empfahl im andächtigen Gebete die Klosterbrüder in unseres Herrn und Heilandes Schutz und Gnade. In derselben Zeit aber meinten daheim die Brüder, daß ihr Prior in das Kloster zurückkehre und alle empfingen mit großer Freude den Herrn Jesus Christus in der Gestalt des frommen Bruders Eilger.

Nachdem nun der genannte Prior fünfzehn Tage bei dem Kranken zu seinem Troste verweilt hatte, nahm er endlich Urlaub und kehrte in sein Kloster zurück, aber Niemand kam ihm diesmal zu seiner Verwunde-

rung grüßend entgegen und empfing ihn mit üblicher Ehre. Das schmerzte den heiligen Vater in seinem Herzen, weil er fürchtete, daß sein langes Außenbleiben die Brüder gekränkt habe. Deshalb rief er am folgenden Tage jenen Klosterbruder, welcher ihn, wie er meinte, begleitet hatte, zu sich und sprach: „wie ist das, daß uns die Brüder bei unserer Heimkehr nicht gebührend empfangen haben, da wir doch fünfzehn Tage fern gewesen sind?“ Dieser erwiederte: „theurer Vater, sind wir nicht sogleich am folgenden Tage nach unserm Weggange aus dem Kloster wieder heimgekehrt? Auch haben uns damals die Brüder mit Freude und Liebe empfangen und nachher sind wir ja immer hier gewesen.“ Da schwieg der heilige Vater und überdachte bei sich das göttliche Wunder.

Weiter erzählte man, daß derselbe fromme Mann eines Tages in seine Celle gegangen und sich daselbst vor einem Christusbilde, das darin hing, im Gebet niedergeworfen und in dieser innigen Andacht und göttlichen Anschauung einen ganzen Monat verharrt sei, ohne daß seine Abwesenheit die Klosterbrüder bemerkten, da er ihnen im Chore, im Speisesaal, Schlafgemach und in der Kapitelstube gegenwärtig zu sein schien, weil unser Herr Christus in seiner Gestalt und Kleidung überall seine Stelle vertrat. Als er nach dieser Zeit aus seiner Verzückung wieder erwachte und aufstand und mit den Brüdern zur Frühmesse ging und statt der Matutine des nächsten Tages die des folgenden Monats hörte, welche einstimmig alle Brüder sungen, verwunderte er sich nicht wenig und spürte mit großer Dankbarkeit das große Wunder und Gottes sonderliche Gnade.

Diese Wunder hat der fromme Prior kurz vor seinem Tode selber erzählt und offenbart.

72.

Der Streit um das Erbe von Thüringen.

Annales Reinh. p. 228 sq.
Thür. Chronik in Senkenberg's Select. jur. et histor. III, 325—328.
Gerstenberger thür. hess. Chron. in Schminke's Mon. Hass. II, 416 ff.
Bange thür. Chron. Bl. 99b–101.

Der Landgraf und römische König Heinrich Raspe, genannt der Pfaffenkönig, hatte auf der Wartburg das Zeitliche gesegnet und mit ihm

war auch der männliche Stamm der Landgrafen von Thüringen und Hessen erstorben. Es erhob sich nun ein langer Zwiespalt über das Erbe von Thüringen und Hessen zwischen der Herzogin Sophie von Brabant, einer Tochter der heiligen Elisabeth, und dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Erlauchten. Der Markgraf sprach das Land an, weil es aus König Heinrichs Munde, dessen Schwestersohn er war, ihm erstorben wäre, und er überfiel das Land mit Heereskraft, nahm Städte und Schlößer und auch die Wartburg ein. Die Herzogin aber ließ sich bedünken, ihr Sohn hätte mehr Fug und Recht zu dem Lande von Thüringen und Hessen, als der Markgraf von Meißen, und da sie hörte, daß viel gute Leute in Hessen und Thüringen ihrem Sohn wegen seiner Großeltern mehr geneigt waren, kam sie mit demselben nach Hessen und nahm auch einige Städte und Schlößer ein.

Bei diesem Handel und Zwiespalt, der nicht so bald gütlich verglichen und beigelegt werden konnte, wurde zuletzt auch die Landschaft zwieträchtig und uneins, und die Herzogin fürchtete, daß die Städte und Mächtigen des Landes in einem Kriege zu fremden Herren halten möchten und befahl deshalb das Land Thüringen dem Markgrafen zu getreuer Hand, bis von dem künftigen römischen Könige und den andern Fürsten des Reichs erkannt würde, wem das Land gehöre und von Recht gebühre.

Weil aber schon drei Jahre vergangen und noch kein römischer König geworden war, der den Streit über das Erbe in Thüringen und Hessen richten und schlichten konnte, kam die Herzogin von Brabant abermals nach Hessen mit ihrem Sohne Heinrich, und machte ihn zu einem Landgrafen in Hessen, den man nun das Kind von Hessen nannte. Sie ließ sich aber daran nicht genügen, sondern kam auch gen Eisenach und hielt da in der Kirche der Predigermönche mit dem Markgrafen eine Sprache, daß er ihr und ihrem Sohne das Land Thüringen wieder herausgäbe. Da reichte der Markgraf Frau Sophien die Hand und sprach: „gern, allerliebste Base, meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne unbeschloßen sein.“ Doch wie er so redete, traten zu ihm seine Räthe, der Marschall Helwig und Hermann von Schlotheim, nahmen ihn bei der Hand, zogen ihn zurück und sprachen: „Herr, was thut ihr, daß ihr das reiche Land und das feste Schloß Wartburg aus den Händen gebt? Wäre es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet und den andern auf der Wartburg, so solltet ihr viel lieber den einen Fuß aus dem Himmel ziehen und zu dem andern auf der Wartburg setzen. Denn gut will

es sich fügen, daß ihr dieses Land in Besitz nehmt, die beiden andern aber, das Osterland und Meißen, euren beiden Söhnen Dietrich und Albert übergebt."

Dieser Rath behagte dem Markgrafen und er kehrte sich wieder zur Herzogin und sprach: „ich muß mich in diesen Dingen bedenken und den Rath der Grafen und Edeln dieses Landes hören," und schied von ihr ohne ihrem Rechte zu willfahren. Da wurde die Herzogin tief betrübt, weinte bitterlich und zog die Handschuhe von ihren Händen, zerriß sie und sprach: „Gott möge sehen und richten!" Dann warf sie die Handschuhe in die Luft und rief: „o du Feind aller Gerechtigkeit und Erfinder aller Uebelthaten, ich meine dich Teufel, nimm diese Handschuhe mit deinen falschen Rathgebern." Und alsbald wurden sie hinweggeführt und nimmermehr gesehen. Die Räthe aber sollen nachher keiner eines guten Todes gestorben sein.

Andere Chroniken erzählen die Sache anders und zwar so. Die Herzogin von Brabant und der Markgraf hatten sich dahin geeiniget, daß sie ihr Recht stellen wollten an die Edelsten der Ritterschaft in Thüringen. Könnte der Markgraf zwanzig edle und fromme Ritter in Thüringen finden, die mit ihm einen Eid zu Gott und den Heiligen schwören könnten und möchten, daß er mit mehr Fug und Recht Erbe des Thüringer Landes wäre und nicht der junge Herzog von Brabant, so sollte sich ihr Sohn allein zu der Herrschaft in Hessen halten und sich schreiben und bleiben ein Landgraf zu Hessen. Und das sollte der Unterschied sein zwischen den beiden Landgrafen zu Thüringen und Hessen, daß der bunte Löwe in dem Schilde des Landgrafen zu Hessen eine goldene Krone trage, weil seine Eltermutter, die heilige Elisabeth, eines Königs Tochter gewesen wäre.

Dazu wurde ein Tag bestimmt und nach Eisenach gelegt. Bis dahin sollte der Markgraf die zwanzig Ritter finden, die mit ihm schwören wollten. Frau Sophie hatte aber die feste Zuversicht, daß er zwanzig solche Herrn nicht finden möchte, die mit ihm einen so falschen und unrechten Eid thun würden. Und sie schieden von einander und die Herzogin ging wieder nach Marburg in Hessen.

Als nun der bestimmte Tag kam, zog sie abermals mit ihrem Sohne nach Eisenach und brachte eine Rippe von ihrer Mutter St. Elisabeth mit; darauf sollte der Markgraf sein näheres Recht auf Thüringen beschwören. Man kam in der Katharinenkirche zusammen und ein be-

stellter Priester trug die Rippe auf den Altar. Da fragte der Markgraf, von welchem Heiligen das Heiligthum wäre, darauf er schwören sollte. Der Priester antwortete: „es ist eine Rippe der heiligen Elisabeth.“ Der Markgraf lachte und sprach zu seinen Rittern: „die Herzogin, meine Base, glaubt nicht, weil sie eine Rippe von ihrer Mutter mitgebracht hat, daß ich sie aus Thüringen vertreiben werde,“ und ging alsbald hin und legte seine Finger auf die Rippe, die in ein weißes, reines Tuch gebunden war, und schwur zu Gott und den Heiligen, daß er billiger das Land zu Thüringen ererbte, als der junge Herzog aus Brabant. Alsdann traten auch die andern zwanzig Herrn und Ritter hinzu und schwuren denselben Eid.

Da das Frau Sophie sah, schlug sie ihre Hände zusammen und zerriß vor großem Jammer ihre zwei Handschuhe, die sie an ihren Händen trug, in vier Stücke und klagte alle ihre Lebetage Gott und der Welt das große Unrecht, die Untreue und Falschheit des Markgrafen von Meißen. Auch widersprach sie den falschen Eiden und wollte daran nicht Gnüge haben, sondern behielt die Stadt Eisenach inne. Darum that der Markgraf viel Schaden in Hessen und wiederum geschah viel Schaden aus Hessen nach Thüringen und es stund übel in dem Lande dieser Fehde halber.

In derselben Zeit geschah es auch, daß die Herzogin einmal nach Eisenach kam und mit den Ihrigen in die Stadt wollte. Aber die Thore waren verschloßen und man wollte sie zuerst nicht einlaßen, denn die Stadt und die Bürger, obwohl ihr zugethan, waren in der Hand und Gewalt ihrer Widersacher. Da nahm die muthige, streitbare Frau eine Axt in die Hand und hieb damit in St. Jürgenthor, daß man die Wahrzeichen davon zweihundert Jahre in dem Eichenholze gesehen hat.

Die Chroniken erzählen auch, daß in jener Zeit ein wohlhabender Bürger in Eisenach gewesen sei, genannt von Welsbach, der habe gesagt, das Land zu Thüringen wäre billiger des Kindes von Hessen als des Markgrafen von Meißen, denn dieser Mann wußte die Rechte. Und der Markgraf ließ ihn in eine Blide oder Schleuder legen, die vor der Wartburg stand, und in drei Stunden dreimal von der Wartburg werfen. Zwei Stunden blieb er lebend und sagte gleichwohl das Land gehöre dem Kinde in Hessen. In der dritten Stunde starb er.

73.

Friedrich mit der gebißenen Wange.

Wange thür. Chron. Bl. 103 b—104.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 434 ff.

Der Landgraf Albrecht von Thüringen, welcher der Unartige genannt wird, vergaß zur Zeit, als er auf der Wartburg wohnte, aller ehelichen Liebe und Treue gegen sein Gemahl Margarethe, weil er heimliche Liebe pflog mit einer Jungfrau, genannt Kunne von Eisenberg. Nun hätte er die Landgräfin gerne mit Gift vergeben, konnte aber nicht dazu kommen, daß es füglich geschehen möchte; deshalb versprach er einem Eseltreiber, der täglich Brod, Fleisch und Holz zur Wartburg in die Küche trieb, eine große Summe Gold, daß er des Nachts über sie kommen und ihr den Hals brechen sollte, als ob es der Teufel gethan hätte, und nannte dem Eseltreiber eine Zeit, wenn er solches thun sollte.

Als nun die Zeit kam, wurde dem Eseltreiber bange und er gedachte bei sich selbst, obwohl ich arm bin, habe ich doch fromme, ehrliche Aeltern gehabt; soll ich nun ein Schalk werden und die Fürstin tödten, so möchte mich mein Herr als einen Uebelthäter strafen laßen, thue ich's aber nicht, bringt er es doch zuwege, daß ich getödtet werde, damit ich seinen Anschlag und sein Vorhaben den Leuten nicht verrathe. Laufe ich hinweg, so sendet er mir nach und zeihet mich der Dieberei und Verrätherei und ich muß doch sterben und leiblos und ehrlos werden. So wußte der arme Mann nicht, was er thun sollte und stund deshalb in großen Sorgen und Aengsten.

Endlich konnte er die That nicht länger verziehen und kam auf Anleitung der Kunne von Eisenberg des Nachts in der Fürstin Kammer und fiel auf ihr Bette und sprach: „gnädige Frau, gnadet mir das Leben.“ Sie sprach: „wer bist du?“ Er nannte seinen Namen und sie frug weiter: „was hast du gethan? Du bist vielleicht trunken und nicht bei Sinnen.“ Er antwortete: „ich habe nichts gethan, ich bitte aber, ihr wollet schweigen, denn mein Herr hat mich geheißen, ich sollte euch tödten, das will ich aber nicht thun. Nun rathet mir und euch, daß wir beide unser Leben erhalten.“ Da sprach sie: „geh' alsbald und rufe meinen Hofmeister, daß er zu mir komme.“ Dieser gab ihr nun den

Rath, daß sie von Stund an sich aufmache und von ihren Kindern scheiden sollte, damit sie beide bei Leben blieben.

Darauf ging die Landgräfin zu dem Bette ihrer Söhne und beweinte schmerzlich ihr großes Unglück, aber ihr Hofmeister und die Frauen, welche bei ihr waren, ermahnten sie, daß sie von dannen eilen möchte. Da sie nun sahe, daß es nicht anders sein konnte, will sie ihre Söhne segnen und ergreift den ältesten, Friedrich, weinte in ihrer großen Betrübniß, küßte ihn oftmals und biß ihn zuletzt in den einen Backen, daß er davon eine Narbe bekam, welche er die Zeit seines Lebens behalten hat. Deshalb wurde er auch nachher genannt Friedrich mit dem gebißenen Backen.

Da wollte sie auch den andern Sohn beißen, das wehrte ihr aber der Hofmeister und sprach: „wollt ihr die Kinder erwürgen?" „Ich habe ihn gebißen," sprach sie, „daß er, wenn er groß wird, an diesen großen Jammer und an dieses Scheiden gedenke."

Sie nahm nun ihre Kleinode und ihr Geld, ging auf das Ritterhaus und der Hofmeister ließ sie mit einer Frau, einer Magd und dem Eseltreiber an Seilen aus einem Fenster den hohen Felsen hinab. Dieselbe Nacht gingen sie mit großem Jammer und Leid noch bis auf den Kraienberg, den damals der Abt von Hersfeld inne hatte. Der Amtmann auf dem Kraienberge ließ sie dann weiter geleiten und nach Fulda führen und von da gelangte die Landgräfin unter dem Schutze des Abts nach Frankfurt, wo sie von den Bürgern gar herrlich empfangen wurde, denn sie war des Kaisers Tochter und suchte bei ihnen jetzt eine Zuflucht. Aber schon im folgenden Jahre starb sie vor großem Jammer und Herzeleid in einem Jungfrauenkloster, wohin sie sich begeben hatte, und ward in Frankfurt begraben.

74.

Das Landgrafenloch.

Joh. Rothe dür. Chron. 509.

Der Markgraf Friedrich der Freudige mit dem Biß in der Wange führte später mit seinem Vater und dem römischen Könige Krieg. In diesem Kriege erstieg er unter dem Beistande seiner Stiefmutter, die zugleich seine Schwiegermutter war, heimlich die Wartburg hinten bei der

Zisterne, nachdem er sich mit einer Anzahl Ritter einen Tag lang in einer Schlucht bei „dem gehauenen Steine“ verborgen gehalten hatte. Davon heißt die Schlucht noch heute das Landgrafenloch.

75.

Friedrichs des Freudigen Tauffritt.

Joh. Rothe dür. Chron. 511 f.
Histor. Landgrav. ap. Eccard. p. 452.

In demselben Kriege wurde der Markgraf auf der Wartburg hart belagert. Auch die Stadt Eisenach war in der Gewalt seiner Gegner und hielt es mit denselben. In dieser Zeit der Noth und Bedrängniß wurde dem Markgrafen eine Tochter geboren. Als das Kind wohl acht Tage alt war, setzte sich der Markgraf mit seinem Hofgesinde, mit der Amme und dem Töchterlein selb zwölfe auf Pferde und ritten des Nachts von der Wartburg und kamen den Gulanger herab und in den Sengelbach bei St. Johannisthal in den Wald. Aber die Wächter vor der Stadt Eisenach, welche den Weg nach der Wartburg in dem Haine bewachen sollten, waren es gewahr worden und sagten es in die Stadt, daß man von der Wartburg mit zehn oder zwölf Pferden herabgeritten wäre. Die Bürger jagten dem Markgrafen nach in den Wald, er aber floh nach dem Schloße Tenneberg zu. Auf dieser Flucht fing das Kind zu schreien an. Der Markgraf rief der Amme zu, die er immer vor sich her reiten ließ, was dem Kinde wäre, sie möchte es schweigen. Die Amme sprach: „Herr, es schweigt nicht, es will trinken.“ Da ließ der Markgraf halten und sprach: „meine Tochter soll um dieser Jagd willen nichts entbehren, sollte es auch das Thüringer Land kosten,“ und stellte sich mit den Seinen zur Wehre so lange, bis das Kind sich satt getrunken hatte. Und er kam glücklich davon, obwohl sie ihm so nahe waren, daß er ihre Pferde zu allen Zeiten hörte. Als ihn die Eisenacher etwa zwei Meilen Wegs verfolgt hatten, kehrten sie wieder um, er aber kam mit seiner Tochter vor Tage unverletzt zu Tenneberg an.

Dort taufte der Abt von Reinhardsbrunn das Töchterlein und es wurde nach seiner Mutter Elisabeth genannt.

76.

Markgraf Friedrich der Freudige von einem Hirten gefangen.

Chronicon Aulae regiae in Dobneri monum. V, 390.
Wachter Geschichte Sachsens III, 159. 377.

Der Markgraf Friedrich der Freudige war von dem Könige Adolf hart bekriegt und in eine so üble Lage gebracht worden, daß er in der ganzen Markgrafschaft Meißen kein festes Schloß mehr hatte, noch auch ein eigenes Pferd, auf dem er reiten konnte, sondern unstätt und flüchtig in dem eignen Lande umher irrte und bei seinen Freunden mehrere Tage lang den nöthigen Unterhalt erbetteln mußte. In dieser tiefen Noth und bittern Armuth verließ ihn sein freudiger Muth nicht, ja zuweilen scherzte er über seine eigene Lage. Einst kam er allein zu einem Hirten, der auf den Feldern seine Heerde weidete. Zu diesem sprach er: „ich bitte dich, strecke deine Hände aus und fange mich.“ Der Hirt, welcher ihn nicht kannte, gab seiner Bitte nach und hielt ihn an der Schnur des Kleides wie einen Gefangenen fest. Da sprach zu ihm der Markgraf: „nun erzähle allen, daß du den Markgrafen von Meißen gefangen gehabt hast.“ Ueber diese Rede erstaunte der Hirt und hat nachher allen Leuten die Sache erzählt.

77.

Vom Fegefeuer Friedrich's des Freudigen.

Ursinus thür. Chron. bei Menken Scriptores rer. Germ. III, 1310.

Als derselbe Markgraf gestorben und in dem Katharinenkloster von Eisenach begraben war, in der Kapelle des heiligen Johannes, hätte sein Sohn, der Landgraf Friedrich, gerne erfahren, wie es um seines Vaters Seele gewesen wäre, und er ließ das einen Meister der schwarzen Kunst versuchen. Dieser offenbarte ihm, daß des Markgrafen Seele ihr Fegefeuer habe in dem Grunde hinter Wartburg unter dem hintersten Thurme.

78.

Der Ritter Hermann von Treffurt.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 750.
Ursinus bei Menken III, 1311.
Bange thür. Chron. Bl. 129.
Binhard thür. Chron. S. 245.

Zu Treffurt lebte im Anfange des 14. Jahrhunderts ein Ritter, genannt Hermann von Treffurt. Er war ein wüster Gesell, der gern auf Buhlschaft ausging, ehrbaren Frauen und Jungfrauen nachstellte und sie um ihre Ehre brachte, so daß kein Mann in seinem Gebiet seine Tochter über zwölf Jahre daheim behalten durfte. Dabei aber ist er andächtig gewesen, fleißig in die Messe gegangen, hat auch die Gezeiten St. Mariä mit großer Andacht gesprochen. Als er nun einmal seiner Gewohnheit nach auf Buhlschaft ausgewesen war und in der Nacht allein im Finstern über den Hellerstein hinreiten wollte, fehlte er des rechten Weges und kam auf den höchsten Stein des Hellersteins. Das Pferd stutzte an dem jähen Abhang des Felsens, der Ritter aber gab ihm den Sporn, daß es den hohen Felsen mit ihm hinunter sprang und todt niederstürzte, der Sattel in Stücken ging und das Schwert an seiner Seite zerbrach. Der Ritter aber rief bei diesem Falle die Mutter Gottes an und es hat ihm gedeucht, als werde er von einer Frau umfangen, die ihn sanft und unverletzt auf die Erde gesetzt. Und darüber kam ihn eine solche Reue an, daß er sich der Welt abthat, in einem grauen Rocke und ohne Schuhe einherging, auch nimmer Fleisch oder Fische aß, keinen Wein trank, all' sein Gut und seine Lehen um Gottes willen unter seine Brüder theilte und sich nach Eisenach begab. Dort ging er Winter und Sommer barfüßig zur Kirche, heischte alle Tage sein Brod vor den Häusern und wenn er seine Nothdurft gegeßen hatte, so vergab er das übrige den Armen wieder, die mit ihm nach Brode gingen. Daselbst starb er in großer Reue und Armuth in einem heiligen Leben. Nach seinem Tode hat er auch nicht bei andern frommen Christen sein Ruhebettlein haben wollen, sondern an einem unsaubern Orte, nämlich zu unserer lieben Frauen zwischen der Kirche und Stadtmauer, da die Schulknaben ihrer Nothdurft nach hinzugehen pflegen. Und das ist auch geschehen. Die Thumherren ließen ihm zu Ehren ein Crucifix auf eine Tafel malen zu seinen Füßen an die Kirchenmauer.

79.

D. Luther auf der Wartburg.

Alte Volkssage.

Als der Doctor Luther auf der Wartburg saß und abgeschieden von aller Welt die heilige Schrift übersetzte, trat oftmals der Teufel in seine Stube und suchte ihn in aller Weise bei seiner Arbeit zu stören und zu hindern, denn diese war ihm besonders zuwider. Eines Tages nun, als der Teufel den frommen Mann abermals plagte und in Gestalt einer großen Brummfliege umschwärmte, ergriff dieser in seinem Zorn das Dintenfaß, aus dem er schrieb, und warf's beherzt nach dem Teufel.

Noch zeigt man in der Lutherstube auf der Wartburg den großen Flecken an der Wand, wohin damals die Dinte geflogen ist.

80.

Die Gräfin von Orlamünde.

Lazius de migrat. gent. lib. VII.
Philipp v. Waldenfels select. antiquitatis libri XII. p. 466.
Des Knaben Wunderhorn II, 232.
Grimm deutsche Sagen II, Nr. 579, S. 376.
v. Stillfried Alterthümer u. Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern. Neue Folge 1. Lief.

Otto, Graf zu Orlamünde, war gestorben und hatte eine noch junge Wittwe, eine geborne Herzogin von Meran, mit zwei Kindern hinterlaßen, einem Söhnlein von drei, und einem Töchterlein von zwei Jahren. Die Wittwe wohnte auf der Plassenburg und dachte ernstlich daran, sich wieder zu vermählen, namentlich hatte der schöne Burggraf Albrecht von Nürnberg ihr eine heiße Liebe eingeflößt, daß sie auf Mittel sann, seine Gattin zu werden. Der Burggraf, dem diese Leidenschaft wohl bekannt war, hatte eines Tages gesagt, daß nur der Augen vier einem Ehebunde im Wege ständen. In dem Glauben, der Burggraf meine ihre beiden Kinder, und hingerißen von ihrer Liebe zu dem schönen Manne faßte sie den grauenvollen Entschluß, die unschuldigen Kinder zu ermorden. Sie stach ihnen im Schlafe eine goldene Haarnadel durch den weichen Schädel.

Nach einer andern Erzählung soll die Gräfin nicht selbst die Kinder umgebracht haben, sondern einen Dienstmann, Hayder oder Hager genannt, durch reiche Gaben gewonnen haben, daß er die beiden Kinder tödten möchte. Diesen Mörder sollen die beiden Kinder, als er ihnen nahete, geschmeichelt und ängstlich gebeten haben ihnen das Leben zu lassen, der Knabe:

Lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir Orlamünden geben,
Und auch Plassenburg des neuen,
Es soll dich nicht gereuen.

Das Töchterlein aber soll gesagt haben:

Lieber Hager laß mich leben,
Ich will dir alle meine Docken geben.

Der Mörder aber beharrte bei seinem abscheulichen Vorhaben und vollbrachte die Unthat. Später wurde er bei einer andern Büberei ergriffen und auf die Folter gelegt. Da soll er vor seinem Tode gesagt und bekannt haben, es gereue ihn zwar sehr der Mord des jungen Herrn, der aber doch schon gewußt habe, daß er Güter verschenken könne, viel größere Reue aber empfinde er, wenn er der unschuldigen Worte des Mägdleins gedenke, die ihr Spielzeug ihm habe schenken wollen.

Die Leichen der beiden Kinder wurden von der Plassenburg in das Kloster Himmelskron gebracht und an der Seite ihres Vaters beigesetzt, wo sie lange Zeit zum Andenken an diese Mordthat gezeigt wurden.

Als der Burggraf die böse That erfahren hatte, kehrte er der Gräfin von Orlamünde mit Abscheu den Rücken, indem er sagte: „nicht der Kinder Augen waren gemeint, sondern meiner Eltern Augen; zwischen uns wird nimmermehr ein Bund geschloßen.“ Und er vermählte sich nachher mit einer Gräfin von Henneberg. Des Burggrafen Worte hatten der Gräfin das Herz gebrochen. Von Reue und Schmerz gefoltert stürzte sie aus ihren Gemächern, eilte mit fliegenden Haaren durch die langen Gänge der Plassenburg bis zur Pforte des Schloßes und hinab in das Thal nach Himmelskron. Man sagt, sie habe auf ihren Knieen rutschend den Weg bis ins Kloster zurückgelegt; gewöhnlicher aber wird erzählt, daß sie in Schuhen, inwendig mit Nadeln und Nägeln besetzt, den Weg von der Plassenburg nach Himmelskron gegangen und gleich beim Eintritt in die Kirche todt niedergefallen sei. Noch gemahnt ein Steinkreuz

am Wege von Kulmbach nach Himmelskron an diesen Marterweg der Gräfin.

Nach einer andern Sage aber pilgerte sie auf den Rath der Aebtissin zu Himmelskron nach Rom, um irdischen Trost und den Weg zum ewigen Heile zu finden. Der heilige Vater habe ihr aufgegeben ein Kloster zu bauen und darin unter steten Bußübungen ihr Leben zu verbringen. Nun erzählen wieder Einige, daß sie von dieser Bußfahrt zurückgekommen auf der Stelle vor der Kirchthür zu Himmelskron gestorben sei, Andere dagegen wißen, daß sie bei Nürnberg das Kloster Himmelsthron für Cisterzienser-Nonnen (weiße Frauen) gestiftet habe und dessen erste Aebtissin geworden sei.

Vor ihrem Hinscheiden beichtete sie reumüthig ihre Sünden und gedachte mit rührenden Worten der unseligen Verblendung, in der sie einst so schwere Missethat begangen hatte. Das zweideutige Wort des geliebten Mannes, das sie zu so schwerer Sünde verführt habe, wolle sie, so Gott ihr dieses Glück vergönne, dem burggräflich nürnbergischen Hause in allen seinen Verzweigungen durch eine seegenbringende Warnung vergelten. Sie wolle für und für einem Jeden aus diesem Geschlechte, wenn es noch Zeit sei, durch göttliche Kraft einen Wink zugehen laßen, wenn sein letztes Stündlein schlagen werde, auf daß er zur rechten Zeit dem Irdischen entsagen, sein Haus bestellen und so nicht unvorbereitet vor dem ewigen Richter erscheinen könne.

81.

Neun Kinder auf einmal geboren.

Cyr. Spangenberg Quernfurtische Chronik S. 134 ff.

Herr Gebhart von Quernfurt, dessen Bruder der heilige Bruno war, der Apostel der heidnischen Preußen, war ein gar ernster und gestrenger Herr; er hatte eine edle Gemahlin aus Sachsen gebürtig, deren Namen jedoch die alten Chroniken verschweigen.

Nun trug es sich zu, daß diese Frau in Abwesenheit ihres Herrn neun Kinder auf einmal auf dem Hause Quernfurt gebar, darob sie und alle die Frauen, welche um sie waren, heftig erschracken. Denn weil ihr

Herr gar wunderlich war, besorgten sie, daß er gar schwerlich glauben würde, daß ein Weib von einem Manne so viel Kinder auf einmal haben könne, zumal da er öfters gar beschwerliche Gedanken und Reden von den Weibern, die zwei oder drei Kinder auf einmal zur Welt gebracht, gehabt und ihn Niemand hatte überreden können, dieselben für ehrlich zu halten. Die Frauen wurden daher in ihrer Furcht und Bestürzung unter einander eins, acht dieser Kinder heimlich bei Seite zu schaffen und nur das neunte und stärkste zu behalten. Demnach wurde eine der Frauen, die bei der Geburt gewesen, beauftragt die acht Kindlein in einem Keßel hinweg zu tragen und denselben mit Steinen beschwert in dem nahen Schloßteich unter der Mühle zu versenken.

Dieser Frau, welche mit dem frühesten aus der Burg hinweg ging, begegnete der heilige Bruno, welcher damals zu Quernfurt lebte und seiner Gewohnheit nach mit dem Tage ins Feld gegangen war, sein Gebet zu thun. Er ging aber unten am Berge bei dem schönen Quellbrunnen, der nachher der Brunsbrunnen genannt worden ist, auf und ab, als er die armen Kinder in dem Keßel unter dem Mantel der Frau, die stracks ihres Weges vorüber eilte, wimmern hörte. Verwundert fragt er die Frau, was sie unter ihrem Mantel trage; „junge Wölflein," war die Antwort. Aber es will doch Herrn Bruno bedünken, als laute die Stimme nicht wie die junger Hündlein, rückt ihr deshalb den Mantel auf und befindet, daß sie acht kleine Kindlein trägt. Darüber entsetzt er sich über alle Maßen und dringt in die vor Schrecken stumme Frau ihm zu sagen, wo sie mit den Kindlein herkomme, wem sie gehören und was sie mit denselben thun wolle. Zitternd berichtet sie ihm den ganzen Handel. Darauf gebietet ihr der heilige Bruno tiefes Schweigen über diese Sache gegen Jedermann, auch der Mutter sollte sie nicht anders sagen, als ob sie ihren Befehl ausgerichtet hätte, und nimmt die Kinder alsbald und tauft sie daselbst bei dem gedachten Brunnen, dann bringt er sie als vater- und mutterlose Waisen eins oder zwei in der Mühle unter dem Schloße, die andern bei andern guten Leuten in der Nähe in Pflege und Erziehung und hielt alles geheim bis auf die Zeit, als er von Quernfurt aus wieder nach Preußen zu ziehen gedachte. Da hat er vor seinem Abschiede das Geheimniß seinem Bruder Herrn Gebhart offenbart, ihm auch berichtet, wo die Kinder bisher erhalten und noch anzutreffen wären. Zuvor hat sich aber sein Bruder mit einem Eide zum allerhöchsten ihm verpflichten müßen, die Sache nicht zu eifern, noch seiner Gemahlin in

Unwillen entgelten zu lassen, sondern vielmehr seinen unbilligen Argwohn gegen andere Weiber und Gottes großes Wunder und Gnadenwerk darin zu erkennen. Darnach ist er zu seines Bruders Gemahlin gegangen und hat dieselbe ihrer unbedachten und unmütterlichen That halber ernstlich erinnert und mit Worten gestraft, weil sie aber die Jahre her stets Reue und schmerzliche Betrübniß gehabt hatte, auch wiederum getröstet und zu rechter heilsamer Buße ermahnt; zuletzt hat er ihr auch erzählt, wie es mit den acht Kindern ergangen, wie sie von ihm getauft und erzogen und noch am Leben wären.

Da ist nun groß Leid und Freud bei einander gewesen, zumal als Herr Bruno die acht Knäblein holen ließ und alle gleich gekleidet den lieben Eltern vorstellte, welche bald an der Kinder Gestalt, Gesicht und Geberden gespürt haben, daß sie des neunten rechte Brüderlein und einer Mutter und eines Vaters Kinder gewesen sind. Was da für Freude gewesen, kann sich ein Jeder leicht denken und ist nicht nöthig viel Worte davon zu sagen.

Den Keßel, darin das Weib die Kinder von der Burg getragen hatte, zeigt man noch heutiges Tages zu Quernfurt, wo er in der Schloßkirche oben vor dem Chor in dem steinernen Bogen mit einer eisernen Kette angeschmiedet hängt, zum Andenken an diese Begebenheit.

82.

St. Bruno's stehender Esel.

Spangenberg Querfurtische Chronik S. 127 ff.

Als nun der heilige Bruno zur Abreise fertig war, und mit seinen Brüdern noch fröhliche Ostern gehalten hatte, nahm er am Donnerstage der Osterwoche von ihnen Abschied und ritt nach gesprochenem Seegen auf einem Maulthiere mit wenig Dienern von Quernfurt nach Merseburg zu, um gen Preußen zu ziehen.

Nun begab sich's, daß ihm auf dem grünen Anger hart hinter Quernfurt sein Esel stätig wird und weder vorwärts noch rückwärts will. Darin sah sein Bruder Herr Gebhart und Andere, die ihm das Geleit gaben, ein Anzeichen und Offenbarung, daß es nicht Gottes Wille sei, daß er wiederum nach Preußen ziehen sollte, und sie überredeten ihn, daß

er mit ihnen wiederum aufs Schloß zurückkehrte. In der Nacht überlegte Herr Bruno die Sache mit großer Traurigkeit hin und wieder und erkannte darin zuletzt eine Versuchung des Satans, der ihn an seinem Beruf und christlichen Vorhaben hindern wollte. Mit solchen Gedanken trug er sich etliche Tage, konnte sich aber nicht eher darüber zufrieden geben, bis er sich ernstlich vornahm, seine Reise zu vollziehen, was ihm auch begegnen möchte.

So machte er sich nach einigen Tagen wieder auf und zog seiner Bestimmung entgegen nach Preußen, wo er das Evangelium lehrte und predigte, die Heiden taufte und zum christlichen Glauben bekehrte, zuletzt aber wurde er mit achtzehn Gefährten von den Heiden gefangen genommen, grausam gemartert, gepeinigt und getödtet. Dieses geschah im Jahre 1008 oder 1009 in Lithauen nahe an der Gränze von Rußland.

Auf der Wiese aber, darauf der Esel des heil. Bruno stätig ward, die noch heute die Eselswiese heißt, hat man eine Kapelle erbaut, zur Eselstatt genannt, wo an jedem Donnerstage in der Osterwoche sonderlicher Ablaß ertheilt wurde, weshalb bald eine große Wallfahrt dahin entstand und viel Zuströmen des Volks von allen Orten und Enden. Aus diesem Ablaß ist später ein Jahrmarkt geworden, der in der ersten Zeit nicht länger als einen Tag vom Morgen bis zu Abend währte; jetzt wird er bis auf den Sonnabend zur Vesperzeit gehalten.

So hat St. Bruno's stehender Esel das ganze Landvolk herum gehend und laufend gemacht.

83.

Der Kelch mit der Scharte im Dom zu Merseburg.

Adalberti vit. Heinrici II. imperatoris c. 21. 33. Pertz monum. VI, 810. 805.
Eike von Repgow Zeitbuch herausgegeb. von Massmann. Stuttg. 1857. S. 328—330.
Grimm deutsche Sagen II, Nr. 479. 476.

In den Zeiten, als Kaiser Heinrich II. starb, lebte ein frommer Einsiedel, der hörte in der Luft ein großes Rauschen von Teufeln, wie wenn ein Kriegsheer an seiner Zelle vorbeiziehe, und er beschwor sie bei Gott, ihm zu sagen, wohin sie wollten. Sie sagten: „zu Kaiser Heinrichs Tode, seine Seele zu holen.“ Da beschwor sie der gute Mann, daß sie ihm wieder sagten, was sie erworben hätten. Die Teufel fuhren ihren Weg, der gute Mann aber betete zu Gott für des Kaisers Seele. Die

Teufel kamen bald zu dem Einsiedel zurück und sagten: „als des Kaisers Missethat seine guten Thaten überwiegen sollte und wir seine Seele in unsere Gewalt nehmen wollten, da kam der gesegnete Laurentius und warf einen Kelch in die Wage, daß dem Kelch eine Scherbe ausbrach. Also verloren wir die Seele." Da lobte der Einsiedel Gott und that den Domherrn von Merseburg diese Märe kund. Die fanden denselben Kelch mit der Scharte, wie man ihn noch heute kann schauen. Diesen Kelch hatte einst der Kaiser Heinrich zu Merseburg dem heiligen Laurentius gegeben, und das hatte diese Ursache gehabt.

Der Kaiser hatte eine Gemahlin mit Namen Kunigunde, Tochter des Pfalzgrafen Siegfrieds bei Rhein zu Waßerburg, die führte nur um ihrer Keuschheit willen die Klage, daß sie nicht jung in ein Kloster gekommen wäre. Diese hatte der Kaiser um ihrer Tugend willen zu seiner Gemahlin erwählet und liebte sie darum viel mehr, als um ihrer Geburt willen. Und als er bei derselben allein war, offenbarte er ihr sein Gelübde der Keuschheit, so er Gott gethan hatte. Da lobte sie ihn und sagte ihm zu, daß sie mit ihm in dasselbige Gelübde treten wollte. Als nun dieses lange Zeit von ihnen gehalten wurde, haßte der Teufel ihre Tugend und stieg des Morgens früh in Gestalt eines Jünglings in ihre Kammer wenn der Kaiser nicht daheim war. Solches ward ganz offenbar und vor den Kaiser mit viel frommer Leute Zeugniß gebracht, daß er dadurch verursachet ward, sie dessen öffentlich zu beschuldigen. Da erbot sie sich ihre Unschuld mit dem glühenden Eisen zu beweisen. Der Kaiser antwortete ihr, ihm wäre ihre Tugend und Unschuld wohl bewußt, er müßte es aber von ihr nehmen um des gemeinen Volks willen. Als nun solches vor ihre Freundschaft gebracht ward, sagten sie, sie müßte sich entschuldigen oder sterben. Da wurden in Gegenwart der Fürsten, Grafen und Ritterschaft zwölf Pflugschare in einer Esse glühend gemacht und in des Kaisers Palast auf das Erdreich gelegt und man hieß die Kaiserin ihre Unschuld damit beweisen. Da sprach sie: „so wahr ich aller Männer unschuldig bin, so wahr muß mir Gott helfen, daß mich die Schare nicht verletzen noch verbrennen." Da stund ihr Bruder dabei und schlug sie an den Backen, darum daß sie den Kaiser Heinrich nicht ausgenommen hatte. Also ging sie über die Schare unverletzt zum ersten, andern und dritten Male. Da nahm sie der Kaiser Heinrich in seine Arme und bat sie weinend um Gottes willen, daß sie ihm das vergeben wollte, denn er hätte es an ihr thun müßen. Da weinten die Freunde vor Freuden. Kaiser

Heinrich sprach: „sie hat recht gesagt, sie ist meiner nicht schuldig worden und ihr Bruder hat sie unrecht geschlagen.“ Deswegen gab der Kaiser in das Stift zu Merseburg einen güldenen Kelch und eine Schaale mit edlen Gesteinen, welches er dem heil. Laurentius um der Kaiserin Unschuld willen zum Opfer gelobt hatte.

84.

König Rudolf's Hand.

Eike von Repgow Zeitbuch herausgegeb. von Massmann S. 358 f.

Im Jahre 1078 am 15. October lieferte Kaiser Heinrich IV. dem Gegenkönig Rudolf eine Schlacht an der Elster zwischen Merseburg und Leipzig. Rudolf verlor den Sieg und die rechte Hand. Todtwund ward er nach Merseburg gebracht. Hier sprach er zu den Bischöfen, die da waren, und wieß ihnen die abgeschlagene Hand: „dieß ist die Hand, damit ich meinem Herrn und König Treue schwur; sehet, wohin mich euer unseliger Rath gebracht hat, der ich mit dem Reich nun auch das Leben laßen muß.“

85.

Der Merseburger Rabe.

Lepsius kl. Schriften II, 304 f.

Vom Bischof Thilo, des Geschlechts von Trotha, wird erzählt, daß ihm ein kostbarer Ring abhanden gekommen war, und weil der Verdacht der Entwendung möglicher Weise nur auf einen seiner Diener fallen konnte, habe er denselben durch die Folter zu einem falschen Geständniß gebracht und hinrichten laßen. Nach einiger Zeit, bei Gelegenheit eines Baues am Schloße, ward der Ring in einem Rabenneste gefunden. Zur warnenden Erinnerung an diesen unglücklichen Vorgang nahm der Bischof nicht nur das Bild eines Raben mit einem Ringe im Schnabel in sein Siegel und Wappen auf und gab dadurch Veranlaßung, daß dieses Bild in das Geschlechtswappen derer von Trotha überging, sondern ordnete auch durch eine Stiftung auf ewige Zeiten an, daß ein lebender Rabe im Schloßhofe zu Merseburg unterhalten wird.

Diese Stiftung besteht noch bis auf den heutigen Tag. Im Schloßhofe zu Merseburg wird ein Rabe ernährt, zu dessen Fütterung in der Rentamtsrechnung ein Gewißes an Gerste verschrieben wird. Auch ist es richtig, daß der Bischof Thilo in seinem Siegel neben dem Stiftswappen (einem schwarzen Kreuz im silbernen Felde) zugleich den Raben mit dem Ringe als sein eigenthümliches Wappen führt, das auch auf seinem Grabmale im Dom, desgleichen am Schloße, mehreren Kirchen und andern Stiftsgebäuden zu Merseburg, die er theils erbaut, theils erneuert hat, zu sehen ist.

86.

Der Knoblauchskönig.

Eike von Repgow Zeitbuch S. 360. 365.
Bange thür. Chron. Bl. 49.
Pomarius Chronica der Sachsen S. 218.
Grimm deutsche Sagen II, Nr. 485. 185.

Als Kaiser Heinrich IV. zu Rom in Italien war, entbot er den Fürsten der Sachsen, daß sie seinen Sohn zum römischen König wählen möchten, er wolle dann nimmermehr in ihr Land ziehen. Da sprach Herzog Otto von der Weser: „ich habe in der Welt gehört, von einer bösen Kuh kommt nie ein gut Kalb,“ und sie koren zum Gegenkönig den Herzog Hermann von Luxemburg. Dieser ward vom Bischof von Mainz geweihet und sie setzten ihn auf die Burg zu Eisleben, da der Knoblauch wächst. Die Kaiserlichen nannten ihn im Spott Knoblauchskönig oder König Knoblauch, und er kam nie zur Macht, sondern wurde nachher auf einer Burg erschlagen, wohin er geflohen war. Da sagte man abermals: „König Knoblauch ist todt!“

87.

Graf Hoyer.

Cyr. Spangenberg Mansfelder Chronik S. 57 b.
Agricola Sprüchw. 668.

Agricola in seiner Auslegung gemeiner deutscher Sprüchwörter erzählt:

Am Hof des Königs Artus in der Gesellschaft der Tafelrunde ist einer von meinen lieben Erbherrn gewesen, ein Graf von Mansfeld, Graf Hoyer mit Namen, sonst der rothe Ritter genannt, welches ich zum ewigen Lobe der Herrschaft Mansfeld hier rühme.

Es ist auch hart vor Eisleben ein hübsches Brünnlein zwischen den Gärten, woraus die arbeitsamen Leute trinken und sich an dem Waßer ergötzen. Das Brünnlein heißt das Landvolk „König Artus Brunnen"; die enge Steige durch die Gärten auf beiden Seiten heißen sie „König Artus Gaßen."

88.

Von der Schlacht am Welphesholze und der Bildsäule Jodute.

Grimm deutsche Sagen II, Nr. 487.
Promarius Chronik S. 243.
Chr. Spangenberg Mansfeldische Chron. Bl. 247.

Vor dem sogenannten Welphesholze in der Feldmark zwischen Helmsdorf und Gerbstedt, wo im Jahre 1115 die Schlacht zwischen Kaiser Heinrich V. und den Sachsen vorfiel, liegt ein Stein, der die Eigenschaft hat, bei Gewittern ganz zu erweichen und erst nach einiger Zeit wieder hart zu werden. Er ist voller Nägel geschlagen und man sieht auf ihm ganz deutlich den Eindruck einer Hand und eines Daumens. Graf Hoyer von Mansfeld, des Kaisers Oberfeldherr, soll ihn vor der Schlacht ergriffen und gerufen haben: „so wahr ich den Stein greife, so wahr will ich den Sieg gewinnen." Aber die Kaiserlichen wurden geschlagen und der Graf Hoyer blieb todt und wurde von Wiprecht von Groitsch erschlagen.

Zu seinen Ehren und zum Andenken an diesen Sieg ließen die Sachsen die Bildsäule eines geharnischten und gehelmten Mannes mit dem eisernen Streitkolben in der rechten Hand und dem sächsischen Wappen in der linken aufrichten an der Stätte, wo die Schlacht geschehen war. Diese Bildsäule nannte man Jodute und die Landleute gingen fleißig dahin zu beten und auch die Priesterschaft ehrte sie als ein heiliges Bild. Kaiser Rudolf aber, als er 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, ließ sie wegnehmen, weil man fast Abgötterei damit trieb, und eine Kapelle an deren Stelle bauen. Allein das Volk verehrte noch einen Weidenstock in dieser Kapelle, von dem die Priester sagten, er habe in jener Schlacht Jodute gerufen und dadurch den Sieg zu Wege gebracht.

89.

Die Burg Henneberg.

Senkenberg select. jur. et histor. III, 311.
Joh. Rothe düring. Chron. p. 125.
Bange thür. Chron. Bl. 18 f.
Bechstein Sagen des Rhöngebirges S. 293 f.

Es war ein edles Geschlecht zu Rom, Columneser genannt, zu deutsch von der Säule. Aus diesem Geschlecht war einer mit Namen Poppo, der war reich und mächtig und hatte viele Dienstmannen, gleich einem Fürsten. Dieser machte sich auf nach Deutschland und suchte eine bequeme Stätte, um darauf eine Burg zu bauen. Da kam er nach Franken und fand einen Berg, welcher ihm gefiel. Als er hinaufritt ihn zu beschauen, flog vor ihm eine Birkhenne auf; die nahm er in sein Wappen, nannte den Berg Henneberg und baute ein schön Schloß darauf, wie es noch vor Augen ist. An dem Berge war eine Köre. Da baute er seinen Dienern eine gar lustige Wohnung und nannte sie von der Köre.

Auf dieser alten Burg ist eine Blende in der Mauer zu sehen, davon alte Leute erzählt haben, daß ein Maurer beim Bau des Schloßes seinen Sohn verkauft habe, damit das Kind in jene Vertiefung lebendig eingemauert und die Burg dadurch unüberwindlich werde. Der grausame Vater, sagt man, habe das Kind selbst eingemauert. Dasselbe aß eine Dreierssemmel und rief weinend, als der letzte Stein aufgelegt wurde: „o Vater, o Vater, wie wird es so finster!“ Und wie das Kind also rief, da schnitt die Stimme dem harten Mann durchs Herz wie ein Meßer, und er stürzte von der Leiter herab und brach den Hals.

90.

Die Jungfrau mit dem Zopf.

Büsching wöchentliche Nachrichten II, 382 nach mündlicher Sage.

In Wälschland lebte im 11. Jahrhundert ein wackerer und reicher Ritter. Er war Graf und hieß Poppo. Seine Schönheit und seine Tapferkeit erwarben ihm nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Liebe einer reichen wälschen Gräfin, welche eine heftige Leidenschaft zu ihm gefaßt hatte. Auch Poppo war dieser Gräfin nicht abhold, doch lebte noch

zu frisch und lebendig in seinem Herzen das Bild seiner jüngst verstorbenen Gemahlin, als daß es schon jetzt durch eine andere schöne Frau hätte daraus verdrängt werden können. Weil ihn aber unaufhörlich die Liebe der schönen Gräfin verfolgte und in seinem gerechten Leid und Grame ungern störte, so beschloß er Wälschland mit seinen beiden Söhnen zu verlaßen und im deutschen Lande sich irgendwo niederzulaßen und anzubauen. Er verkaufte alsbald seine Güter und durchzog nun mit seinen Reichthümern einen großen Theil des deutschen Landes. Kein Plätzchen gefiel ihm Anfangs und schien ihm zum Bau einer Burg geeignet zu sein; erst als er an die Stätte kam, darauf die Ruine Henneberg liegt, gefiel ihm die Gegend und vergnügt lächelte er über den Berg, den er gefunden hatte und mit einer stattlichen Burg bebauen wollte.

Als er so dastand und dem künftigen Bau nachdachte, flogen drei Hennen aus einem Busche vor ihm auf und sogleich nannte er den Berg „Hennenberg", davon auch die Burg ihren Namen erhalten hat.

Während der Graf Poppo seine Burg erbaute und rings herum vieles Land dazu kaufte, wurde daheim die verlassene wälsche Gräfin von Schmerz und Liebe gar sehr gequält. Zuletzt macht sie sich mit ihren Schätzen und Reichthümern auf nach Deutschland und will den Geliebten suchen. Lange zieht sie vergeblich in den deutschen Landen umher; endlich kommt sie dem Geliebten auf die Spur, schon zieht sie mit ihren Maulthieren am Ufer der Schleuße hin, just da, wo dieselbe mit der Werra zusammenfließt, als ringsum trauriger Klang von Sterbegeläut ihr dumpf zu Ohren dringt. Traurige Ahnungen steigen in ihrem Herzen auf und sie kann sich der Thränen nimmer enthalten und als sie einen vorüberziehenden Wanderer um den Grund des Trauergeläutes fragt und die Antwort erhält: „Graf Poppo von Henneberg ist todt!" da ist sie ihres Schmerzes nicht mehr mächtig, zerrauft sich die Haare, reißt in wilder Verzweiflung einen ihrer langen Zöpfe aus und wirft ihn in die Schleuße.

Als sie wieder ruhiger geworden war, beschließt sie im Lande des Geliebten zu sterben und ihre Reichthümer zum Wohle seiner hinterlaßenen Landeskinder zu verwenden. Von ihren wohlthätigen Spenden zeugen noch die Mauern und Thürme der Stadt Themar und die Brücken über die Werra bei Themar und bei Einhausen über die Werra und Hasel.

Um diese Gräfin nach ihrem Tode zu ehren, schmückte Gottwald, Poppo's zweiter Sohn und Nachfolger, sein Wappen mit einem neuen

Helmzeichen, einer gekrönten Jungfrau mit einem starken und langen Haarzopf. „Jungfer mit einem Zopfe" heißt noch jetzt unter den Bewohnern jener Gegend der Helmschmuck des Wappens, welches sich am Gebäude des ehemaligen, von Gottwald gestifteten Prämonstratenser Mönchs- und Nonnenklosters zu Veßra an der Schleuße und an den genannten Thürmen und Brücken befindet.

91.

So viel Kinder als Tage im Jahre.

Becherer thür. Chronik. Mühlhausen 1601. S. 294 f.
Spangenberg henneberg. Chron. I, 213 f.

Der Graf Hermann von Henneberg, welchem der Abt Ludwig von Reinhardsbrunn in dem Kriege zwischen dem Markgrafen zu Meißen und der Herzogin von Brabant das neuerbaute Schloß Schauenburg zu getreuer Hand gegeben hatte, damit es nicht in andere und fremde Hände kommen und seinem Kloster zu Schaden eingenommen und befestigt werden möchte, dieser Graf hatte eine Gemahlin, Frau Margaretha von Holland, welche eines wunderbaren Todes am Charfreitage in Holland gestorben ist. Und das, sagt man, ging so zu.

Es begab sich, daß diese Gräfin im Jahre 1276 eine Reise nach Holland machte, um ihre Verwandten zu besuchen. Dort begegnete ihr eines Tages in Gräfenhaag ein armes Weib, welches Zwillinge auf ihren Armen trug und noch einige andere Kinder bei sich hatte. Sie bat die Gräfin um ein Almosen, aber diese sah stolz und hochmüthig auf die Frau herab und frug: „sind beide Kinder, die ihr auf den Armen tragt, die eurigen?" „Gewiß," antwortete die arme Frau, „beide sind an einem Tage geboren."

„Nun so gewiß es nicht möglich ist," entgegnete voller Zorn und Unwillen die Gräfin, „daß ein Weib so viel Kinder auf einmal haben kann, als Tage im Jahre sind, eben so wenig ist es möglich, daß eine Frau zugleich zwei Kinder von einem Manne haben kann; ihr seid eine Ehebrecherin und eins dieser Kinder muß ein uneheliches sein."

Die arme Frau, weil sie dieses Vorwurfs unschuldig und an Ehren fromm war, nahm sich diesen Schimpf sehr zu Gemüthe und mit einem Blick zum Himmel rief sie Gott an, er wolle seine gerechte Macht an

dieser Gräfin beweisen und es geschehen laßen, daß sie nach ihren eigenen Worten so viel Kinder auf einmal erhalte, als Tage im Jahre sind, damit sie erkennen möge, daß kein Ding der göttlichen Allmacht unmöglich sei und daß sie andere ehrliche Weiber, die Gott mit zwei Kindern auf einmal segnete, aus solchem bösen Verdachte laßen müße.

Und diese Verwünschung wurde erhört. Denn am Charfreitage desselben Jahres gebar die Gräfin 365 Kindlein auf einmal, so groß als kleine Krabben sind, und alle wurden noch lebend vom Bischof Otto von Utrecht, dem Bruder der Gräfin, in ein Becken gelegt, mit Weihwaßer besprengt und getauft. Die Knäblein wurden alle Johannes, die Mägdlein Elisabeth genannt. Doch alle Kinder starben alsbald nach der Taufe und die Mutter folgte ihnen nach und alle wurden zusammen in dem Bernhardinerkloster Latum eine Stunde Wegs von Haag begraben, wo man noch heutigen Tages die Geschichte auf dem Grabsteine lesen kann.

Orts- und Volkssagen.

92.

Die Henningshöhle auf dem Hellerstein.

Mündlich.
Thüringen u. der Harz V, 155.

Wenn man auf dem Hellerstein an der sogenannten Aussicht nach dem östlichen Berggipfel zugeht, gewahrt man verschiedene tiefe Schluchten und breite Felsspalten, die von oben her in den Berg hineingehen.

Von einer dieser Höhlen, die sich inmitten der senkrechten Felswand unter der Aussicht befindet, sagt man, sie sei in grauer Vorzeit die Wohnung eines gefürchteten Räubers, Namens Henning, gewesen. Dieser Räuber ließ seinem Pferde die Hufeisen jederzeit verkehrt aufschlagen, um sicher allen Nachstellungen zu entgehen. Einst hatte er ein Mädchen von Heldra geraubt und zu seinem Dienste gezwungen. Am Himmelfahrtsfeste gestattete er ihr ein Stündchen nach Hause zu gehen und ihre Eltern und Geschwister zu besuchen, nachdem sie ihm vorher geschworen hatte, daß sie wieder kommen und keinem Menschen sagen wolle, woher sie komme und wohin sie gehe. Und als sich nun die Eltern über ihre Rückkehr freueten und fragten, wo sie so lange gewesen, und als beim Abschiede die Brüder in sie drangen und forschten, wohin sie gehe, da hat sie weinend geschwiegen und ihren Eid gehalten, aber Erbsen in ihrer Schürze mitgenommen und einzeln auf ihrem Wege verstreut. Diesen Spuren und Zeichen sind die Brüder und andere mannhafte Burschen des Dorfes nachgegangen, haben die Höhle in der Felswand erstiegen, den Räuber erschlagen, die Schwester befreit und fröhlich nach Hause geführt.

93.

Die Nonnenprozession bei Kreuzburg.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagm. p. 312.

Eines Tages noch früh in der Dämmerung ging ein Priester von Krauthausen nach Kreuzburg. Es war gerade St. Ursulentag. Als er nun aus dem Felde an die Straße kam, welche nach der Stadt führt, begegnete ihm ein Zug weiß gekleideter Nonnen mit brennenden Kerzen und sungen den Hymnus de profundis. Der Priester vermochte vor Furcht und Schrecken zunächst weder zu singen noch auch davon zu gehen. Da schaute aus dem Zuge eine ältere Schwester zurück und sprach zu ihm mit freundlicher Stimme: „du bist ein Priester und schweigst? Komm herbei und singe mit uns!" Der Priester faßte Muth und that, wie ihm geheißen war. Bald naheten sie der Stelle, wo jetzt die St. Liboriuskirche steht, und ein Greis im Priestergewand trat heran, vor dem die ganze Versammlung demüthig die Knie beugte, seinen Segen zu empfangen. Als er solchen ertheilt hatte, ging er selber als Führer mit einem Stabe dem Zuge voran und sie stiegen drüben über der Werra unter lautem Singen einen Bergpfad hinan, der Priester aber machte sich inzwischen heimlich davon. Von der Höhe aber rief eine Stimme: „du magst gehen, wirst aber in dein Verderben gehen!" — Am dritten Tage darauf kam er um, von einem Blitzstrahl getroffen. Andere sagen, er sei vom Pferde gestürzt, als er nach Falken wollte, um dort eine Predigt zu halten.

94.

Die Todten besuchen ihre entwendeten Grabsteine.

Paullini zeitkürzende u. erbaul. Lust. II, 653.

Man erzählt, daß in Kreuzburg von den überflüßigen Grabsteinen, die auf dem Gottesacker gelegen, eine Mauer bei der Werra, wo es die Fluth genannt wird, sei aufgeführt worden. Da sollen des Nachts die Verstorbenen in Prozession, Männer und Weiber, jene in schwarzer, diese in weißer Trauerkleidung, nach dieser Mauer gegangen, selbige beschaut haben und dann paarweise wieder nach dem Gottesacker zurückgekehrt sein. Wenige Tage nachher entstund ein Ungewitter, das die Mauer von Grund aus in die Werra führte.

95.

Das Storchengericht bei Kreuzburg.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagma p. 305.
Nicolai de Siegen chronicon eccl. ed. Wegele p. 393 sq.
Paullini zeitkürzende Lust II, 680 f.

Im Jahre 1355 geschah es, daß eines Sonnabends gegen Abend eine große Menge Störche in die Stadt Kreuzburg kamen und alle Dächer der Häuser, Thürme, Kirchen, ja selbst die Stadtmauer besetzten und einnahmen, daß man auf den Häusern mehr Störche als Dachziegeln sah. Ueber diesen Anblick waren die Leute nicht wenig erstaunt und liefen deshalb verwundert überall zusammen. Am andern Morgen, als man gerade zur Messe läutete, flogen alle Störche nach einer großen Wiese neben der Stadt beim Hetzthal gelegen. Einige Leute aus der Stadt gingen aus Neugierde auch hinaus und wollten erfahren, was das zu bedeuten habe. Da sahen sie nun, daß die ganze Schaar der Störche in verschiedene Haufen zusammentraten, als ob sie Verhandlung und Gericht unter einander hielten; auch gehen einzelne Störche hin und wieder, von der einen Partei zu der andern, als wenn sie eine Antwort bringen oder bekommen sollten, wie es eben bei Verhandlungen Hergang ist. Als die Störche nachher wieder davon geflogen waren und den Platz geräumt hatten, fand man drei Todte daselbst zurückgelassen, welche wohl die eheliche Treue verletzt und des Ehebruchs sich schuldig gemacht hatten. Denn nach der gemeinen Sage wird unter den Störchen die Verletzung ehelicher Treue hart bestraft. Sie halten über einen solchen Gericht und tödten ihn, wenn er schuldig befunden wird.

96.

Wie Kreuzburger Bürger einmal nach Coburg zum Bier gegangen sind.

Paullini zeitkürzende Lust II, 681.

Anno 1399 gingen Curt und Hans Henning samt andern Kreuzburger Bürgern in Badekitteln und kurzen Mänteln gegen Pfingsten zum Bade. Und wie sie sich ziemlich gesäubert und wieder heim wollten, sprach Curt: „wollen wir nun zum Bier gehen?" „Ja," sagen die Andern, „wenn was Gutes feil wäre." „Ich aber," versetzte Curt, „weiß

gut Bier; wollt ihr mir folgen?" „Ja, gehe wohin du willst." Da schlendern sie zum Thor hinaus und wandern nach Coburg 14 ganze Meilen, bleiben etliche Tage da und trinken sich dick und voll. Der Rath hört, daß solche seltsame Biergäste angekommen wären, schickt hin und läßt fragen von wannen? Antwort: sie wären Kreuzburger Bürger. Wie sie sich nun fast satt gezecht haben, fertigen sie einen Boten nach Kreuzburg ab Geld bei ihren Weibern zu holen, damit sie die Zeche ehrlich bezahlen könnten. Der Rath aber hielt sie zechfrei. Da kehrten sie wieder in ihrem Badehabit nach Hause.

97.

Der Brautstrudel bei Ebenau.

Heusinger Sagen aus dem Werrathale. Eisenach 1841. S. 140. Mündlich.

Ein Brautpaar kehrte einst von der Trauung in Kreuzburg mit seinem Gefolge nach Buchenau zurück. Als sie zur Stelle kamen, wo am Fuße des Eschenborner Berges die Werra sich im raschen Wirbel über einer bodenlosen Tiefe kreißelt und dreht, frug die junge Frau im Scherz ihren Mann: „würdest du mir wohl nachspringen, wenn ich dort hineinstürzte?" und deutete dabei auf den unheimlichen Strudel, trat auch dem Ufer so nahe, daß die spielenden Wellen ihre Füße berührten. „Gewiß würde ich das thun," entgegnete ihr der Mann; doch wozu diese Frage? Komm, laß uns weiter gehen!" Aber sie blieb stehen und um so länger, je mehr sie sah, daß ihr Mann sich ängstigte und immer dringender bat, daß sie von der bösen, verrufenen Stelle zurücktreten möchte.

Da wogt und wallt mit einem Male der Strom hoch auf und aus dem Wirbel taucht die Nixe und zeigt drohend ihr bleiches Gesicht. Da will sich die Frau an ihrem Manne festhalten, aber plötzlich hört man einen lauten Schrei, die Nixe hatte sie schon ergriffen und taucht mit ihr unter in die schäumenden Wogen. Wohl sprang der treue Mann ihr sogleich zur Rettung nach, aber der brausende Strudel zog auch ihn in den Abgrund nieder.

Seitdem heißt jener Wirbel der Brautstrudel und wird männiglich gemieden, weil die Geister der Abgeschiedenen dort umgehen sollen.

98.

Wichtelmänner im Spatenberge bei Kreuzburg.

Paullini zeitkürzende und erbaul. Lust II, 682.

Es ist eine alte Sage von den Wichtel= oder Heinzemännerchen, die sich ehemals im Spatenberge häufig, doch unsichtbar sollen aufgehalten haben. Da werden kleine runde Steinchen gefunden, so man Wichtelsteinchen nennt, mit welchen dies Völklein soll gespielt haben. Sie wohnten auch bei den Leuten in Häusern, brachten dem Einen Glück, dem Andern Unglück; einem nahmen, dem andern gaben sie; pflegten sonderlich die Kindbetterinnen, stahlen oder vertauschten ihnen die Kinder; ritten und foppten die Pferde in den Ställen, daß sie schäumten, und flochten ihnen lange Zöpfe.

99.

Die Nonne und der Wichtelmann.

Chronicon monasterii St. Petri in Paullini Syntagm. rer. Germ. p. 303 sq.

Eine Nonne aus dem St. Peterskloster in Kreuzburg geht eines Tages mit einer andern am Spatenberge vorüber. Weil sie nun hinter sich ein leises Geräusch vernimmt, schaut sie beim Gehen zurück und erblickt ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte, doch freundlichem Blick, schneeweiß im Gesicht und auf dem Haupte; in seiner Rechten führt es ein weißes Stäbchen, auch ist es wohl gekleidet nach Art der Bauern. Das Männlein kommt näher herbei, nimmt gar freundlich sein Hütchen ab und grüßt die Jungfrau. Diese dankt ihm; darauf fragt das Männlein, wohin sie wolle, und als sie es gesagt hat, spricht es weiter: „nimm dich wohl in Acht, daß du nicht auf Irrwege kommst, dort sind — dabei zeigt es mit dem Finger nach einem Hügel — verschiedene Kreuzwege, die den, der ihrer nicht achtet oder des Wegs unkundig ist, leicht abseits und in die Irre führen können. Doch sei nur guten Muths, ich will dich bis dahin geleiten und dir dann deutlich den Weg zeigen, den du sicher gehen kannst.“ Auf diesem Wege hörte Sibylla — so hieß die Nonne — vielerlei über die Wichtelmännchen in jener Gegend, insbesondere daß sie Niemanden etwas zu Leide thun; deshalb pflog sie auch mit dem Männlein längeres Gespräch und Unterhaltung. „Hast du

nicht Lust," fragt sie unter andern, „die Jungfrauen im Kloster zu besuchen? Wir werden dir Eier, Milch, Butter, Kuchen und anderes der Art vorsetzen." „Ich werde kommen," sprach der Kleine, „nur möget ihr mich nicht zum Besten haben oder mir sonst Unruhe und Schrecken anthun, denn solches hat noch keiner von uns je ungestraft geschehen laßen." Während dieses Gesprächs kommen sie an den Hügel, da zeigt das Männchen den rechten Weg, grüßt wieder freundlich zum Abschiede, wünscht alles Gute und kehrt zurück in den Spatenberg.

Dieses hat Sibylla nachher dem ganzen Convent erzählt.

100.

Der Wichtelmann in der Kinderstube.

Mündlich.

Ein Metzger war einmal auf den Viehhandel gegangen, während daheim seine Frau im Kindbett lag. Als er Abends auf seinem Heimwege am Spatenberge vorübergeht, den gemachten Handel bei sich überschlagend, rufts laut hinter ihm drein: „wenn du nach Hause kommst, sag Kielkehl seine Frau sei krank und werde bald sterben." Der Metzger schaut zurück, sieht aber Niemand, der ihm diese Worte hätte zurufen können. Gedankenvoll über diesen sonderbaren Zufall und Auftrag geht er weiter, kann aber gar nicht ins Klare kommen, was er von der Sache halten soll. Daheim erzählt er seiner Frau, die im Bette liegt, den Vorfall. „Weiß gar nicht, was das sein soll," hub er an, „als ich heut Abend am Spatenberge hin gehe, rufts mir ganz laut und vernehmlich zu: „wenn du nach Hause kommst, sag Kielkehl seine Frau sei krank und werde bald sterben." Habe doch Niemand beim Umschauen gesehen, von dem solcher Ruf nur kommen konnte, auch noch nie von Kielkehl was gehört." Kaum hatte der Mann diese Worte gesprochen, so kroch unter dem Bette der Frau ein kleines, winziges Männlein hervor mit einem alten, grauen Gesicht und langem Bart, stellte sich auf die Beine, sah erschrocken den Metzger an und sprach: „wie, meine Frau ist krank? Ei, da muß ich ja gleich nach Hause." Sofort war das Männlein zur Thür hinaus. Es war ein Wichtel, der sich bei der Kindbetterin eingeschlichen hatte.

101.

Der Wichteln Abzug.

Heusinger Sagen aus dem Werrathale S. 127.
Mündlich.

Die Wichtel im Spatenberge hatten beschloßen ihre Wohnung zu verlaßen und sich in einer andern Gegend bei andern Leuten unterzubringen. Weshalb, wißen die Leute nicht mehr recht zu sagen.

Eines Morgens noch in aller Frühe klopften zwei kleine Männlein bei dem Fährmann Beck in Spichra ans Fenster und begehrten Ueberfahrt an das andere Ufer. Der Fährmann war dazu bereit und ging mit den Kleinen ans Ufer. Als sie nun in dem Kahne waren, wollte Beck sogleich abfahren, aber die Männlein baten noch ein wenig zu warten. Der Ferge that nach ihrem Wunsche, aber das Fahrzeug senkte sich wunderbar mit jedem Augenblick immer tiefer in den Fluß, so daß es zuletzt nur noch wenig über dem Waßer emporragte. Endlich hießen ihn die Kleinen abfahren, aber nur langsam und mit großer Anstrengung, als hätte er die schwerste Ladung eingenommen, erreichte er das andere Ufer. Da geschah es, daß sich der Kahn nach und nach eben so wieder aus dem Waßer erhob, als er sich vorher gesenkt hatte. Wie nun der Fährmann über das seltsame Ereigniß verwundert den Kopf schüttelte, sprach einer der Kleinen zu ihm, während der andere nach dem Fährgeld suchte: „willst du wißen, wen du gefahren hast, so sieh mir über die rechte Schulter.“ Der Fährmann that, wie ihm geheißen war, und da sah er zu seiner größern Verwunderung eine unabsehbare Reihe noch viel kleinerer Männlein dicht gedrängt im Maßhelder Feld dahin ziehen, während die letzten noch immer aus dem Kahne stiegen. „Du weißt jetzt, wen du übergefahren hast,“ hub wieder das Männlein an, „nun sage, welchen Lohn begehrst du für die Ueberfahrt, Geld oder einen Scheffel der besten Würze?“ Der Fährmann wählte die Würze. Sogleich waren auch die beiden Männlein verschwunden, und ein Scheffel des reinsten Salzes lag in dem Kahne, den Beck mit nach Hause nahm. Oft hat er später den Seinigen das Ereigniß erzählt und noch heute wißen die Leute in Spichra davon zu sagen.

102.

Der lahme Fleischbote von der Brandenburg und der Limpertstein in Gerstungen.

Heusinger Sagen aus dem Werrathale. Eisenach 1841. S. 14.

Der Graf von der Brandenburg hatte das Recht, daß er den Fleischern zu Gerstungen die Taxe setzte und zugleich an jedem Fleischtage einige der besten Stücke für seine Küche bekam. Der Bote, welcher deshalb jedesmal von der Brandenburg geschickt wurde, hieß Limpert, war ein lahmer Krüppel, der auf einem Esel ritt, an dessen beiden Seiten zwei Körbe für das Fleisch hingen. Er traf aber immer zu spät ein, und doch durfte nach altem Rechte die Fleischbank nichts eher abgeben und verkaufen, bis er versorgt war. Dieses Unwesen war der Bürgerschaft, besonders aber der Fleischerzunft gar verdrießlich, ja endlich unerträglich geworden. Oft schon hatte man den Boten erinnert, nicht so lange auf sich warten zu laßen, aber derselbe, eben so frech und trotzig wie ungestaltet und krüppelhaft, kehrte sich an kein gutes Wort und pochte auf das Recht und die Macht seines Herrn.

Der Gildemeister der Fleischer war ein zorniger und stolzer Mann. Dieser sprach zu seinen Mitmeistern: „wir wollen den Unfug nicht länger dulden, sondern thun, was nicht sobald vergeßen werden soll.“ Als nun der lahme Bote wieder daher gezogen kam und man ihn nach Gewohnheit vom Esel gehoben hatte und er das Fleisch für seinen Herrn erwartete, gab ihm der Gildemeister den ersten Schlag, dann traten auch die übrigen Meister herzu und schlugen ihn vollends todt, hackten den Leichnam in Stücke und legten sie dem Esel in die Körbe. Darauf drehte man diesen um, gab ihm einen Streich und ließ ihn gehen.

Als nun der Graf statt des Fleisches den Boten selbst zu Schlachtstücken zerhauen in den Körben fand, schwur er der Stadt Gerstungen bittere Rache und kündete ihr Fehde an. Da schickte der Rath einen Mittelsmann, der mit klugen und sanften Worten den erzürnten Grafen besänftigen sollte. Dieser stellte vor, die Fleischerzunft sei schon lange durch die absichtliche Verspätung und das trotzige Benehmen des Boten erbittert worden und man müßte ja die ganze Zunft ausrotten, wenn

Blut um Blut gelten sollte. Er möchte daher von der Fehde abstehen und gnädig bedenken, daß so viele Häuser verwaist würden und die halbe Stadt Trauerkleider anlegen müßte. Man sei gern bereit eine ansehnliche Buße zu geben.

Da sprach der Graf bei sich selbst: „nun gut, ich will eine Sühne fordern, wie sie solche nimmer erbringen können,“ dem Gesandten aber sagte er: „stehet das Blut eurer Fleischhacker in so hohem Preise, so schafft mir einen Scheffel Silberlinge von eines Pfennigs Werth, drei himmelblaue Windhunde und drei Eichenstöcke ohne Knoten, so hoch als ich selbst. Schaffet ihr mir binnen heute und fünf Jahren diese drei Stücke, so ist die Sache vertragen und sogleich gebe ich alle meine Rechte an eure Fleischbank auf, denn was aus den Händen der Bluthunde kommt, das ekelt mich an. Fehlt es aber zu jener Zeit auch nur an einem von den dreien, so überliefert mir die Stadt die ganze Rotte, Mann für Mann, und ich werde mit ihnen thun nach meinem Gefallen.“

Mit diesem Bescheide kehrte der Abgeordnete zurück. Alle, die ihn hörten, entsetzten sich; denn wo war eine solche Menge kleiner Silberlinge zu finden? Wo gab es himmelblaue Windhunde und manneshohe Eichenstöcke ohne Knoten? Doch zuletzt faßten einige Bürger Muth und meinten Zeit gewonnen, viel gewonnen, und man könnte die Sache wenigstens versuchen.

Von Stund an ward ein Bote ausgesandt, der in allen Landen bei Juden und Krämern die Silberlinge sammelte. Dann wählte man ein Schock kräftiger Eichensprößlinge, welche eben den ersten Trieb aus der Erde gemacht hatten. Diese wurden behutsam ausgehoben und in einem Garten in ein besonders dazu bereitetes Erdreich gepflanzt; dann umgab man sie mit hohen, genau anschließenden Glasröhren, daß Seitensproßen ganz unmöglich wurden und das junge kraftvolle Reis kerzengerade empor wachsen mußte. Auch hatte man ein Gemach eingerichtet, dessen Wände, Decke und Fußboden himmelblau waren; selbst die Fenster waren mit himmelblauen Zeugen verhängt. In dieses Gemach brachte man drei schneeweiße junge Windhunde, und damit sie nichts sähen als Himmelblau, so war auch der Wärter in diese Farbe gekleidet und Waßer und Futter waren ebenfalls himmelblau. Die ersten Jungen, welche die beiden Hündinnen warfen, hatten wirklich einzelne blaue Sprenkelchen; unter den Jungen, die in den folgenden Jahren wieder von diesen fielen,

gab es schon blau gefleckte, bei der dritten Zucht war himmelblau die Hauptfarbe und unter dem vierten Geschlecht waren gegen das Ende des fünften Jahres wirklich drei Hunde aufgewachsen, welche über und über himmelblau waren.

Mit den Eichstäben ging es auf ähnliche Weise. Mehrere Stämmchen waren zwar abgestorben, einige hatten doch Seitenaugen getrieben, drei Schößlinge standen aber in Mannshöhe kerzengerade und ohne Knoten da, daß es eine Lust war sie anzuschauen.

Auch der Bote hatte die aufgestöberten Silberlinge eingeliefert und als seine Ausbeute gemeßen und das Streichbrett darüber gezogen wurde, da wäre fast ein Silberling heruntergefallen. So wurde nun der Frevel dem erzürnten Grafen abgebüßt. Um den Himmel zu versöhnen, ward der Fleischscharren in ein Pflegehaus für arme Krüppel verwandelt, von dem noch jetzt einige Grundstücke die Siechengärten heißen, und auf dem Platz, wo die blutige That begangen war, wurde ein breiter Stein ins Pflaster eingelegt, der noch heutigen Tages der Limpertstein heißt.

103.

Das weiße Fräulein auf der Brandenburg.

Heusinger Sagen S. 107 ff.
Mündlich.

Auf der Brandenburg bei Lauchröden zeigt sich schon seit vielen, vielen Jahren im Mondschein, zuweilen auch am hellen Tage ein Fräulein in einem langen weißen Gewande im innern Burghofe, oft auch mit zurückgeschlagenem Schleier im westlichen Bogenfenster der zerfallenen Kapelle. Man hat sie nie müßig gesehen; bald ist sie mit der Spindel beschäftigt, bald trocknet sie Flachsknotten auf einem weißen, saubern Tuche. Schwermüthig lächelnd bietet sie jedem, der sich ihr naht, eine Handvoll von ihren Knotten und diejenigen, welche das unscheinbare Geschenk angenommen, haben nie Ursache gehabt es zu bereuen, denn sie fanden daheim statt der Samenkörner eitel Gold in ihren Taschen. Auch soll es sich schon oft zugetragen haben, daß ein treues, tugendsames Liebespaar, dem es an einer Aussteuer fehlte und das sich mit der Bitte um eine Gabe ihr näherte, reich beschenkt von ihr entlaßen wurde.

104.

Wichtel können die Pferde nicht leiden.

Mündlich.

Im Schloße zu Gerstungen ist ein schöner Pferdestall. Darunter sollen auch Wichtelmänner wohnen. Kein Pferd ist in diesem Stalle zu halten, wenn es auch mit doppelten Ketten angebunden wird. Die eingestellten Pferde reißen alles entzwei, schäumen, wüthen und toben so lange, bis sie wieder hinausgebracht werden.

Die Wichtelmännchen waren überhaupt von jeher Schelme. Sie flochten Nachts den Bauern zum großen Aerger und Verdruß die Haare am Halse der Pferde zu unauflöslichen Zöpfen, so daß dieselben abgeschnitten werden mußten. Darum sagt noch heute die Mutter von dem verwirrten Haare ihres Kindes: „das hat ein Wichtel verwirrt.“

105.

Die Kirche in Herda.

Mündlich.

Man sagt, daß die Wichtel die Kirche in Herda erbaut hätten. Die Herdaer wollten nämlich ihre Kirche in der Mitte des Dorfes erbauen, aber die am Tage von ihnen dazu angefahrenen Steine wurden von den Wichteln an das Nordende des Dorfes geschleppt und an einem schönen Morgen stand die Kirche fertig da.

106.

Das Lindigsfräulein.

Mündlich.
Heusinger Sagen aus dem Werrathale. S. 22.

Schon seit Jahrhunderten wandert alle sieben Jahre im grauen Büßergewand, mit aufgelöstem Haar, ein mächtiges Schlüßelbund am Gürtel, das Lindigsfräulein in der Gerstunger Flur, zum Schrecken aller derer, welche sie sehen oder das Raßeln ihres Schlüßelbundes hören.

Doch nur einmal alle sieben Jahre macht sie diese Wanderung, das eine Mal in der Richtung zwischen der Brandenburg und Gerstungen, in der Nähe der ehemaligen Lindigsburg, das nächste Mal aber zwischen Gerstungen und dem Wege nach dem ehemaligen Kloster im Kolbacher Thale. Sie muß so lange wandern, bis sich Jemand findet, der sie auf seinem Rücken entweder zu den Kellergewölben vom Lindigsschloße oder nach dem Klosterplatze trägt. Sie wird aber wohl noch lange wandern müßen, wenn sich nicht einmal unter denen, die ihr begegnen und sie auf ihrem Rücken tragen müßen, einer findet, der durch glücklichen Zufall geleitet den rechten Weg einschlägt. Denn sie selbst darf keine Anweisung geben, welchen Weg der Träger gehen soll. Nun aber haben bisher alle in ihrem Schrecken und in der Eile statt vorwärts den Weg rückwärts nach Gerstungen genommen, um der schweren Bürde bald wieder ledig zu werden, was nur in der Nähe bewohnter Orte möglich ist. Erst dann, wenn sie an den rechten Ort getragen worden ist, darf das Lindigsfräulein reden und Rath ertheilen, wie mit ihrem Schlüßelbunde die Thüren und Behälter zu öffnen sind, in denen unermeßliche Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft sind.

107.

Der Wichtel wird aus dem Hause verbannt.

Mündlich.

In einem Bauerhause wohnte ein Wichtel, der den Leuten bei der Arbeit getreulich half und viele nützliche Dienste leistete. Der Kleine hatte nur die üble Gewohnheit, daß er bei den Kindern, wenn sie ihr Brod verzehrten, hungrig und verlangend stehen blieb und nicht von der Stelle wich; wenn aber ein Kind nur einen Augenblick sein Brod aus der Hand legte, so war er sogleich hinterdrein und hatte es im Nu verzehrt. Das verdroß Kinder und Eltern in gleicher Weise und man dachte ernstlich daran, wie man den schlimmen Gast aus dem Hause schaffen könnte. Da kommt einmal ein fremder Mann zu den Leuten, dem erzählen sie die Sache mit dem Wichtelmann und seine Naschhaftigkeit. „Da ist Rath zu schaffen," spricht der fremde Mann, „nehmt, wenn der Wichtel wieder bei den Kindern steht und ihnen das Butterbrod neidet, zwei Nußschaalen, die eine mit Waßer gefüllt, gießt das

Waßer aus der einen Schale in die andere, dann wieder aus dieser in die erste und thut das eine Zeit lang weiter. Der Wichtel wird dieser Arbeit nicht gar lange zusehen und bald auf und davon sein." Die Leute merkten sich das und bei der ersten Gelegenheit thaten sie, wie der Mann ihnen gesagt hatte. Der Wichtelmann sah eine kurze Weile erstaunt und verwundert zu, dann rief er aus: „bin doch so alt als der Sülingswald und hab' mein' Lebtage noch nicht solche Brauerei gesehn!" lief alsbald auch zur Thür hinaus und ward nie wieder in dem Hause gesehen.

108.

Der Hautsee bei Dönges.

Grimm deutsche Sagen I, 72.
Mündlich.

Bei dem Dorfe Dönges zwischen Markfuhl und Bach liegt an der Landstraße ein kleiner See mit einer schwimmenden Insel, die gleich einer Haut auf dem Wasser liegt und sich bald nach dieser, bald nach einer andern Seite hin bewegt. Darum hat er den Namen Hautsee erhalten; auch soll er an einem gewissen Tage im Jahre ganz blutroth werden. Davon geht noch heute unter den Leuten der Umgegend folgende Sage.

In Dönges war einmal Kirmes und dazu kamen auch zwei ganz unbekannte, aber sehr schöne Jungfrauen, die mit den Dorfburschen tanzten. Des Nachts zwölf Uhr waren sie plötzlich verschwunden, obwohl der Tanz noch nicht zu Ende war. Am andern Tage waren sie wieder da und tanzten mit, die Burschen aber, welche nicht wollten, daß die Jungfrauen diesmal so bald wieder weggehen sollten, versteckten einer von ihnen während des Tanzes die Handschuhe. Als nun die Mitternacht herankam, wollten sie fort und die eine lief überall ängstlich umher und suchte ihre Handschuhe. Während des Suchens schlug es zwölf Uhr, da liefen beide Jungfrauen in großer Angst und Eile davon gerade nach dem See hin und stürzten sich hinein. Am folgenden Tage war der See blutroth und so geschieht es noch jedesmal an demselben Tage des Jahres. Die zurückgebliebenen Handschuhe waren mit Perlen und allerlei kostbaren Steinen besetzt.

Man erzählt auch, „daß in einer Nacht zwei Reiter vor das Haus einer Kinderfrau kamen, sie weckten und mitgehen hießen. Als sie sich

weigerte, brauchten sie Gewalt, banden sie aufs Pferd und jagten mit ihr fort zum Dönges-See, wo sie ihrer Königin in Kindesnöthen Beistand leisten sollte. Sie sah viel wundersame Dinge, große Schätze und Reichthümer, mußte aber schwören, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Nachdem sie einen ganzen Tag unten geblieben war, ward sie reichlich beschenkt in der Nacht wieder heraufgebracht. Nach vielen Jahren erkrankte sie und konnte nicht sterben, bis sie dem Pfarrer alles entdeckt hatte."

109.

Der Wagen der Frau Holle.

Prätorius Weihnachtsfratzen prop. 56.
Mündlich.

Der Frau Holle begegnete bei ihrem Umzuge zur Weihnachtszeit ein Bauer mit einer Axt. Diesen hat sie angeredet, daß er ihr den Wagen verkeilen oder verschlagen sollte. Der Bauer that, wie ihm geheißen war, und als er die Arbeit gethan und den Wagen wieder in Stand gesetzt hatte, befahl ihm Frau Holle die Späne aufzuraffen und als Trinkgeld mitzunehmen. Da ihm das aber vergeblich und unnütz vorkam, ließ er sie meistentheils liegen und nahm nur ein Stück oder drei für die Langeweile mit. Als er nach Hause kam, waren dieselben in seiner Tasche zu Ducaten geworden. Nun bedauerte er den Verlust oder die Verscherzung der übrigen Späne, aber zu spät. Denn als er umkehrte, die übrigen zu suchen und zu holen, war nichts mehr zu sehen und alles verschwunden.

Diese Geschichte hat sich in Thüringen an vielen Orten zugetragen und die Leute wißen überall davon zu erzählen. So auch in der Umgegend von Tiefenort und dem Krainberge. Dort stand auf dem sogenannten Riedchen bei dem sieben Linden in alter Zeit ein Wald. Durch diesen fuhr noch spät in der Nacht ein Wagen, in welchem eine fremde, unbekannte Dame saß. Der Weg durch diesen Wald war aber sehr sumpfig und morastig, namentlich zur bösen Winterszeit, und so geschah es, daß der Wagen im tiefen Kothe stecken blieb und ein Rad davon zerbrach. Zum Glück kamen gerade einige Holzhauer des Weges daher, die von ihrer Arbeit in dem Walde eben nach Hause gingen. Die unbekannte Dame bittet die Leute ihr zu helfen und beizustehen und sogleich hauen diese einige Stangen ab und machen eine sogenannte Schleife an

die Stelle des zerbrochenen Rades, so daß der Wagen aus dem Sumpfe herauskommen und weiter fahren konnte.

Die Dame bedankt sich bei den Leuten und heißt ihnen die umher liegenden Späne als Lohn für die gehabte Mühe und Arbeit einstecken. Lachend und unwillig kehren ihr die Arbeiter den Rücken und gehen ihres Weges. Nur einer von ihnen hat fast gedankenlos einige wenige Späne aufgerafft und in seine Tasche gesteckt. Als er dieselben zu Hause aus der Tasche hervorholen und unter den Ofen werfen will, findet er dieselben in pures Gold verwandelt.

110.

Die feurige Kuh im Moseberg bei Eisenach.

Chronicon monasterii S. Petri in Paullini syntagm. p. 314.

Im Jahre 1454 ging ein Mann, Balthasar Meysekop, in einer Nacht von Eisenach durch den Moseberg. Da begegnet ihm eine feurige Kuh, die sich alsbald auf sein Gebet in eine Birke verwandelt, an der er ungefährdet vorüber geht. Nachher schaute er noch einmal um, siehe da lief ein Weib mit einer Ofengabel ins freie Feld.

111.

Von einem Steinbilde an der Georgenkirche zu Eisenach.

Limberg das lebende und schwebende Eisenach. 1712. S. 154.

Am westlichen Eingange der St. Georgenkirche in Eisenach befindet sich dem Hilten'schen Denkmal gegenüber ein Steinbild, welches einen Mann in betender Stellung mit einer Wage zeigt. Der Sage nach soll dieses Steinbild einen Bäcker vorstellen, der zur Zeit einer großen Theuerung mit dem Brode Wucher trieb, dasselbe immer so klein wie möglich buck und darum auch oft zur Verantwortung und Strafe gezogen wurde. Erst auf dem Sterbebette bereute er sein Vergehen und bat, daß man ihn an die Kirchenthüre begraben möge, damit die frommen Kirchgänger sein Grab mit Füßen treten müßten. Dieser Wunsch wurde erfüllt und er liegt am westlichen Eingange der Kirche begraben.

112.

Mönch und Nonne.

Alte Volkssage.

Auf der Abendseite des Mittelsteins gegenüber der Wartburg ragen aus dunkeln Tannen zwei hohe Felsen empor, welche „der Mönch und die Nonne" genannt werden. Davon hat man schon in alten Zeiten die Sage gehabt, daß ein Mönch und eine Nonne, welche heimliche Liebe zu einander gefühlt, aus ihren Klöstern entwichen, hier zusammengekommen und sich geliebkost haben. Zur Strafe dafür, daß sie das Gelübde der Keuschheit gebrochen, und zur Warnung für Andere sind sie an derselben Stelle, wo sie ihre Sünde begangen, in Stein verwandelt worden.

113.

Von der verfluchten Jungfer bei Eisenach.

Limberg das lebende und schwebende Eisenach. Anhang S. 22.
Volkssagen. Eis. 1795. II, 175.

Wenn man in Eisenach zum Frauenthore hinausgeht in das schöne Marienthal, gewahrt man etwa eine Viertelstunde Wegs von der Stadt rechts an einem jähen Felsenabhange eine Höhle mit einem schmalen Eingange. Diese Höhle ist rund, nicht eben groß und in die Höhe geht eine Kluft, durch die man hinauf sehen kann, wie durch einen Schornstein. Sie wird das verfluchte Jungfernloch genannt und die Leute erzählen davon allerlei Sagen.

Einst lebte in Eisenach eine schöne Jungfrau mit goldgelben Haaren, die war sehr eitel und putzte sich alle Tage herrlich, besonders aber verwendete sie viel Zeit darauf, ihre Haare zu strählen und in schöne Zöpfe zu flechten. Bei dieser Putzsucht vergaß sie alle Uebungen der Frömmigkeit, Gebet und Gottesdienst, und weil alle Bitten, Ermahnungen und Scheltworte ihrer Mutter nichts dagegen fruchteten und sie fort und fort in Eitelkeit, Stolz und Hoffart verharrte, verwünschte sie die Mutter in ihrem frommen Eifer in jene Höhle. Dahin ist sie nun gebannt, aber alle sieben Jahre erscheint sie einmal in der Mittagsstunde. Sie sitzt dann vor der Höhle in prächtiger seidener Kleidung und strählt

weinend mit einem goldenen Kamme ihre schönen Haare und wartet auf ihre Erlösung.

In frühern Jahren haben viele Leute in Eisenach diese verfluchte Jungfer in ihrem Schmuck und mit langen herabhängenden Haaren vor der Höhle gesehen und neben ihr auch ein rothes Hündlein, das hin und her lauft.

Auf dem Platze vor der Höhle, worauf die Jungfer sitzt, wächst kein Gras und kein Strauch, in der Höhle aber rauscht und braust es oft wie ferne Wasserbäche.

Ein Fuhrmann zog einmal die Straße vorüber und hörte Jemand nießen. „Gott helf!" sprach der Fuhrmann, und als er abermals und dann noch neunmal nießen hörte, sprach er jedesmal treuherzig „Gott helf!" Als es aber zum zwölften Male nießte, wurde er schier unwillig, that einen Fluch und rief: „nun wenn dir Gott nicht helfen will, so helfe dir ein Anderer." Da seufzte die Jungfrau tief auf und verschwand in ihre Höhle.

Hätte der Fuhrmann noch einmal Gott helf! gesagt, so wäre die Jungfrau erlöst gewesen.

In der Nähe derselben Höhle weidete auch ein Schäfer seine Heerde. Seine Frau bringt ihm zur Mittagszeit das Eßen hinaus, da tritt ihr die verfluchte Jungfrau entgegen, reicht ihr eine goldene Bürste hin mit der Bitte, ihr damit das Haar zu strählen und verspricht zugleich eine reiche Belohnung. Die Hirtenfrau erfüllt die Bitte und nachdem sie der Jungfer die Haare gestrählt hat, wird sie von derselben in die Höhle geführt, dabei auch ermahnt, ja keinen Laut von sich zu geben und in der Höhle reichlich mit Gold beschenkt. Beim Hinausgehen erblickt sie am Ausgange einen großen schwarzen Hund, darüber geräth sie in einen großen Schrecken, schreit laut auf und läßt ihren Schatz zu Boden fallen, der auch sogleich verschwunden ist.

Eine arme Frau von Eisenach geht nicht weit von dem verfluchten Jungfernloche in den Wald Holz zu lesen und nimmt ihr kleines Kind mit sich, das lustig im Walde unter den grünen Bäumen spielt. Bald sieht es ein kleines Vöglein allgemach vor sich her hüpfen, dem lauft das Kind nach und will es fangen. Dieses Spiel treibt es so lange an, bis es die Mutter ganz verloren hat und von dem Vöglein weit weg in einen Busch gelockt worden war. Alles Rufen und Suchen der Mutter war vergebens. Erst nach acht Tagen fand ein Hirte das Kind an einer

Felswand von Gebüsch und Gestrüpp umstrickt und gefangen. Der Hirt bringt das Kind der Mutter zurück und als diese fragt: „woher hast du Eßen und Trinken bekommen?“ antwortet das Kind: „eine schöne Jungfrau hat mir zu eßen und zu trinken gegeben und mich des Nachts warm zugedeckt.“

114.

Der Silberbrunnen.

Limberg das lebende und schwebende Eisenach S. 24.

Nicht weit von der Höhle der verfluchten Jungfer ist auch der Silbergraben und darin war sonst eine Quelle, die zu Zeiten Silber ausgeworfen hat. Ein armer Bürger und Leinweber in Eisenach kommt einmal zu dieser Quelle und findet da einen Klumpen Silber. Diesen Fund trägt er zu einem Schloßer vor dem Nicolaithore, Rauchmaul geheißen, der ihm fünfzig Thaler dafür giebt, auch gut bewirthet, dabei aber die Bedingung macht, daß er ihm auch den Ort zeige, wo er den Schatz gefunden. Dieses geschah. Darauf ist der Schloßer allein hingegangen und hat auch einen Klumpen Silber gefunden; wie aber der Leinweber wieder hinkommt, um etwas weiteres zu holen, hat er wahrgenommen, daß die verfluchte Jungfer mit ihrem seidenen Wams die Quelle verstopft hat. Darauf hat man angefangen das seidene Wams durch fleißiges Nachgraben zu suchen und die verstopfte Silberquelle wieder zu eröffnen, aber Niemand hat die rechte Spur finden können.

115.

Von allerlei Spuk beim hohen Kreuz zwischen Eisenach und Wilhelmsthal.

Aus einem Amtsbericht vom Jahre 1744.

Das Forsthaus, welches an der Fahrstraße zwischen Eisenach und Wilhelmsthal mitten im Walde gelegen jetzt „zur hohen Sonne“ genannt wird, hieß vordem „zum hohen Kreuz.“ Der Schmidt Lorenz Luther aus Eckartshausen hat in Eisenach vor dem Amte erzählt, er habe von seinem Vater und Großvater, welche auch alte Leute gewesen, zum öftern gehört,

daß in den alten Zeiten, da hier noch alles katholisch gewesen, an dem Orte, welcher das hohe Kreuz genannt werde, eine Wallfahrt gewesen und daselbst ein hohes Kreuz gestanden habe. Ein anderer Mann aus Eckartshausen wollte von einem Jäger, der auf dem hohen Kreuz gewohnt hatte, gehört haben, daß eine weiße Frau zu Zeiten dort erschienen sei, welche in der obersten Stube, wenn die Leute im Bette gelegen, sich niedergesetzt habe. Ein Bauer aus Etterwinden hat vor dem Amte in Eisenach ausgesagt, er habe von seiner Mutter gehört, daß bei dem hohen Kreuze Hans Malschen von Etterwinden, der nun schon lange todt sei, ein Sarg auf den Rücken sich gehängt habe, den er bis in das Etterwinder Feld habe fortschleppen müssen, wo er endlich von ihm gefallen sei. Als dieser Hans Malsch nach Hause gekommen, wäre er fast wie rasend geworden. Auch sollte neben den Etterwinder Leuten, wenn sie auf ihrem Wege bei dem hohen Kreuze gewesen, vielmals ein Gespenst hergegangen sein.

Andreas Steinbrecher, gleichfalls aus Etterwinden, hat folgendes erzählt. Vor ungefähr 20 Jahren bin ich einmal des Abends spät mit einem Karren von Eisenach nach Etterwinden zurückgefahren und wollte den Thiergarten passiren. Da ich nun an das hohe Kreuz kam und das Thor aufzumachen begehrte, der Wärter aber solches nicht thun wollte, sah ich eine Kutsche in dem Wege von der kalten Stude herüber auf das hohe Kreuz zu fahren. Dieser bin ich entgegen gegangen zu sagen, wie sie den Thiergarten nicht aufmachen wollten. Als ich an die Kutsche herankam, sah ich, daß sechs Pferde davor gespannt waren, die Kutsche wie eine ordentliche Kutsche aussah, auch ein Kerl vorne darauf saß und einer hinten darauf stand, wobei es mir nicht anders erschien, als ob das Geschirr von den Pferden und die Kleider der Kerls wie lauter Silber und Gold glänzten. Als ich sie aber anreden wollte, hat es einen starken Plump gethan und es war nicht anders gewesen, als wenn alles mit einander auf einmal in die Erde gesunken wäre; gleich darauf war nichts mehr davon zu sehen. Das Fahren der Kutsche und das Raßeln der Pferde habe ich, ehe ich noch recht nahe gekommen war, gar eigentlich gehört, auch gesehen, daß von den Hufeisen auf der Erde Feuerfunken gegeben wurden.

Auch hat mir meine Mutter vielmal erzählt, daß einem Manne von Etterwinden auf dem Wege nach dem hohen Kreuz seitwärts her eine Leiche mit ihren Trägern und dem Schülerchor begegnet ist, welche nach

dem hohen Kreuz zu getragen wurde; und Andere sagen, daß in dem Wege unterm hohen Kreuz sich ihnen eine Frau aufgehockt und die Arme, welche wie vermodertes Holz gewesen, über ihre Schultern gelegt habe. Diese Frau hätten sie bis aufs hohe Kreuz tragen müßen, wo sie wieder auf die Beine getreten und von ihnen geblieben wäre.

116.

Der spukende Pfarrer.

L. Storch Vörwerts-Häns. Leipzig 1855. S. 226.
Mündlich.

Auf der Eisenacher Seite der Ruhl lebte vor Zeiten ein Pfarrer, Namens Feuchter. Gott weiß, was er in seinem Leben mochte getrieben haben, denn kaum war er todt, so spukte er furchtbar und wanderte mit großem Geräusch durchs ganze Haus, machte die Thüren auf, schlug sie wieder zu, warf Tische und Stühle über einander und vertrieb alle Leute aus dem Pfarrhaus. Als nun das Ding von Tage zu Tage ärger wurde, verschrieb die Gemeinde ein Paar Jesuiten. Diese citirten den Geist des Pfarrers im Beisein des Schulzen und der ganzen Gemeindevormundschaft in die Kirche vor den Altar. Dort mußte er in einen Sack kriechen und nun trugen sie ihn in die Gallert, maßen eine Strecke ab, wo er wandern darf, ließen ihn heraus und bannten ihn dorthin. Viel hundert Menschen haben ihn in der Dämmerung dort im Chorrock und mit den Schläppchen gesehen. Er niest zuweilen, spricht aber Jemand, der nicht weiß, daß es ein gebannter Geist ist: „helf Gott!“ so gibt ihm der böse Pfarrer eine Maulschelle und verschwindet. Solche Possen macht er viel. Er hat sich sogar den Leuten aufgehockt, die haben ihn tragen müßen, wie den Bieresel.

117.

Der Bieresel in Ruhla.

Mündlich.

In Ruhla war vordem der Bieresel heimisch. Das war ein Gespenst in Gestalt eines großen Esels, der des Nachts in der zwölften

Stunde im Orte umherschlich und den Männern, welche erst aus dem Bierhause heimgingen, aufhockte und sich von ihnen eine Strecke, gewöhnlich bis an ihre Hausthüre, tragen ließ. Dann sprang das Gespenst herunter und war nicht weiter zu sehen. Andern Leuten that es nichts und war ihnen nicht einmal sichtbar.

Ob der Bieresel noch jetzt in der Ruhl umgeht, ist nicht bestimmt zu sagen. Auch in andern Ortschaften des Thüringer Waldes soll dieses Gespenst zu Hause sein, so in Steinbach zwischen Altenstein und Liebenstein.

118.

Der Tolljungferstein in Ruhla.

Mündlich.
L. Storch a. a. O. S. 224.

Oben über dem Forsthause in Ruhla liegt an der Pfarrhecke nahe beim Goldbrunnen ein Felsen, der Tolljungferstein. Darauf läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfer sehen. Zuerst steht sie eine Zeit lang oben auf dem Steine, als warte sie auf Jemand, dann aber steigt sie herab, umgeht einige Mal ruhig und still den Felsen und zuletzt macht sie mit einem Bund großer Schlüßel, den sie in der Hand hält, ein gewaltiges Geraßel und geberdet sich wie unsinnig. Hat sie ihre Tollheit einige Minuten getrieben, so verschwindet sie wieder in den Felsen. Von dieser töllen Jungfer hat der Stein seinen Namen erhalten und wenn sich in Ruhla Jemand recht toll und unsinnig anstellt, so sagt man von ihm sprichwörtlich: „er geberdet sich wie die tolle Jungfer."

119.

Die Lilien am Breitenberge.

L. Storch a. a. O. S. 225.

Am Breitenberge, wo gar keine Blumen wachsen, sah ein Rühler einmal drei Sonntage nach einander drei weiße Lilien unter einer dicken Eiche stehen. Weil sie so schön waren, haben sie ihn gedauert und hat sie deshalb nicht abgebrochen. Als er aber am dritten Sonntage sich kaum zehn Schritte von ihnen entfernt hatte, denkt er, es könne mit

diesen Blumen doch eine besondere Bewandniß haben; er dreht sich also wieder um und will zurückgehen, da war keine von den Lilien mehr zu sehen.

120.

Der Schatz im Kloster Weißenborn.

Mündlich.
L. Storch a. a. O. S. 217.

Im Kloster Weißenborn war ein Knecht, dem träumte einmal, im Stalle unter der Pachterwohnung liege ein großer Schatz, der ihm bestimmt sei und des Nachts in der zwölften Stunde gehoben werden müße. Er vergißt aber diesen Traum wieder. Bald träumt er dasselbe zum zweiten Male und in der Nacht darauf hat er nochmals den Traum. Sofort springt er aus dem Bette auf und hinunter in den Stall und wirklich erblickt er an dem bezeichneten Orte einen großen Topf mit blanken Goldstücken. Eben will er darnach greifen, da sieht er über sich einen großen Mühlstein an einem Zwirnsfaden hängen, der sich eben so schnell wie in einer Mühle herumdreht, und daneben steht ein großer Mann, welcher mit seinem Kopfe bis an die Decke reicht, eine große Scheere in seiner Hand hält und jeden Augenblick den Faden durchschneiden will. Sogleich springt der Knecht zum Stalle hinaus; auf dem Hofe erholt er sich von seinem Schrecken und geht nochmals in den Stall zurück, aber — alles war verschwunden.

121.

Die Prinzessin in Wittgenstein.

L. Storch a. a. O. S. 50 ff.

Wer von Farnroda nach dem Heiligenstein oder nach Thal geht und etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hat, sieht dicht über dem Thalbach aus Erlen und Gebüsch einen hohen, vielzackigen, gespaltenen Schieferfelsen emporragen. Das ist der Wittgenstein. Von diesem Felsen und der in den Stein gebannten Prinzessin weiß die Volkssage allerlei zu berichten.

Ein Schloß soll vor langen Zeiten auf dem Wittgenstein gestanden und darin ein Ritter mit einer einzigen Tochter gewohnt haben. Das Fräulein sah einen Ritter gern und begehrte ihn zum Gemahl; der Vater aber wollte sie durchaus einem Prinzen vermählen und darüber entstand großes Herzeleid im Hause. Zuletzt beredete die Prinzessin den Ritter, daß er sie in der Nacht entführen sollte. Der Plan wurde aber dem Vater verrathen; er lauerte dem Ritter auf und erschlug ihn in selbiger Nacht, als er zum Schloße heranritt und das Fräulein holen wollte. Die Leiche ließ er seiner Tochter bringen, welche beim Anblick derselben alsbald vor Schrecken starb. Der erschlagene Ritter ließ sich aber fortan jede Nacht auf einem kohlschwarzen Roße sehen, auf dem er zur Mitternachtsstunde an den Wittgenstein heranritt, das Fräulein aber ging im Schloße um und durchwanderte alle Räume und Gemächer desselben. Der Vater ließ Teufelsbanner kommen und den Ritter auf den Rittersberg bannen, welcher nicht weit vom Wittgenstein liegt. Dort haben ihn viele Leute auf seinem pechschwarzen Rappen reiten sehen. Das Fräulein aber oder die Prinzessin, wie die Leute sie nennen, ist in den Wittgenstein gebannt. Beide können nun nicht mehr zusammenkommen.

In frühern Zeiten wollen viele Leute jener Gegend die in den Stein gebannte Prinzessin leibhaftig mit ihren Augen gesehen haben und ein Klosterknecht von Weißenborn behauptete, sie sei ihm einmal Abends im Zwielicht erschienen, als er von Fernroda heraufkam. Auch hat es Leute gegeben, die sie am Wittgenstein laut gerufen, geneckt, ja sogar geschimpft haben. Aber gewöhnlich ist es ihnen übel ergangen. Entweder sind sie noch am selbigen Tage mit Steinen geworfen worden, oder haben von unsichtbaren Händen Maulschellen erhalten, daß ihnen die Backen aufschwollen, oder bald darauf ein Bein, einen Arm oder gar den Hals gebrochen oder sonst einen Leibesschaden genommen.

Einmal ist ein Taglöhner aus Fernroda noch ganz spät in der finstern Nacht heimgegangen. Als er unter den Wittgenstein kommt, sieht er an dem steinernen Brückchen, das über den Bach führt, ein Licht brennen. Der Mann war mürrisch, weil er schlechten Verdienst gehabt und ein Maß Bier auf dem Heiligenstein nicht hatte trinken können. Er stieß ärgerlich mit dem Fuße an die brennende Kerze, daß sie ins Waßer fiel und verlöschte. „Licht giebst du mir,“ sprach er dabei, „das brauch' ich aber nicht; Gold giebst du Andern, das könnt' ich beßer brauchen.

Hab' den Weg wohl hundertmal bei Nacht und Nebel gemacht und kann ihn blind finden." Aber bald darauf stürzte er ins Waßer und wie er es auch anfing, immer fiel er wieder in den Bach; er konnte weder Weg noch Steg finden und wäre fast ertrunken. Erst am Morgen kam er müde und durchnäßt nach Hause.

Mit dem genannten Brückchen hat es überhaupt seine eigene Bewandtniß. In der dicksten Finsterniß mancher Nächte haben Leute, die sich verspätet hatten, am obern Ende des Stegs ein hellbrennendes Licht stecken gesehen, so daß sie den Weg deutlich erkennen konnten. Andere dagegen, vielleicht gottlose Leute oder denen die Prinzessin nicht gewogen war, sahen weder Licht noch Steg und fielen dann sicher ins Waßer.

Man sagt, die Prinzessin laße sich alle sieben Jahre sehen und dann erzeige sie den Leuten, die ihrer ansichtig werden und sich nicht vor ihr scheuen, allerlei Gutes. Einmal graste des Rasenmüllers Magd unten am Stein. Plötzlich erhebt sie ihre Augen und sieht in der Kluft am obern Ende des Felsens eine ganz seltsam gekleidete bleiche Jungfrau stehen, welche ihr gar freundlich zunickt. Aber die Magd lief aus Furcht davon und ließ sogar ihren Grasekorb im Stiche. Als sie nachher in Begleitung eines Mahlknechts wieder hinkam, fand sie den Korb zerrißen und zerfetzt.

122.

Musikanten bringen der Prinzessin eine Nachtmusik.

L. Storch a. a. O. S. 52 ff.

Musikanten aus dem Dorfe Thal hatten in Farnroda zum Tanze bei einer Hochzeit oder bei einer andern Gelegenheit aufgespielt und gingen wieder nach Hause. Es hatte aber die Mitternachtsstunde geschlagen, als sie sich auf den Heimweg begaben. Sie waren lustig und guter Dinge und führten auf dem einsamen, spärlich vom Mond erhellten Wege allerlei kurzweilige Gespräche. Zeit und Ort brachte die Rede auch auf die Prinzessin in Wittgenstein. Ein toller junger Bursche sagte, als sie gerade dem Felsen gegenüber waren: „wißt ihr was, wir wollen der armen Prinzessin auch eine anständige Nachtmusik bringen!" Die Andern stimmten zu und so gingen sie guten Muths gerade hinüber nach dem Steine. Unter demselben angelangt stimmten sie nicht lange erst ihre

Instrumente, sondern der Meister flüsterte den Andern ganz leise zu, was für ein Stück gespielt werden sollte, und so fingen sie denn mit einem Schlag an und das schöne Stück hallte prächtig am Felsen wieder und klang schier schauerlich durch die stille Nacht. Einer hat nachher gestanden, daß es ihm ganz seltsam dabei geworden sei.

Als das erste Tonstück geblasen war, tritt plötzlich ein altes Männchen mit einem langen grauen Bart und in einem sonderbar zugeschnittenen Kittel auf sie zu — keiner wußte, woher der Alte so schnell gekommen war — und fragte, wem die Nachtmusik gelten sollte. „Der Prinzessin im Wittgenstein,“ versetzte der Bursche, welcher den Gedanken zur Nachtmusik zuerst ausgesprochen hatte. „Nun gut, spielt nur lustig auf,“ sprach das Männlein und war wieder verschwunden. Die Spielleute thaten, wie ihnen befohlen war, und als sie dann ihre Instrumente zusammenpackten und gehen wollten, kam das Männlein nochmals und reichte jedem einen frischen Eichenzweig. Die Musikanten lachten darüber und gingen. Einige spielten mit ihrem Zweige, zerrupften und zerzupften ihn, andere trugen sich wohl eine Strecke Wegs damit, ließen ihn aber bald fallen und konnten oder wollten ihn nicht wieder finden. Nur einer steckte ihn sorgfältig auf seinen Hut. Er hatte dessen aber auch vergeßen und erschrak nicht wenig, als seine Frau ihn am andern Morgen fragte, was er denn für einen gelben Flitter auf dem Hute mit von Farnroda gebracht habe. Als er das Ding näher besah, war der Zweig zu glänzendem Gold geworden. Sobald die andern das hörten, liefen sie sofort auf dem Wege zurück, um ihre Zweige zu suchen, aber ihr Suchen war vergeblich.

123.

Die Farnröder Neujahrsänger.

Mündlich.

Dasselbe ist auch den Farnröder Neujahrsängern begegnet. Als diese noch in der Seebach singen durften, kamen sie einmal überein der Prinzessin im Wittgenstein zum Neujahr zu singen. Nacht, Schnee und Kälte hielten sie nicht ab, einen schönen Choral anzustimmen und durchzuführen. Als sie damit fertig waren, stand vor ihnen ein Männlein und reichte jedem ein großes Stück Fleisch dar. Dieser Braten mochte

ihnen wohl bedenklich vorkommen, denn alle ließen ihn unberührt, nur einer langte fast gedankenlos sein Meßer aus der Tasche, schnitt sich ein kleines Stück von dem Fleische ab und steckte es mit dem Meßer in die Tasche. Wie er am andern Morgen die Kleider wieder anziehen will, war die Tasche, in welche er Fleisch und Meßer gesteckt hatte, gewaltig schwer, er greift hinein und zieht statt des Fleisches ein Stück gediegenes Gold heraus. So war ihm von der Prinzessin das Singen gelohnt worden; die andern hatten freilich ihren schweren Aerger.

124.

Die Kuh aus dem Wittgenstein.

Mündlich.
L. Storch a. a. O. S. 56.

Der Farnröder Hirt weidet in der Gegend des Wittgensteins und sieht einige Morgen hintereinander eine schöne große Kuh bei seiner Heerde, die er nicht kennt, auch weiß er nicht, wie sie zur Heerde gekommen ist. Wenn er Abends heimtreibt, ist die Kuh verschwunden, und nie hat er gesehen, wohin. Er giebt endlich mit seinem Jungen genau Achtung und nimmt wahr, daß die Kuh früh aus den Erlenbüschen unter dem Wittgenstein herauskommt und am Abend wieder hinein läuft. Am nächsten Abend geht er ihr nach und sieht, wie sie in die Kluft sich hineindrängt. Unerschrocken schlüpft er hinterdrein. Da kommt er in einen hellen, weiten Gang und an eine Thür. Er klopft an; ein kleines graues Männchen tritt heraus und fragt ihn barsch nach seinem Begehr. „Das Hutgeld für die Kuh, welche ihr mir alle Tage zur Weide schickt," antwortete der Hirt, und der Kleine drückt ihm einen alten harten Thaler in die Hand mit den Worten: „du würdest mehr erhalten, hättest du nicht grob gefordert." Die Kuh kam aber nicht mehr zur Weide und der Hirt konnte später auch den Gang in den Stein nicht wieder finden.

125.

Der Bergmann am Markberge.

L. Storch a. a. O. S. 215.
Mündlich.

Ein Bergmann aus der Ruhl ging einmal am güldenen Sonntage am Markberge spazieren, um sich eine besondere Stelle zu besehen. Da gewahrt er eine wunderbar schöne Blume, wie ihm noch nie eine zu Ge=

sicht gekommen war. Er geht hin, bückt sich nieder, bricht die Blume und steckt sie an seine Bergmannsmütze. Kaum hat er das gethan, so ist auch die ganze Gegend verändert. Ein herrliches, glänzendes Schloß mit weit geöffneten Thüren steht vor ihm, er schaut hinein und erblickt darin allerlei, was seine Neugierde reizt und lockt. Ohne langes Besinnen tritt er hinein, geht durch verschiedene, hell erleuchtete Gänge und kommt zuletzt in einen reich geschmückten Saal, in dessen Mitte hinter einem kostbaren Tische ein altes graues, sonderbar gekleidetes Männchen sitzt und aus einem Kasten Goldstücke auf den Tisch zählt. Das Männchen nickt dem Bergmann freundlich zu und spricht auf das Gold hindeutend: „nimm dir, so viel du willst, vergiß aber den Schlüßel nicht!" Der Bergmann füllt sich erst die Taschen, dann thut er seine Mütze ab und füllt sie gleichfalls mit Goldstücken bis zum Rande an. Bei dieser Arbeit war aber die Blume von der Mütze herabgefallen, er achtet aber ihren Verlust nicht und läßt sie unbekümmert am Boden liegen. Nun will er weggehen, da ruft ihm nochmals das graue Männchen zu: „vergiß aber den Schlüßel nicht!" Doch unverständlich ist dem Bergmann die Warnung und er läßt sie unbeachtet, eilt froh des erhaltenen Schatzes aus dem Schloße, das Männchen aber trippelt hinter ihm her und macht dabei allerlei sonderbare und verzwickte Grimassen. Als der Bergmann aber zur Thür des Schloßes hinausgehen will, ruft das Männlein fast wie unsinnig zum dritten Male: „vergiß den Schlüßel nicht!" allein der Bergmann bleibt taub für die Mahnung. Kaum war er aus dem Zauberschloß getreten, so war auch alles wieder verschwunden und er steht an derselben Stelle, wo er die Wunderblume gepflückt hatte. Nur eine Stimme ruft ihm zu: „hättest du die Blume nicht vergeßen — diese war der Schlüßel — so hättest du jederzeit wiederkommen und dir noch viele Schätze holen können." Aber der Bergmann grämte sich eben nicht sehr darum, er hatte ja genug, um gut und sorgenfrei leben zu können.

126.

Die Königin Reinschwig.

Thür. Chronik bei Schöttgen u. Kreyssig diplom. et script. histor. germ. I, 86 sq.
Vgl. Ursinus Chronik b. Menken III, 1264.
Bange thür. Chron. Bl. 57.

Das Kloster zu St. Nicolaus, welches Adelheid, die Tochter Ludwigs, des ersten Landgrafen in Thüringen und Hessen, nach Eisenach

verlegt und mit einer schönen Kirche und stattlichen Gebäuden versehen hat, lag zuvor auf St. Petersberg vor Eisenach in der alten Stadt, war sehr geringe an Gebäuden und die Brunnen und das Waßer waren ihm fern. Auch findet man geschrieben, daß dieses Kloster seinen ersten Anfang in Sättelstedt gehabt habe und von einer Königin Reinschwig erbaut worden sei. Darüber hat man in einer alten Chronik diese Erzählung.

Vor alten Zeiten war ein König in Schweden gestorben und hatte einen Sohn hinterlaßen, der nach ihm Richter und König war. Die Königin aber, genannt Frau Reinschwig, betrübte sich sehr über den Verlust ihres Herrn, denn er war ihr gar lieb, und sie ließ Gebet halten, Messen lesen und gab Almosen, daß ihr Gott offenbaren möchte, wo ihres Herrn Seele ihre Pein leide, damit sie erlöst werde. Da ward ihr geoffenbaret, daß er in dem gemeinen Fegefeuer der Thüringer leide, das wäre ein Berg nahe bei Eisenach, und die Stätte ward ihr bezeichnet. Da kam sie aus Schweden nach Eisenach und dahin, wo der Berg liegt, und fragte die Leute, die dort angesessen waren, ob sie da nichts hörten. Sie sagten, daß sie zu Zeiten erbärmlich Geschrei da hörten, und darum ward der Berg Hör Seeleberg genannt, den nun die Leute den Horsilberg nennen. Da bauete die Königin unten an den Berg eine Kirche und brachte in dieselbe viel gutes Heiligthum, bauete daneben auch ein Haus, darin sie mit drei Jungfrauen wohnte, demüthiglich und schwarz gekleidet, und kaufte Zinsen und Erbe, das nun dem Kloster zu St. Niclas in Eisenach gehört. Die Stätte unten an dem Berge ward Satansstatt geheißen, weil der Teufel ihr da erschien, das Dorf aber an dem Waßer wird noch „Setilstedt“ genannt. Als nun des Königs Seele von der Königin Reinschwig erlöst war, lebte sie nicht mehr lange und ward dort begraben, zu ihren Jungfrauen kamen aber noch mehr arme und fromme Mägde, die Gott dienen wollten, und sie gebrauchten die Zinsen und Almosen, welche Frau Reinschwig ihnen gelaßen hatte. Weil sie aber des Nachts viel Ueberfall hatten von den Leuten, die auf der Straße wanderten, ward ihnen gerathen, daß sie gen Eisenach ziehen möchten. Da baueten sie bei der Kirche auf St. Petersberg ein Klösterchen, darin wohnten sie lange Zeit, nährten sich und dienten Gott.

Andere Chroniken erzählen, daß die Königin Reinschwig nicht aus Schweden, sondern aus England nach Thüringen gekommen sei, um

die Seele ihres gestorbenen Gemahls aus dem Fegefeuer im Hörselberge zu erlösen.

In Sättelstedt erzählte eine alte Frau, sie habe als Kind von ihrer Mutter und Großmutter, auch von andern Leuten oft gehört, die Königin Reinschwig sei auf dem Hörselberg begraben und ihre goldenen Haare wären nachher aus dem Grabe herausgewachsen.

127.

Der Hörselberg bei Eisenach.

Pfefferkorn Thür. Chronik. 1685. S. 25 f.
Agrikola Auslegung deutscher Sprichwörter 301.

Zwischen Gotha und Eisenach lieget der Hörselberg, von welchem die Mönche viel gedichtet und unter andern vorgegeben haben, es gehöre dieser Berg zur Werkstatt des Fegefeuers und die Seelen der Gestorbenen würden darin gequälet. Auch haben sie erzählet, daß man vor dem großen Loch dieses Berges, obgleich man des Abends den Sand davor ganz gleich gemacht habe, doch des Morgens allerhand Fußstapfen gesehen habe von Menschen und Thieren, die aus und ein gegangen wären. Auch der treue Eckart, wie ihn die Bauern nennen, mit dem wüthenden Heere, vor dem er her gehe, die Leute vor Schaden zu warnen, habe in dem Berge seine Wohnung, und das daran gelegene Dorf Sättelstedt heiße so viel als Satanstädt.

Agrikola erzählt:

„Im Lande zu Thüringen nicht ferne von Eisenach liegt ein Berg, der Hoselberg genannt, da der Teufel bei Menschen und meinen Gedenken Fuhrleute mit Wein in einem Gesichte eingeführt und ihnen gezeigt hat, wie tief etliche Leute, die noch gelebt und ich gekannt habe, in den höllischen Flammen gesessen haben."

Doctor Luther sagt, daß anno 1546 Etliche vom Adel im Land zu Thüringen auf eine Zeit im Hörselberg des Nachts Hasen aufgejagt und ihrer bei acht gefangen hätten; wie sie nun heimkamen und die Hasen aufhingen, so waren des Morgens eitel Pferdsköpfe daraus geworden.

Den Hörselberg als eine „Werkstatt des Fegefeuers, darin die Seelen der Gestorbenen gequält werden," schildert in großer Ausführlichkeit auch ein altes, ungedrucktes Gedicht vom Jahre 1592, das sich auf

der Universitätsbibliothek in Jena befindet. Darin wird der Berg so beschrieben.

„So ist nun das vom Hörselberg,
Gewiß vnd gar kein Narrenwerk.
Das wunderding am selbigen ortt,
Gesehen werden vnd gehort.
Er ist mit Nebel stets vmbfangen,
160 Von viehe vnd Menschen vmbgangen.
Von Stauden Hecken ist Er dick,
Nibblicht, darümb Er schrecklich ahnblickt.
Sein leng ist ziemlich, in die Breit,
Erstreckt sich sein Rvuir nicht weitt.
Wan sich bisweilen erlustiren,
Die Bawern wöllen vnd spatziren.
Den Berg hinauf, wird bald Ihr Lust,
Durch schrecken vnd gespenst gebüst.
Alda, beydes zu tag vnd nacht,
170 Viel seltzam Ding werden volbracht.
Darümb wird der bergk von Nachbarn zwar,
Geschewet vnd verlassen gar.“

Vom Eingang in den Berg heißt es:

191 „Gegen Abent ligt die pfort ist Eng,
Darein man kriechen mus gedreng.
Der eingang ist lang ohn gefahr,
Zehn klafftern, eine in die quer.“

Und an einer andern Stelle:

„Durch dieses loch vnd eingang,
Mus kriechen, wer will sehen zu handt.
Die wunder Ebentewr darzu,
Gespenst, Gesums, vnd gros vnruh.
So sich des Orts gar manigfaldt,
240 Lest hören, sehen, mit gewaldt.“

128.

Vom treuen Eckart, der am Eingange in den Hörselberg sitzt,

und wie andere alte Sagen melden, „alle Leute warnt, sie sollten nicht in den Berg gehen," sagt das Gedicht:

„Wenn du nu kommen bist hinein,
Vnd meinst du seyst da gar allein.
Bald siehestu zu der linken stan,
Ein grossen grawen alten Man.
Den man den trewen Eckhard nent,
An seiner kleidung Jhn man kent.
Der ist Alt frenckisch vnbekandt,
Ein Scepter tregt Er in der handt.
Der dir bald winckt, dich vnterricht,
250 Was für gefahr vnd gransam geschicht
Dir kommen werden vntter augen,
Drumb magstu sehen vnd wol zu schawen.
Damit du volgest seiner lehr,
Vnd hierdurch meidest gros gefahr.
Man helts dafür, das dieser Alt,
Ein Engel in menschen gestalt.
Von Got hieher geordnet sey,
Damit er warn, wer kompt herbey.
Wen man nu ist berichtet wol,
260 Wie man sich fort verhalten soll.
So danck mit vleis dem alten Mann,
Vnd mach dich fertig zu der Bahn.
Da wirstu sehen also baldt,
Inn Berg hinein als wers ein waldt.
Von hundert meilen lang und breit,
So mechtig gros scheint Er und weit.
Vnmöglich ists sich zu vnterstehen,
In diesem berg das End zu sehen.
So kan man gar nicht wissen auch,
270 Des Berges höhe vor Nebel und rauch.
Die teglich drinnen stehn vnd schweben,
Nur nimb dein wahr vnd merk es eben.

Da kömpt dir erstlich vor die handt,
Ein starker hundt ohn Eisern bandt.
Der ist sehr gros vnd vngehewer,
Sein rachen brendt mit hellischen fewer.
Der fert vnd springt, als wolt Er dich,
Verschlingen in eim augenblick.
An den soltu dich keeren nicht,
280 Sondern strack volgen dem bericht.
Des trewen Eckhardts vnd von stund,
Dich wenden von dem besen hundt."

129.

Von einem Lautenisten, der im Hörselberge auffspielen mußte,

erzählt das Gedicht:

„Es hat sich auch zur selben frist,
Begeben das Ein lautenist.
Des Orts nicht fern gar wol bekandt,
Sey doch auf dismahl vngenant.
Mit seiner lautten rein vnd gut,
Auff eine hochzeit wandern thut.
Sein weg nimpt er nicht altzu weit,
290 Vom berg faste zu abendts zeit.
Wie er nu aber von der nacht,
Wird vberfallen, nicht betracht.
Wieviel vnd gros gefehrlichkeit,
Mit bring des orts gelegenheit.
Da kompt ein langer schwartzer Man,
Zum lautenist, greifft Ihn an.
Vnd führt Ihn durch das loch geschwind,
Der lautenist erst sich befindt.
Vnd ist erstarret von angste viel,
300 In dem er fürder gehen will.
Sieht Er vor sich den Eckhart trew,
Der winckt Ihm, sprach mein freundt herbey.

Dir wird hie in dem Berg fürwahr,
Wo du nicht acht hast, viel gefahr.
Zu handen kommen, scheu dich nicht,
Vnd merk mit vleis mein vnterricht.
Voraus bind ich dir ein gar thewr,
Vor diesem hunde vngehewr.
Hüt dich mit vleis, kere dich nicht dran,
310 Ob Er schrecklich dich falle ahn.
Sieh auch im wenigsten nicht zurück,
Merk nur ernstlich auff alle stück.
Wenn du Itzt fort wirst gehen nuh,
So merck mit vleis vnd sieh wol zu.
Damit du dich nicht kerest vmb,
Las dich nicht irren viel gesumb.
Im widerkehren thue desgleich,
Sieh nicht zurück, vermeide streich.
Ob dir auch würde kommen für,
320 Mancherley ding dort vnd hier.
Vnd ob man dir würd geldt vnd Goldt,
Fürtragen, bieten, du nicht sollt.
Im kleinsten dich bewegen lahn,
Sey wol gewarnet, vnd las es stahn.
Greiff Ja nicht zu, wartt deiner Laut,
Sieh dich nicht vmb, Ich merck dir grawt.
Darümb laß dir wol befohlen sein,
Das dich bewege nicht der schein.
Der lautenist wahr trawers voll,
330 Kundt Es doch gar nicht Endern wol.
Es must allhie gewaget sein,
Da halff weder das gros noch klein.
Wie er nuhn bis am Sechsten tag,
Im berg des lautenschlahens pflag.
Vnd nun gesehen, gehört die ding,
Davon Ihms lachen gar verging.
Da kömpt zuletzt ein zwerglein klein,
Das zopf Ihn heimlich bei eim bein.
Vnd winckt Ihm das er folgen soltt,
340 Der arme man Eiltt sehr vndt woltt.
Zugleich auch sehen mitt zurück,
Damitt Ihm nicht an hals ein strick.

Geworffen würde, mitt gefahr,
Den Ihm nachfolgt eine grosse schar.
Die drawiten Ihm ohn vntterlaß,
Darüber er dan gar vergas.
Des Altten trewen Eckardts rath,
Kam also baldt zu großen schadt.
Indem er auch sah hinder sich,
350 Vor furcht vndt Angsten zitterlich.
Bleibt Ihm der hals zur-seitten stahn,
Und kondt forthin derselbe man.
Bis an sein Endt nicht kehren vmb,
Den hals, must Ihn so tragen krumb.
Er wendett sich wil gehen fortt,
Bald sicht er für, siehett die pfortt.
Er kroch eylendts mitt furcht hinaus,
Vndt kam also vorletzt hinaus.
Must auch den halß bis in den todt,
360 So krumb tragen nicht ohne spott.
Niemandts Ihn auch in seiner stadt,
Fortan fröhlich gesehen hatt."

130.

Die Schäfer im Hörselberge.

Nach demselben alten Gedichte.

Auch zwei Schäferknechte kamen einmal von einer Kirmse mit ihren Sackpfeifen und vielem Geschrei um Mitternacht am Berge vorüber. Während sie jauchzend und fluchend ihres Weges dahin ziehen, stehen plötzlich drei Männer vor ihnen, heißen sie mitgehen in den Berg und ihnen darin aufspielen. Die beiden Schäfer sagen in ihrer Leichtfertigkeit und Trunkenheit ihre Dienste zu und wandern, wenn auch nicht ganz ohne Angst und Furcht, mit den fremden, ungekannten Männern in den Hörselberg. Dreizehn Tage blieben sie darin und als sie nach dieser Zeit wieder ans Tageslicht kamen, schlichen sie in aller Stille nach Hause und haben fortan bis an ihr Lebensende alle Fröhlichkeit für immer vergeßen.

131.

Die weiße Frau im Hörselberge.

Mündlich.

Vor Jahren erzählte ein Mann in Sättelstedt, daß alle sieben Jahre das ‚wisse wibje' aus dem Berge trete und sich sehen laße, auch gewaltiges Getöse werde in dem Berge gehört. Einmal sei sein Bruder Abends vorbei geritten und habe den Unfug deutlich vernommen, nämlich durch einander hallende Stimmen und Bechergeklirre. Zuweilen zeige sich ein Eingang, der aber bald verschwinde und dann nicht mehr zu finden sei.

132.

Von der Frau Holla.

Prätorius Weihnachtsfratzen 54.
Mündlich.

Wenn Frau Holla zu Weihnachten ihren Umzug durch das Land hält, legen die Mägde in Thüringen ihren Spinnrocken aufs neue an, umwinden ihn mit vielem Werg oder Flachs und laßen ihn über Nacht stehen. Sieht Frau Holle im Vorüberziehen dergleichen Rocken, so spricht sie:

So manches Haar,
So manches gutes Jahr.

Am Tage der heiligen drei Könige aber muß sie wieder umkehren und einziehen in den Hörselberg. Trifft sie dann unterwegs noch Flachs auf dem Rocken an, so lautet ihr Spruch:

So manches Haar,
So manches böses Jahr.

Deshalb reißen Abends vorher die Mägde alles von ihren Rocken herunter, was sie bis dahin nicht abgesponnen haben, ja sie brennen sogar die kleinen Flachsfäßerchen mit Schleusenlicht sorgfältig herunter, damit ja nichts daran bleibe und ihnen kein Uebel daraus entstehe, wiewohl die meisten sich befleißigen, alles angelegte Werk vorher im Abspinnen herunter zu bringen.

133.

Der getreue Eckart und das wüthende Heer.

Prätorius Blocksbergs Verrichtung S. 15 ff.
Agrikola deutsche Sprichwörter 667.

Der Hörselberg ist, wie schon gesagt wurde, auch ein Aufenthalt des wüthenden Heeres. In unserm Thüringen werden öfters, und zwar sonderlich um die heiligen Weihnachten und Fastnachten nicht allein auf dem Felde, sondern auch in den Städten und Dörfern eine ziemliche Menge Gespenster und Teufelsgestalten gesehen, unter welchen sowohl lebendiger als auch gestorbener Leute Gesichter in großer Anzahl oft erkannt werden. Diese Gespenster erscheinen bald zu Pferde als Reuter, bald zu Fuß wie ein Zug Soldaten und streifen hin und wieder. Vor diesem Teufelsheer zieht ein ansehnlicher alter und grauer Mann einher, welchen sie den „getreuen Eckhart“ nennen, mit einem Stecken in der Hand, den er hin und her bewegt und das herannahende Volk vermahnet, daß sie möchten etwas aus dem Wege weichen oder abseits treten oder gar nach Hause gehen, damit ihnen nicht durch ihre Kühnheit und Unbesonnenheit ein unnöthiges Unglück über den Hals komme. Nach ihm folgt allerhand Teufels-Geschmeiße in großen Schaaren und in allerlei Gestalt, gar gräulich und abscheulich anzusehen: etlichen sind die Köpfe abgehauen, etliche tragen das Gesicht auf der Brust, andere haben die Hände und Arme verloren, andere hinken auf einem Fuße oder haben die Beine auf die Schultern gelegt und können dennoch geschwinde fortlaufen; wieder andere sind an große Räder gebunden, die sie ohne Unterlaß herumwälzen. Man höret in diesem Zuge Jägergeschrei, Hörnerblasen, Gebell der Hunde und sieht viele Hasen, die aufgejagt werden; es grunzen Schweine darunter und brüllen Löwen und andere wilde Thiere.

Dieses Gespenster-Heer treibt nicht allein bei uns oben in Thüringen solche Possen, sondern schweift auch in der Grafschaft Mansfeld, beim Harzwalde, in Franken, Schwaben und in vielen andern Orten und Gegenden umher.

So hat schon vor vielen langen Jahren Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mansfeld, seines Alters über achtzig Jahre, erzählt, „daß zu

Eisleben und im ganzen Lande Mansfeld das wüthende Heer vorüber gezogen sei alle Jahre auf den Fastnacht-Donnerstag, und die Leute sind zugelaufen und haben darauf gewartet, nicht anders, als sollte ein großer und mächtiger Kaiser oder König vorüberziehen. Vor dem Haufen ist ein alter Mann hergangen mit einem weißen Stabe, der hat sich selbst der treue Eckhart geheißen. Dieser alte Mann hat die Leute heißen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute heimgehen, sie würden sonst Schaden nehmen. Nach diesem Manne haben etliche geritten, etliche gegangen und es sind Leute gesehen worden, die neulich an den Orten gestorben waren, zum Theil auch noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferd mit zwei Füßen, der andere ist auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ist von selbst umgelaufen, der dritte hat einen Schenkel über die Achsel genommen und hat gleich sehr gelaufen. Ein anderer hat keinen Kopf gehabt und der Stück ohne Maßen."

Diese Geister erscheinen bisweilen in großer Anzahl, als wenn sie in Ordnung als Soldaten aus den Bergen hervor kröchen, treiben in den Feldern wunderbarliche und seltsame Händel und Possen mit Tanzen, Springen und ungewöhnlichen Geberden, geben von sich einen Klang, als wenn sie Soldaten unter einem Obersten wären und gegen einander scharmutziren wollten; darauf eilen sie auf einen harten Klang wieder in guter Ordnung nach ihrem Berge zu und verschwinden.

134.

Vom Tannhäuser.

Prätorius Blocksbergs Verrichtung S. 26.
Agrikola Sprichw. 637.

Es ist eine Fabel, wie der Tannhäuser in dem Venusberge gewesen sei und habe darnach dem Pabst Urban zu Rom gebeichtet. Pabst Urban hat einen Stecken in der Hand gehabt und gesagt, so wenig als der Stecken könnte grünen, also wenig möge Tannhäuser Vergebung seiner Sünden erlangen und selig werden. Da ist der Tannhäuser verzweifelt und wieder in den Berg gegangen und ist noch darinnen. Bald nachher erhält Pabst Urban eine Offenbarung, wie er soll dem Tannhäuser seine

Sünde vergeben, denn der Stecken beginne zu blühen. Darum schickte der Pabst aus in alle Lande und hieß den Tannhäuser suchen, aber man konnte ihn nirgend finden. Weil nun der Tannhäuser also mit Leib und Seele verdorben ist, sagt man, der treue Eckhart sitze vor dem Berge und warne die Leute, sie sollten nit hineingehen, es möchte ihnen sonst ergehen wie dem Tannhäuser.

135.

Das Lied vom Tanhauser.

Uhland Volkslieder Nr. 297. S. 762 ff.

Wir haben alte Lieder von dem edlen Tannhäuser, daß er sei in Frau Venus Berg gezogen, das große Wunder zu schauen, und darinnen geblieben, wie solches auch nachfolgendes Lied erzählt.

Nun will ich aber heben an
von dem Danhauser singen
und was er wunders hat getan
mit Venus, der edlen Minne.

Danhauser was ain ritter guot
wann er wolt wunder schawen,
er wolt in fraw Venus berg
zu andren schönen frawen.

„Herr Danhauser, ir seind mir lieb,
daran sölt ir gedenken!
ir habt mir ainen aid geschworn:
ir wölt von mir nit wenken.“

„Fraw Venus! das enhab ich nit,
ich will das widersprechen,
und redt das iemants mer dann ir
gott helf mirs an im rechen!“

„Herr Danhauser, wie redt ir nun?
ir sölt bei mir beleiben;
ich will euch mein gespilen geben
zu ainem stäten weibe.“

„Und näm ich nun ain ander weib
ich hab in meinen sinnen:
so muest ich in der helle gluot
auch ewiklich verprinnen.“

„Ir sagt vil von der helle gluot,
habt es doch nie empfunden,
gedenkt an meinen roten mund!
der lacht zu allen stunden.“

„Was hilft mich euer roter mund?
er ist mir gar unmäre;
nun gebt mir urlob, frewlin zart,
durch aller frawen ere!“

„Danhauser! wölt ir urlob han
ich will euch kainen geben;
nun pleibt hie, edler Danhauser,
und fristen euer leben!“

„Mein leben das ist worden krank,
ich mag nit lenger pleiben;
nun gebt mir urlob, frewlin zart,
von eurem stolzen leibe!“

„Danhauser, nit reden also!
ir tuond euch nit wol besinnen;
so gen wir in ain kemerlein
und spilen der edlen minne!“

„Eur minne ist mir worden laid,
ich hab in meinem sinne:
fraw Venus, edle fraw so zart!
ir seind ain teufelinne.“

„Herr Danhauser, was redt ir nun
und daß ir mich tuond schelten?
und söllt ir lenger hier innen sein
ir muestens ser entgelten.“

„Fraw Venus! das enwill ich nit,
ich mag nit lenger pleiben.
Maria muoter, raine maid,
nun hilf mir von den weiben.“

„Danhauser, ir sölt urlob han,
mein lob das sölt ihr preisen,
und wa ir in dem land umb fart
nemt urlob von dem greisen!“

Do schied er widrumb aus dem berg
in jamer und in rewen:
„ich will gen Rom wol in die statt
auf aines bapstes trewen.

Nun far ich frölich auf die ban,
gott will mein immer walten!
zu ainem bapst der haißt Urban
ob er mich möcht behalten. —

Ach bapst, lieber herre mein!
ich klag euch hie mein sünde
die ich mein tag begangen hab
als ich euch will verkünden.

Ich bin gewesen auch ain jar
bei Venus ainer frawen,
nun wolt ich beicht und buoß empfahn
ob ich möcht gott anschawen.“

Der bapst hat ain steblin in seiner hand
und das was also durre:
„als wenig das steblin gronen mag
kumstu zu gottes hulde.“

„Und sölt ich leben nun ain jar,
ain jar auf diser erden,
so wölt ich beicht und buoß empfahn
und gottes trost erwerben.“

Da zog er widrumb auß der statt,
in jamer und in laide.
„Maria muoter, raine maid!
ich muoß mich von dir schaiden.“

Er zog nun widrumb in den berg
und ewiklich on ende:
„ich will zu meiner frawen zart,
wa mich gott will hin senden.“

„Seind gottwillkomen, Danhauser!
ich hab eur lang emboren;
seind willkom, mein lieber herr,
zu ainem buolen außerkoren!“

Es stond biß an den dritten tag,
der stab fing an zu gronen,
der bapst schickt auß in alle land:
wa Danhauser hin wär komen?

Do was er widrumb in den berg
und het sein lieb erkoren,
des muoß der vierde bapst Urban
auch ewig sein verloren.

136.

Das Jesusbrünnchen.

Mündlich.

Nahe beim Hörselberge am Fußsteige, der von Kahlenberg nach Melborn führt, springt aus dem Berge eine kleine frische Quelle, das

Jesusbrünnchen genannt. Dort hütete einst ein Schäfer in drückender Sonnengluth seine Heerde. Die Hitze war so groß, daß der arme Hirte meinte vor Durst verschmachten zu müßen samt seiner kleinen Heerde, denn alle Quellen und Brunnen in der Nähe waren völlig vertrocknet, nirgends war Waßer zu sehen und zu finden. In dieser Angst und Noth betete er zu seinem Herrn und Heiland Jesus Christus, daß er doch helfen und ihm und seiner Heerde das Leben fristen möge. Während er betend noch auf seinen Knieen lag, rieselte neben ihm aus dem Berge ein frischer Quell, der ihm und seiner Heerde Labung brachte und das Leben erhielt.

137.

Waltmann von Sättelstedt.

Schlorf thür. Chronik S. 83 ff. Mspt.

Es saß ein ehrbarer Ritter vor dem Dorfe Sättelstedt auf dem Bergrücken, wo noch der Wall seiner Kemnate ist, der hieß Herr Waltmann von Sättelstädt und gehörte zum Hofgesinde des Landgrafen Ludwig. Dieser vermaß sich vollkommener Ritterschaft, denn er war ein guter Wapener und gestrenger Ritter und solchen Muthes und voll Mannlichkeit, daß er mit seinem Herrn, dem Landgrafen, zu einem Hofe nach Merseburg ziehen wollte, dahin viele Herren aus Sachsen, aus der Mark, aus Meißen, aus dem Osterlande und Voigtlande, aus Franken, Hessen und Thüringen kamen. Dahin wollte er am andern Tage nach St. Walpurgis ziehen und mit sich führen eine schöne wohlgeschmückte Jungfrau, die sollte führen einen Sperber und einen fertigen guten Stöber, er selbst wollte dreimal ein Rennen und Stechen halten mit einem jeden, wer da wollte, und wer ihn niedersteche, der sollte seinen Harnisch und sein Stechzeug gewinnen und den Sperber und den Stöber und die Jungfrau sollte sich mit einem goldenen Fingerring lösen. Steche ihn aber der Gegner nicht nieder, so sollte dieser der Jungfrau einen goldenen Fingerring als Geschenk geben.

Da waren viele Herren, die darauf warteten und Ritterschaft unterwegs mit ihm übten, auch stritten sie unter einander und entzweiten sich, wer mit ihm das Stechen halten sollte; und wenn ihrer viel waren, so hatte der das Vorreiten, den er sich auserſah. Aber der Ritter brachte

die Jungfrau auf den Hof nach Merseburg und wieder heim ohne Verlust und sie brachte so viel Fingerringe mit, als sie Finger an beiden Händen hatte, und theilte sie unter die Frauen und Jungfrauen, die am Hofe der heiligen Elisabeth waren, und hatte davon große Freude und sie dankten dem frommen Ritter ob seiner Mannlichkeit.

138.

Vom Mächterstedter Hirten.

Mündlich.
L. Storch Vörwerts-Häns S. 209 ff.
L. Bechstein Sagenschatz des Thüringerlandes I, 145.

Nicht weit von Mächterstedt am Wege nach Sättelstedt ist links einige hundert Schritte vom Wege abseits beim verfallenen Hochgericht ein herrliches klares Brünnlein zu finden, das dort alle Leute kennen und gerne trinken. Bei dieser Quelle hütete einmal der Mächterstedter Hirte am Berge und ging in der heißen Mittagsstunde dahin sich zum Mittagsbrod einen frischen Trunk zu holen und im Schatten der Bäume, die das Brünnlein umstehen, ein Stündchen der Mittagsruhe zu pflegen. Der Hirte erstaunte aber nicht wenig, als er nahe am Brunnen einen noch nie gesehenen Hügel mit einer geöffneten Thür erblickte. Er vergaß das Trinken, trat zur Thüre und sah in einen langen, sonderbar erleuchteten Gang, durch welchen eine weißgekleidete Jungfrau auf ihn zuschritt. Ihr Kleid und Schleier waren altmodisch aber blendender als der Schnee, ihr Gesicht mild und schön, aber bleich und schmerzvoll. Am Eingang der Pforte blieb sie stehen und sah den Hirten bittend an, der in seiner Verlegenheit nicht wußte, was er thun sollte; er hatte weder das Herz sie anzureden noch davon zu laufen. Da erblickte er plötzlich oberhalb des Brunnens drei wunderschöne Blumen aus einem Strauche gewachsen, die ihm noch nie vor die Augen gekommen waren, so lange er auch die Heerde geweidet und alle Blumen der Umgegend dabei kennen gelernt hatte, und er ging hin und pflückte die Blumen ab. Als er sich dann nach der Jungfrau umsah, waren ihre Gesichtszüge heiter geworden und sie sprach zu ihm: „nun kannst du mich erlösen, wenn du hier hinein gehst, aber vergiß auf deinem Rückwege das Beste nicht.“ Der Hirt faßte sich ein Herz, trat in den geöffneten Berg, ging durch den langen Gang, kam durch viele hellglänzende Kammern und Gemächer, darin eine nie gesehene

Pracht und Herrlichkeit, auch eine unermeßliche Fülle von Gold und Edelsteinen zu schauen war. Zuletzt betrat er auch einen großen Saal. Darin saßen viele Ritter und Frauen an einer reichbesetzten Tafel; die Schüßeln dampften, der Pokal ging fleißig in die Runde, aber Niemand gab einen Laut von sich, nicht das geringste Geräusch war zu hören. Der Hirt besah sich alles ganz genau, doch zuletzt überkam ihn in dieser unheimlichen Gesellschaft Angst und Grauen und er dachte wieder an den Rückweg, ehe er aber ging, sah er sich nochmals in dem wunderbaren Gemache um. Ein schönes Trinkhorn fiel ihm da in die Augen, das unter drei gekreuzten Schwertern an der Wand hing. „Das willst du dir als ein Andenken mitnehmen," dachte er bei sich und legte die Blumen, die er noch in der Hand hielt, auf einen Tisch, langte das Horn von der Wand herunter, betrachtete daran die schöne Arbeit und ging dann aus dem Gemach hinaus ohne an seine Blumen zu denken, und eilte durch die langen Gänge nach dem Ausgange zu. Die Jungfrau trat ihm wieder entgegen, blickte ihn traurig an, seufzte und bat flehentlich: „vergiß das Beste nicht, sonst muß ich ewig unerlößt bleiben!" Aber zugleich erhob sich im Innern des Zauberschloßes ein dumpfes Getöse, die Jungfrau wurde von unsichtbaren Händen zurückgezogen, obwohl sie sich sträubte und klägliche Jammertöne ausstieß, der Hirt aber stürzte angstvoll mit seinem Horn zur Pforte hinaus ins Freie. In demselben Augenblicke schloß sich rasselnd die große eiserne Thür, der Hügel sank in die Erde und der Platz am Brunnen war wieder derselbe, wie ihn der Hirt vorher alle Tage gesehen hatte. Unter der Erde aber hörte er die Jungfrau jammern und alle Mittage, wenn er zum Brünnlein ging, legte er das Ohr an die Erde, hörte das Klagetön und weinte, daß er die Blumen vergeßen hatte.

Noch jetzt wollen viele Leute jener Gegend zu gewissen Zeiten des Jahres eine weibliche Stimme jammern und klagen hören.

139.

Der Sammtärmel bei Waltershausen.

Polack Waltershäuser Chronik S. 111.
Mündlich.

Am Strömelsberge bei Waltershausen entsprang früher ein Mühlwaßer aus dem so genannten sammetnen Aermel. Von diesem Waßer

gehet die Sage, es sei einst in so großer Masse zur Stadt herein geströmt, daß die Fluth nicht blos das Waldthor zerrißen, sondern der Stadt den Untergang gedroht habe. In ihrer Noth rufen die Bürger einen Mönch, der den Teufel bannen und die bösen Geister sollte beschwören können, und bitten ihn die Stadt vom Verderben zu retten. Der Mönch ließ sich von Mitleid bewegen, ging zur Quelle, betete und riß dann von seiner Kutte den einen Aermel und verstopfte damit die Quelle. Dieses Mittel half. Die Quelle ward ruhig, die Waßerfluth verlief und die Stadt war von ihrer Noth befreit. Auf dem trockenen Lande, auf Zäunen und niedrigen Tannenbäumen fand man nachher eine große Menge Karpfen und andere Fische und so ist es gekommen, daß die Stadt Waltershausen in ihrem Wappen einen Fisch zwischen Tannen führt. Die Stelle aber, wo sonst die Quelle floß, wird noch heute der Sammtärmel oder auch der Mönchsärmel genannt.

140.

Die Mönchskutte in Waltershausen.

Mündlich.

In dem Thurme zu Waltershausen ist die „eiserne Kammer,“ ein feuerfestes Archiv des Stadtraths; darin hängt seit undenklichen Zeiten eine zerfetzte Mönchskutte, an welche sich folgende Sage knüpft.

In alten Zeiten kam oft in der Nacht während der Geisterstunde ein Mönch über den Markt gegangen, legte auf dem ehemaligen breiten Steine, der Grenze des Erfurter Gebietes, seine Kutte nieder, wandelte die Straße hinab geheimnißvolle Wege und kehrte vor dem Glockenschlage zwölf auf den Stein zurück, seine Kutte wieder anzuthun. Schon oft hatte der wachsame Thürmer diesen Mönch beobachtet, da kam ihm einmal der Gedanke, dem Mönche einen Streich zu spielen und ihm die Kutte zu entwenden. Gedacht, gethan. Schon eilte der Thürmer mit seinem Raube dem Thurme wieder zu, da kehrte auch der wandelnde Mönch zurück, lief dem Diebe seiner Kutte alsbald nach, wie er ihn aber faßen wollte, schlug die Thurmuhr eins. Da verschwand der Mönch mit den Worten: „wäre es nicht zwölfe und ein, so bräche ich dir Hals und Bein!“

141.

Bruder Volkmar in Reinhardsbrunn.

Gerstenberger thür. u. heff. Chron. S. 375.

Zur Zeit, als die heilige Elisabeth zu Marburg starb, lebte in dem Kloster zu Reinhardsbrunn ein Laienbruder, genannt Bruder Volkmar, ein gar frommer und andächtiger Mann, der seine Sünden zu büßen stets einen Panzer auf dem bloßen Leibe trug. Diesem frommen Bruder hatte sich die heilige Elisabeth, als sie noch am Leben war, in sein Gebet befohlen. Nun war derselbe auch Mühlenmeister des Klosters und es geschah, daß als er an der Mühle etwas beßern und ändern wollte, der rechte Arm vom Räderwerk der Mühle ergriffen und elendiglich zerbrochen und zerstoßen wurde und er an großen Schmerzen darnieder lag. In derselben Nacht aber, als die heilige Elisabeth zu Marburg verschied, erschien sie in großer Klarheit und königlicher Kleidung dem Bruder Volkmar, der in dem Kloster zu Reinhardsbrunn auf seinem Lager vor Schmerzen wachte, und Gott im Gebet anrief um Gnade in seiner großen Pein. „Bruder Volkmar," sprach sie zu ihm, „wie geht es dir?" Da erschrak er vor ihrer großen Klarheit, aber er erkannte sie doch und erwiederte: „o Herrin, welch' köstlich Gewand tragt ihr jetzt, so ihr doch pfleget nur geringe Kleider anzulegen?" Sie antwortete: „Bruder Volkmar, ich habe meinen Stand verändert", und damit rührte sie die kranke Hand an und machte sie gesund.

142.

Der fromme Bäcker Wolfhart in Reinhardsbrunn.

Annales Reinh. p. 251.
Joh. Rothe dür. Chron. S. 454.

Um das Jahr 1279 lebte in dem Kloster Reinhardsbrunn ein frommer Mann mit Namen Wolfhart, der hatte das Backhaus unter sich und das Brod. Er war wohlthätig und gab den armen Leuten viel Almosen, denn damals war das Korn theuer, daß die Armen vor Hunger große Noth litten und ihrer viel nach Brod gingen. Als dies der Abt vernahm, besorgte er, es möchte dem Convente an Brod und Nahrung

gebrechen und verbot dem Backmeister, er sollte kein Almosen geben, sondern nur so viel, als man von dem Convente Schüßelbrod aufhebe. Aber das that der Backmeister nicht, sondern gab den armen Leuten, wenn sie kamen und klagten, heimlich große Almosen. Das wurde dem Abte wieder gesagt und dieser wartete auf den Bäcker und wollte ihn bei der That treffen. Als dieser nun einmal den Hof daher kam und unter seinem Kleide viel Stücke geschnittenen Brodes trug, die er den armen Leuten vor dem Thore bringen wollte, welche darauf hofften und warteten, trat ihm der Abt in den Weg und sprach: „Herr Backmeister, was traget ihr?“ „Herr, ich trage Späne in das Thorhaus,“ antwortete jener. Da that ihm der Abt das Kleid auseinander und sah nichts als Späne. So ging der fromme Bäcker weiter und gab die Almosen den Armen und speiste und erfreute sie. Darnach schaute der Abt auf das Kornhaus und fand eben wenig Korn, daß er erschrack und zornig ward, den Backmeister zu sich rief und ihn fragte, wo das Korn wäre, davon der Convent leben sollte. Dieser antwortete erschrocken: „wir haben Korns genug.“ „Das zeiget mir,“ sprach der Abt und ging mit ihm und fand alle Leuben voll Korn. „Das war heute nicht hier, woher kommt es?“ frug erstaunt der Abt; „Gott hat es uns bescheert,“ war des frommen Bäckers Antwort.

143.

Das Mönchsgrab.

Mündlich.

Auf dem Gipfel des Körnbergs seitwärts Friedrichroda findet der Wanderer einen Erdhügel, der mit einem alten Steine belegt ist. Diesen Hügel bezeichnet die Volkssage als das Grab eines jungen Mönchs aus dem Kloster Reinhardsbrunn, der von sinnlicher Lust umfangen und bestrickt eine schöne Wälderin in die Einsamkeit der Berge verfolgte und an dieser Stelle einholte und das Gelübde der Keuschheit brach. Ein plötzlicher Tod war die Folge und Strafe seiner Sünde und er erhielt an derselben Stelle, wo er den Fehltritt und die Sünde begangen hatte, sein frühes Grab.

Wie dieser Tod erfolgte, ob durch die Klosterbrüder oder durch eine göttliche Schickung, weiß Niemand zu sagen.

144.

Wo der Hund begraben liegt.

Mündlich.
Bechstein Sagenschatz II, 153. Sagenbuch I, 235.

In Winterstein liegt der Hund begraben. Das wißen und sagen dort alle Leute und erzählen von diesem Volkswort folgende Geschichte.

Vor Zeiten war Einer aus dem Geschlecht der Herren von Wangenheim, die in Winterstein ihre Schlößer und Besitzungen haben, Jägermeister eines Herzogs von Gotha und hatte einen sehr guten, klugen und treuen Hund, Stutzel genannt. Nach dem Tode dieses Herrn von Wangenheim hatte seine Wittwe den Hund noch lange Zeit und war ihm über alle Maßen gut. Stutzel war aber auch ungemein klug und geschickt. So ging er mit Briefen, die man an sein Halsband befestigte, ganz allein nach Gotha auf den Friedenstein zur Herrschaft und kam mit Briefen denselben Weg wieder zurück.

Als aber nach Jahren der gute Hund starb, war die Frau Jägermeisterin Wittwe über dessen Tod gar sehr betrübt, weinte und legte Trauerkleider an, verlangte auch, daß ihre Dienerschaft über den schweren Verlust, den das Haus erfahren, weinen und klagen sollte. Diese that's auch, stellte sich wenigstens der Herrin gegenüber so an, als weine sie rechtschaffen, und bekam dafür schöne Trauerkleider geschenkt. Nur einer alten Köchin wollten die Thränen nicht fließen und dafür ward sie tüchtig gescholten. Da brachte sie mit Hilfe geschnittener Zwiebeln zuletzt auch Thränen in ihre Augen, trat weinend vor die Frau Jägermeisterin und erhielt zuletzt auch ihr schönes Trauerkleid.

Die gnädige Frau Jägermeisterin hatte dem guten, treuen Hunde einen Sarg machen laßen und wollte ihn durchaus auf dem Gottesacker begraben haben, wie einen Christenmenschen. Das konnte und wollte aber der Herr Pfarrer nimmer zugeben, und nur dann erst gab er seine Einwilligung und ließ die Beerdigung geschehen, als die fromme Wittwe der Kirche 100 Thaler stiftete und dazu dem Pfarrer 50 Thaler. So erhielt der Hund nun eine schöne Leiche und ein Plätzchen auf dem Wintersteiner Gottesacker.

Aber die Sache wurde ruchbar im Lande und die Wintersteiner hatten von ihren Nachbarn allerlei Neckerei zu hören, daß auf ihrem

Kirchhofe der Hund begraben liege. Auch das herzogliche Consistorium in Gotha bekam davon Kenntniß und gab dem Pfarrer, der solches hatte geschehen laßen, einen scharfen Verweis — Andere sagen sogar, der gute Mann sei seines Amtes entsetzt worden —; auch erging sogleich der Befehl, daß Stutzel wieder ausgegraben werden mußte. Er erhielt nun sein Ruheplätzchen in der alten Schloßruine, auch einen schönen Grabstein, darauf er abgebildet zu sehen war, wie er leibte und lebte, auch darunter die Inschrift:

1650 war der Hund begraben
Dass ihn nicht sollen fressen die Raben
Stutzel war sein Name genannt
Bei Fürsten und Herren wol bekannt
Wegen seiner Treu und Munterkeit
So er seinen Herren und Fraven geweiht
Schickt man ihn hin nach Friedenstein
So lief er hurtig ganz allein
Gut hat er sein Sach ausgericht
Drum hat er diesen Stein gekrigt.

Von diesem Vorfall schreibt sich das Sprüchwort her: „In Winterstein, da liegt der Hund begraben.“

145.

Die weiße Jungfer im Burgberge bei Broterode.

Bechstein Sagenschatz des Thüringerlandes II, 93 f.
Mündlich.

Bei Broterode erhebt sich an der Straße nach Herges der Burgberg, auf dem alte Leute noch die Ueberreste einer Burg gesehen haben.

Dort zeigte sich nach der gemeinen Sage alle sieben Jahre eine weiße Jungfer. Sie kam aus einem Felsen hervor, worin ein großer Schatz verzaubert war, den die Jungfrau bis zu ihrer Erlösung hüten mußte, und ging den Berg herab nahe bis an die nächsten Gärten des Orts. Sie trug ein ganz weißes Kleid mit einem rothen Bande und wurde von einem Hündchen begleitet, das eine Schelle am Halsbande hatte. Leute, denen sie auf ihrem Gange begegnet ist, wollen gehört haben, daß sie leise vor sich hin die Worte sprach:

„ein Knäblein von sieben Jahren
mit weißen Haaren
kann mich erretten.“

Aber schon seit langer Zeit hat sich die Jungfer nicht sehen laßen; die Leute meinen sie habe ihre Erlösung gefunden.

Man erzählt die Sage von der weißen Jungfer in Broterode auch so. In dem alten Schloße auf dem Burgberge wohnte eine Gräfin, die gar stolz und heftigen Gemüths war. Sie hatte eine Zofe, welche ihr jeden Morgen das Haar zu strählen hatte. Dieser Strählerin ging jeder Wunsch, den sie lebhaft und nachdrucksvoll aussprach, sogleich in Erfüllung. Nun geschah es eines Morgens, daß sie ihre Herrin beim Strählen der Haare ein wenig rupfte und zupfte, wofür diese sehr in Unmuth und Zorn gerieth und der Dienerin allerlei böse und harte Worte sagte, welche diese wiederum so erbitterten, daß sie mit dem Fuße auf den Böden trat und dabei heftig den Wunsch aussprach: „ich wollte, daß das ganze Schloß sammt euch und mir tief in den Erdboden versänke!“ Sofort sank die Burg in die Tiefe der Erde mit allem, was darin war, und Herrin und Dienerin befinden sich seitdem in dem Berge. Noch einen Wunsch zu thun war der Zofe vergönnt und so wünschte sie, daß sie von Zeit zu Zeit einmal hinauf an das Licht gehen dürfe, um zu sehen, wie es droben in der Welt aussieht.

Auch dieses Wunsches Erfüllung ist ihr zu Theil geworden. Und so darf sie alle sieben Jahre sich sehen lassen und selber auch sehen, wie es auf der Oberwelt zugeht.

146.

Der tolle Schulmeister.

Thüringen und der Harz IV, 263 f.

Eine Stelle am Seumberg bei Broterode heißt der Avemarkt. Das ist eine Verstümmelung aus Ave Maria oder Ave Maree. Hier sieht man einen ausgehöhlten Stein und darauf läßt sich zu gewißen Zeiten noch frommer Chorgesang vernehmen und man erblickt die Gestalt des letzten Küsters, den so genannten tollen Schulmeister, wie er singend und das Kreuz schlagend seinen geisterhaften Umgang hält. Sein Gesicht hat das Ansehn eines Spinnengewebes.

147.

Hausgeister in Broterode.

Bechstein Sagenschatz des Thüringerlandes II, 100 f.
Mündlich.

Auf einer großen Waldwiese von Broterode nach der Ruhl zu gelegen und „am Mönch" genannt, stand vor alten Zeiten eine Schleifmühle, deren Besitzer wohlhabend und in guten Verhältnissen war. Dieser Wohlstand kam von einem guten Hausgeist her, der in der Mühle wohnte und die Arbeit in aller Weise förderte. Denn wenn die Meßerklingen nur in die Mühle gethan wurden, so brauchte sich Niemand weiter darum zu kümmern, nach kurzer Zeit fand sie der Schleifmüller fertig und blank geschliffen. Der so fleißige und hilfreiche Hausgeist war ein kleines, seltsam gekleidetes Männchen, trug ein Mützchen von wunderlicher Form und Gestalt und ließ sich in der Mühle bisweilen sehen, aber auch hören, denn er hatte die Gewohnheit dann und wann einen ganz eigenthümlichen Ton von sich zu geben. Aber Niemand störte und irrte den kleinen Geist, man ließ ihn alle Wege gehen und thun, was ihm beliebte. So war und blieb lange Zeit ein gutes Einverständniß zwischen dem Hausgeiste und dem Schleifer. Da überkam diesen einmal der Gedanke jenen seltsamen Ton nachzuäffen, als ihn der Hausgeist wieder hören ließ. Von Stund an war der Geist verstummt und ließ sich nicht mehr hören und sehen; die Meßerklingen blieben fortan ungeschliffen, die Mühle kam ins Stocken, das Geschäft in Verfall und der Besitzer starb in großer Armuth. Von dem Hause ist jetzt keine Spur mehr zu finden.

Eine andere Bergmühle stand bei Broterode auf dem Platze, den man noch „die Schleifkothen" nennt. Darin wohnten zwei Brüder, denen bei ihrer Arbeit gleichfalls zwei gute Hausgeister zur Hand waren, so daß sich ihr Wohlstand von Tag zu Tage sichtbarlich mehrte. Nun waren aber die kleinen hilfreichen Gesellen, so oft man ihrer im Hause ansichtig wurde, stets mit schlechter und geringer Kleidung versehen; die Brüder wollten sich für die Vermehrung ihres zeitlichen Gutes dankbar zeigen, ließen daher den Kleinen neue Jäckchen, Höschen und Hütchen anfertigen und legten diese eines Morgens neben die Klingen, welche ge-

schliffen und geschärft werden sollten. Als die Geister die neue Kleidung sahen, blickten sie einander wehmüthig an, sprachen:

„da liegt nun unser Lohn,
jetzt müßen wir auf und davon",

nahmen ihre Kleider und fuhren alsbald von dannen. Niemand hat sie wieder in dieser Mühle gesehen.

148.

Die Funn von Karles quintes.

Mündlich.
Bechstein Sagenschatz II, 95.

Wenn in Broterode die Kirchweih gehalten wird, was regelmäßig in der Jacobiwoche geschieht, wird Montags unter dem Geläute aller Glocken am Kirchthurme eine Fahne ausgesteckt. Diese Fahne, vom Volke als Zeichen der Kirchweihfreiheit betrachtet, bleibt während der ganzen Dauer der Kirmes am Thurme hängen und wird erst am nächsten Montage wieder unter Glockengeläute eingezogen. In dieser Zeit hat jeder Ortseinwohner nach altem Herkommen das Recht Bier zu schenken und das Dorfwaßer zu fischen bis an die Brücke, welche unterhalb des Zainhammers über das Waßer führt.

Dieses sogenannte Fahnenrecht leitet die Sage von einer Begnadigung Kaiser Karls V. her, im Munde des Volkes Karlequintes genannt. Seine Gemahlin soll hier eine Niederkunft gehalten haben und von den Broterödern wohl bewirthet und gut bedient worden sein. Aus Dankbarkeit habe der Kaiser der Gemeinde ihre ansehnliche Waldung, das Blutgericht und viele Freiheiten, darunter auch das Fahnenrecht geschenkt.

In der Fahne, die zwar öfter erneuert worden ist, aber noch immer „die Funn von Karles quintes" heißt, stehen unter einer Krone Bergmannsschlägel und Eisen, welche der Ort auch in seinem Gemeindesiegel führt.

Vom Volke wird jene Begnadigung zuweilen auch Karl dem Großen beigelegt.

149.

Die Waßermenschen.

Danz und Fuchs phys. medic. Topogr. des Kreises Schmalkalden S. 212.

In Broterode und an andern Orten des Thüringer Waldgebirges, namentlich im Schmalkaldischen begegnet man nicht selten ganz oder theilweise verkümmerten Menschen, die man Waßerkinder, Waßermenschen nennt. Der gemeine Mann behauptet, in der Tiefe der Erde wohne ein Geschlecht von äußerst häßlichen, aber menschenähnlichen Geschöpfen, die nur selten an die Oberfläche kommen. Ein tiefer Teich ist ihr Aus- und Eingang, daher haben sie den Namen Waßermenschen. Sie begeben sich besonders deswegen an die Oberfläche der Erde, um den Müttern, welche allzu fest schlafen oder ihre Kinder allein liegen laßen, die schönsten Säuglinge zu rauben. Für die schönen Kinder legen sie ihre eigenen häßlichen hin und umgeben sie auf einige Zeit mit einem Zauber, so daß die Mutter erst spät die Verwechselung wahrnimmt. Diese ist nun verbunden, mit gleicher Sorgfalt sich des Fremdlings anzunehmen, wenn sie das eigene Kind wieder erlangen will, da die Waßermenschen, wenn sie sehen, daß ihre Nachkommen auf der Oberwelt gedeihen und schöner werden, aus Liebe zu ihrem Geschlechte sich zu einem abermaligen Umtausche verstehen.

Noch bis auf den heutigen Tag werden des Nachts die Thüren der Wochenstuben mit einem Schürzenband, als einem wirksamen Talisman, zugebunden und man vermeidet es sorgfältig, ein neugebornes Kind allein zu laßen.

150.

Das Geschenk der Hexe.

Zeitschrift für hess. Geschichte und Landeskunde IV, 113.

In der Umgegend von Schmalkalden erzählt man folgende Geschichte:

Eine Wöchnerin war sehr krank. Da wurde plötzlich um Mitternacht an das Fenster gepocht und als man nachsah, wer noch so spät

draußen vor der Thür sei, erkannte man eine Frau aus dem Dorfe, welche bei allen Leuten für eine Hexe galt. Diese Frau erkundigte sich zum Schrecken aller Hausleute sehr angelegentlich nach dem Befinden der kranken Nachbarin und reichte dabei einen Apfel zum Fenster herein mit dem Bedeuten, daß diesen die Kranke eßen solle, sie würde davon geneßen. Darauf entfernte sich die Frau. Der Apfel, welcher zwar angenommen, aber nicht gegeßen wurde, war am Morgen kohlschwarz.

151.

Die verwünschten Burgen.

Häfner u. Zilcher die Herrschaft Schmalkalden V, 57.

Nordöstlich von Seligenthal im Kreiße Schmalkalden zieht sich der romantische Grund der Selige hinauf und führt zu dem Haderholzsteine und dem Falkemersteine, zwei hohe Felsen, die sich gegenüber liegen. Auf beiden Felsen sollen Burgen gestanden haben, deren Besitzer im tödtlichsten Haße mit einander lebten. Aber der Väter Gesinnungen theilten nicht die Kinder und der Junker vom Haderholzsteine liebte die Tochter des Herrn von der Falkenburg. Sie durften sich aber nur heimlich sehen und hatten unten im Thale eine verborgene Hütte, wo sie sich fanden. Ihr Umgang blieb nicht ohne Folgen und im hohen Zorne stieß der Vater in dunkler Nacht die Tochter aus der Burg. Mühsam schleppte sie sich bis zu jener Hütte, wo sie sterbend ein Knäblein gebar. So fand der Geliebte zwei Leichen, legte Hand an sich selbst und verblutete an der Seite seiner Lieben. Doch der Haß der Väter wurde darum nicht milder; bald kamen sie zum Streite und der Falkenberger wurde erschlagen. Auch der Alte vom Haderholzsteine lebte nicht mehr lange und starb aus Gram über den Tod seines Sohnes. Die Geister der Geliebten aber verfluchten die Burgen ihrer Väter und diese wurden in Felsen verwandelt.

Noch jetzt sieht der Volksglaube dort alljährlich Lichter und weiße Gestalten. Sie suchen sich tanzend zu umringen, erreichen sich aber nimmer. Wenn die Mitternachtsstunde schlägt, dann erlöschen die Lichter, die Gestalten eilen hinab nnd verschwinden unter dem Felsen, wo die Hütte gestanden hat.

152.

Der Most-Märten in Schmalkalden.

Häfner und Zilcher die Herrschaft Schmalkalden V, 8.

Von einem Bilde auf dem Rathhause in Schmalkalden, insgemein der Most=Märten genannt, erzählt man folgende Geschichte.

Ein Reisender hatte sich bei stürmischem Wetter verirrt. Auf einem Berge hört er die sogenannte große Oster, die größte Glocke der Stadt=kirche in Schmalkalden, läuten, geht ihrem Klange und Schalle nach und findet sich auf diese Weise nach Schmalkalden. Im freudigen Gefühl seiner Rettung machte er eine Stiftung, woraus jährlich auf Martini an alle Beamten, vom höchsten bis zum geringsten, selbst an den Hirten und die Todtenfrau, und in den beiden Knabenschulen Most ausgetheilt wird. Während der Austheilung wird mit der großen Oster geläutet; die Leute, welche an diesem Tage das Läuten besorgen, erhalten gleichfalls ihren Most.

153.

Die niesende Jungfrau.

Häfner u. Zilcher die Herrschaft Schmalkalden V, 57.

In Seligenthal bei Schmalkalden läßt sich am Falkensteine alle sieben Jahre eine weiße Jungfrau sehen, welche Zeug an dem Bache wäscht. Geht Jemand vorüber, so nieset sie, doch dankt sie nicht, wenn der Vorübergehende ihr Gott helf! zuruft, sondern sie nieset zum zweiten und zum dritten Mal. Wer ihr aber dreimal Gott helf! zurufen würde, dem fiele sie vor Freuden um den Hals, denn ihre Erlösung wäre dann vollbracht.

154.

Jörle Knix.

Wagner Gesch. von Schmalkalden S. 392 u. 422.

In Schmalkalden lebte einmal ein Mann, Namens Jörle Knix, der in seinem Leben vielfach seine Nachbarn und Anlieger beeinträchtigte,

indem er die Grenzsteine im Felde verrückte und unrechtmäßiger Weise seine Länder durch Abackern vergrößerte. Als er starb, ward ihm die ewige Ruhe versagt, denn noch bis diesen Tag ist der Jörle Knix als feuriger Mann mit dem Kopfe unter dem Arme und einer glühenden Hacke auf der Schulter im Felde zu sehen, wo er unstätt die Grenzsteine umspringt, die er versetzt hat.

155.

Der Luthersbrunn.

Alte Volkssage.

Es geht unter den Leuten die Sage, daß der Doctor Luther, welcher auf dem Fürstentage in Schmalkalden im Jahre 1537 schwer erkrankt war, auf seiner Heimreise den alten Weg über den Rosengarten gefahren und unterwegs, weil er großen Durst empfand, bei einer Bergquelle unweit der Fahrstraße ausgestiegen sei, seinen Durst mit deren kühlem Waßer zu stillen. Dieser frische Trunk sei ihm aber so heilsam und wohlthuend gewesen, daß er sich alsbald erleichtert fühlte und mit guter Hoffnung auf Wiedergenesung in das nahgelegene Tambach einfuhr. Später hat man den Brunnen mit Steinen eingefaßt und er heißt bis auf den heutigen Tag der Luthersbrunn.

156.

Der Falkenstein.

Alte Volkssage. Mündlich.

Wer von Dietharz oder Tambach durch den Schmalwaßergrund, welcher auch der Dietharzer Grund genannt wird, nach Oberhof geht, erblickt am Ende dieses herrlichen Grundes da wo der Weg aufsteigt und ins Gebirge führt, einen hohen mächtigen Felsen, der Falkenstein. Auf diesem Felsen soll ehemals eine Ritterburg desselben Namens gestanden

haben und darin habe ein Raubritter gehaust, welcher die Bewohner der Umgegend in aller Weise plagte und quälte. Wenn Reisende durch den Thalgrund zogen, so überfiel sie der Ritter, plünderte sie aus und führte sie gefangen mit sich auf seine Burg. Wer nicht reiches Lösegeld zahlte, der wurde vor der Burg ermordet, so daß sein Blut den Felsen hinabfloß.

Endlich thaten sich die Bürger und Bauern der Umgegend zusammen, erstiegen die Burg und stürzten den Burgherrn den thurmhohen Felsen hinunter, daß er an den Klippen und Abhängen zerschmetterte, die Burg aber wurde zerstört und alle Ueberreste derselben sind spurlos verschwunden. Aber noch zeigt man am Berge und zwischen den Felsenspalten das Blut der ermordeten Wanderer. Rings umher ist der Boden uud der steile Felsen geröthet von zahllosen Blutnelken, welche aus dem Blute entsproßen sind, das der Raubritter dort vergoßen hat.

Eine andere Sage aber erzählt, daß diese Blumen aus dem Blute des getödten Raubritters erwachsen sind.

157.

Georgenthaler Klostersagen.

Bechstein Sagenschatz II, 68.
Mündlich.

a.

Bei dem Fruchthaus in Georgenthal unter der großen steinernen Rose liegt ein großer Schatz, auch geht es dort in der Nähe um. Die Leute in Georgenthal erzählen, daß vor nicht langer Zeit dort ein Schneider lebte, der Wilhelm hieß, in der Volkssprache Welm. Dessen Frau träumte drei Nächte nach einander, ein weißes Frauchen erscheine ihr und deute an, daß sie an das Kornhaus gehen und den Schatz heben solle. Weil ihr nun dreimal dasselbe geträumt hatte, geht sie mit ihrem Manne hin, beide voll Todesangst. Sie finden die Stelle, graben beide still und herzhaft darauf los; schon raßelts und klingts, es thut einen Ruck von unten herauf und der Topf ist da, zugleich aber springt auch ein kohl=

schwarzer Kater über den Topf. Erschrocken schreit die Frau: „ach Welm ach Welm!“ — Weg ist der Schatz.

b.

Einmal ging in der Mittagsstunde eine Magd in den Klostergarten zu grasen. Plötzlich stand auf der Höhe an der Mauer ein schleierweißes Frauchen und winkte bis die Glocke zwölfe schlug, da ist es plötzlich verschwunden. Die Magd ging mit ihrer Tracht ins Dorf, der Weg führte sie am Fruchthaus vorbei und da liegt ein schönes Tuch mit hellen Leinknotten. Sie wundert sich, wo an diesem Ort die Knotten herkommen und steckt zwei davon zu sich. Zu Hause sind dieselben zwei blanke Ducaten.

158.

Der Freischützenschuß am Waldthore in Ordruf.

Thuringia. Zeitschr. zur Kunde des Vaterlandes. Arnstadt 1841. S. 231.

In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges lebte in Ordruf ein Jüngling, der in dem Verdachte stand ein großes, schweres Verbrechen begangen zu haben. Er wurde daher angeklagt und in ein Gefängniß gebracht. Da nun kein Mittel ihn zum Geständniß einer That bringen konnte, die er nicht begangen hatte, er aber auch die Richter nicht von seiner Unschuld überzeugen konnte, so meinten diese endlich die Tortur anwenden zu müßen, um das verstockte Herz des Sünders zur Reue und zum Bekenntniß zu bewegen. Und so mußte der Angeklagte in dem Thurme auf dem Kohlthor, wo die Tortur damals gehandhabt wurde, schmerzliche Pein und Qual erdulden.

Anfangs hatte der Jüngling Kraft und Stärke genug, die furchtbaren Schmerzen zu ertragen, aber mit der Zeit schwand seine Kraft und er sprach zuletzt das unwahre Geständniß aus, daß er schuldig sei und das Verbrechen gethan habe.

An einem frühen Morgen zogen viele Einwohner der Stadt und viele Fremde aus der Umgegend vor das Waldthor, wo in jener Zeit die

Gerichtsstätte war, und bildeten dort einen großen Kreiß. Ein Geistlicher in seinem Ornate, der Rath der Stadt Ordruf, sitzend auf den Richterstühlen, der Scharfrichter mit dem Schwerte in der Hand und ein Sünder im Sterbekleide standen in diesem Kreiße. Als der Geistliche mit dem Sünder gebetet hatte, der zu Gott noch still um Rettung bat, und das Todesurtheil ausgesprochen war und der Stab eben gebrochen werden sollte, da kam ein Reiter im purpurrothen Mantel von dem Markte her durch die Waldgaße und durchs Thor herangesprengt und rief: Gnade! Gnade! Er drang ein in den Kreiß und sprach den Verurtheilten vor den Richtern frei. Alle Umstehenden waren höchlich erstaunt und auch die Richter wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Der Reiter betheuerte nochmals feierlich, daß der Jüngling unschuldig sei und zum Zeichen dessen, fügte er hinzu, wolle er hier in einen Stein schießen und dadurch den Schuldigen tödten. Er ritt alsbald aus dem Kreiße hin an die westliche Seite des Waldthores und schrieb auf den ersten Sandstein, mit welchem die Wölbung des Thores anfängt, einige geheimnißvolle Zeichen und schoß dann sein Gewehr gegen den Stein ab. Drei Blutstropfen entquollen sofort der Stelle, welche die Kugel getroffen, und gruben sich unverzüglich in den Stein. Darauf verschwand der Reiter auf demselben Wege eben so schnell, wie er gekommen war.

An dem nämlichen Tage und zu derselben Stunde, als dieses vor der Stadt Ordruf am Waldthore geschah, lag vor dem Dorfe Mühlberg an dem Wege, der nach Ordruf führt, ein Mensch schwimmend im Blute und in seinen letzten Zuckungen. Er hatte einen Schuß mitten in das Herz erhalten, aber kein Gewehr lag neben ihm, auch kein Flüchtling war zu sehen, der den Schuß hätte gethan haben können, ja man hatte nicht einmal einen Schuß im nahen Dorfe gehört. Der Erschoßene war ein Bürger aus Ordruf.

Die drei rothen blutfarbenen Flecken am Waldthore zu Ordruf wurden von den Bürgern der Stadt der Freischützenschuß genannt. Im Jahre 1833 wurde zur Erweiterung der Straße und zur Verschönerung der Stadt das Thor abgebrochen und jener Stein zu einem andern Zwecke verwendet. So ist der Freischützenschuß verloren gegangen, aber die Sage davon lebt noch im Munde des Volks.

159.

Die Jungfer auf dem Schloßberge bei Ordruf.

J. B. Heller's Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen S. 459.
Falkenstein thür. Chron. I, 172 f.

Von Ordruf aus eine halbe Stunde Wegs nach Mittag zu seitwärts der Chaussee nach Oberhof liegt in einem stillen, einsamen und geschloßenen Waldthale der Schloßberg, an dessen Fuße sich ein kleiner Bach durch grüne Matten hinschlängelt. Auf diesem Berge soll in der heidnischen Vorzeit ein Tempel oder eine Opferstätte gewesen sein; Andere erzählen auch, daß dort in alten Zeiten ein Schloß gestanden habe. Zwar findet sich darüber in alten Schriften und Urkunden keinerlei Nachricht, nur die Namen Burggraben, Wall und andere erhalten die Sage von dem frühern Dasein eines Schloßes unter dem Volke wach und lebendig.

Auf diesem Berge, so erzählt die Volkssage weiter, läßt sich bisweilen eine Jungfer sehen, welche ein großes Gebund Schlüßel an sich hängen hat. Sie erscheint jederzeit Mittags um die zwölfte Stunde und geht vom Berge herab nach dem Herlingsbrunnen, welcher unten im Thale liegt, badet sich in demselben und steigt dann wieder den Berg hinauf. Viele Leute wollen die Jungfer ganz genau gesehen, auch auf ihre Frage geantwortet haben, aber immer verschwand sie wieder mit einem tiefen Seufzer, denn das rechte Befreiungswort wurde nicht ausgesprochen. Das Bund Schlüßel trägt sie, um damit Gewölbe zu öffnen, in denen große Schätze verborgen liegen und demjenigen zu Theil werden, der das rechte Losungswort ausspricht, durch welches die Jungfer zu ihrer Ruhe kömmt.

160.

Die drei Gleichen.

Bange thür. Chron. Bl. 92.

Zwischen Gotha, Ordruf und Arnstadt liegen in einem Dreieck auf drei einzeln liegenden Bergen die Ueberreste von drei alten Schlößern. Das Volk nennt sie die drei Gleichen. Aber nur das eine dieser Bergschlößer, an dessen Fuße das Freudenthal und etwas weiter das Dorf

Wandersleben liegt, heißt mit Recht Gleichen, das südlich gelegene heißt Mühlberg, das westliche die Wachsenburg. Von diesen Schlößern geht die Sage, daß sie alle drei zu einer Zeit dasselbe Schicksal gehabt, nämlich im Jahre 1230 auf einmal vom Blitz getroffen und entzündet wie Fackeln gebrannt haben.

161.

Der Graf von Gleichen.

Joh. Manlii locor. communn. collectanea. Basil. per Oporinum 1562 sq. p. 175.
Nicolai de Siegen chron. eccl. bei Hellbach Archiv f. Gesch. der Grafschaft Gleichen II, 35 ff.
Binhard thür. Chron. I, 174.
Hogel's Chronik von Erfurt. Mspt. S. 142 f.
Sagittarius Gesch. der Grafschaft Gleichen S. 51—56.
Tenzel monatl. Unterredungen 1696. S. 599. 620.
Becherer thür. Chron. Mühlhausen 1601. S. 268.

Unter den Rittern, welche mit dem Landgrafen von Thüringen und Hessen, Ludwig dem Heiligen, in das gelobte Land zogen, befand sich auch der Graf von Gleichen. Als aber der Landgraf unterwegs gestorben war, zogen die meisten seiner Begleiter wieder in ihre Heimath zurück, aber der Graf von Gleichen ging mit dem Kaiser weiter und sein Arm verrichtete Wunder der Tapferkeit in dem heiligen Lande. Eines Tages hatte er sich aber zu weit von dem Lager der Christen entfernt und wurde von einer Schaar Feinde umringt, mit seinem Knappen gefangen genommen und in die Knechtschaft geführt. Weil er seinen Namen und Stand geheim hielt, mußte er wie die übrigen Sclaven allerlei schwere Feld= und Gartenarbeit thun. Da geschah es eines Tages, daß die schöne Tochter des Sultans, welche an seiner Geschicklichkeit und Anmuth in allen Dingen ein besonderes Wohlgefallen gefunden hatte, zu ihm trat, und ihn mit freundlichem Gespräch erheiterte. Solche heimliche Unterredung pflogen die beiden noch oft und je öfter sie kam, desto mehr wuchs ihre Zuneigung und Liebe zu dem fremden, unbekannten Gefangenen. In dieser Vertraulichkeit vergingen mehrere Jahre, bis der mitgefangene Diener des Grafen der Sultanstochter den wahren Namen und Stand seines Herrn offenbarte. Nun versprach sie dem Grafen, daß sie ihn befreien und mit Schätzen begaben wolle, wenn er sie zu Ehe nehmen würde; auch wollte sie mit ihm flüchten, wenn er

nicht in ihrem Lande zu bleiben gedächte. Der Graf hatte aber eine Gemahlin mit zwei Kindern daheim zurückgelaßen, doch die Jungfrau kehrte sich nicht daran und auch bei ihm siegte die Liebe zur Freiheit über alle Bedenklichkeiten, daß er ihr alles zusagte, hoffend des Pabstes Erlaubniß und seiner Gemahlin Verzeihung zu erlangen, zumal da die schöne Heidin auch ihren Glauben abthun und eine Christin werden wollte.

Beide entflohen und kamen glücklich nach Venedig. Von da gingen sie nach Rom zum Pabste und dieser gab dem Grafen seine Einwilligung zu der gewünschten Vermählung, nachdem die Sultanstochter vorher den christlichen Glauben angenommen und die heilige Taufe empfangen hatte. Als nun der Graf nach Thüringen kommt, läßt er die Sarazenin eine kurze Strecke Wegs vor seinem Schloße in der Herberge zurück und eilet voraus zu seiner ersten Gemahlin und wird von ihr fröhlich empfangen. Da sagt er ihr, wie es um ihn stehe, daß er noch ein Weib mit sich bringe und daß er es gegen Gott nimmermehr verantworten könne, wenn er sie hätte in den fremden Landen verlaßen sollen, die seines Lebens und seiner Erlösung Ursache sei. Die Gräfin sprach: „mein lieber Herr, sei es Gott gedanket, daß ich euch frisch und gesund wieder habe, und weil sie euch hat frei gemacht, so soll sie des ihr ganzes Leben von mir genießen.“ Und sie ging ihr entgegen und führte sie auf das Schloß und beide Frauen vertrugen sich gar wohl. Auch hatte die Sarazenin der Gräfin Kinder nicht weniger lieb, als wenn es ihre eigenen wären.

Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Frauen zuerst zusammentrafen, wurde das Freudenthal genannt und am Fuße des Berges steht ein einsames Forsthaus, welches denselben Namen führt. Auch erzählt man, daß die sarazenische Gemahlin des Grafen den Burgweg bis zum Schloße hinauf habe herstellen laßen, weil sie Erbarmen hatte mit den armen Leuten, die den alten bösen und gefährlichen Weg hinaufgehen mußten. Dieser Weg wird bis auf den heutigen Tag der Türkenweg genannt.

Lange Zeit hat man auf der Burg Gleichen in einer Kammer das dreischläfrige Bett mit rund gewölbtem Himmel gezeigt; es war von Tannenholz, grün angestrichen, vier und eine halbe Elle lang und vier Ellen breit. Im Jahre 1812 ist es von den Franzosen im Feldlager verbrannt worden.

Auch an andern Orten gab es Erinnerungen und Wahrzeichen an die Doppelehe des Grafen von Gleichen. So zeigte man auf dem Haus

Tonna im Archiv den türkischen Bund, den die Sarazenin zu tragen pflegte, und ein goldenes Kreuz, das sie mit in das Land gebracht hatte. Und auf dem Schloß zu Farrenroda bei Eisenach, welches den Burggrafen von Kirchberg gehörte, war noch in neuester Zeit eine alte Tapete vorhanden, worauf man die Geschichte in acht besondern Feldern dargestellt hatte. Das erste zeigte den Abschied des Grafen von seiner Gemahlin und seinen Kindern; das andere seinen Auszug in den Kampf; auf dem dritten sah man, wie er gefangen und in Ketten geschloßen wird; auf dem vierten trifft ihn die Sultanstochter bei der Feldarbeit und unterredet sich mit ihm; auf dem fünften sah man sie zu Schiffe gehen; auf dem sechsten, wie dies der ersten Gemahlin durch ein Schreiben kund gethan wird; auf dem siebenten, wie der Pabst die Dispensation ertheilt und die Trauung vor sich geht und endlich auf dem achten den Einzug in das Schloß Gleichen und wie die erste Gemahlin die Sarazenin empfängt.

Auf dem Petersberge zu Erfurt in dem vormaligen Benedictinerkloster war ein mit Perlen und Edelsteinen reich und künstlich verzierter Abtsornat, ein Geschenk der beiden Frauen. Und in demselben Kloster war auch der Leichenstein, auf dem der Graf zwischen seinen beiden Frauen in Stein gehauen ist. Nach Aufhebung des Klosters ist dieser Grabstein im Dom aufgestellt worden, wo er noch heute zu sehen ist.

Nach einer andern Sage wurde der Graf in einem harten Treffen mit den Ungläubigen überwunden, und in einen festen, wohlverwahrten Thurm geführt. Da sah ihn des Sultans Tochter im Vorübergehen am Fenster und fand an seiner Schönheit und Wohlgestalt großen Gefallen. Nachdem sie auch vernommen hatte, daß der schöne Gefangene hohen Standes und ein Graf sei, wuchs ihre stille Zuneigung zu einer herzlichen und starken Liebe. Eines Tages veranstaltete ihr Vater, der Sultan, ein Freudenfest an seinem Hofe. Diese Gelegenheit nahm die Tochter wahr und ging wohlgeschmückt zum Vater ins Gemach, that einen Fußfall und erflehte von ihm die Gewährung einer Bitte. Als der Sultan in seiner großen Liebe zur Tochter dies unbedenklich zugesagt hatte, bat sie um die Freiheit des gefangenen Grafen und daß ihr derselbe zu einem ehelichen Gemahl gegeben würde. Der Vater war über diese Bitte wohl sehr bestürzt, doch konnte und wollte er seine Zusage nicht zurücknehmen, sondern hielt sein Wort und bewilligte beides. Reichlich mit Schätzen begabt ließ er seine Tochter mit dem Grafen von Glei-

chen aus dem Lande ziehen und stattlich nach Venedig begleiten. Alles andere begab sich dann, wie schon erzählt worden ist.

162.

Das Bischofskreuz bei Gleichen.

Thuringia. 1841. S. 115.

Eckbrecht II., Markgraf in Thüringen und Sachsen, hatte das Schloß Gleichen inne und war ein Anhänger Hermanns von Luxemburg. Das Schloß Gleichen ward 1089 vom Kaiser Heinrich IV. mit Heeresmacht belagert, aber der Markgraf zog von vielen tapfern Rittern und Mannen begleitet am heiligen Abende vor Weihnachten zum Entsatz heran. In einer blutigen Schlacht wurde der Kaiser geschlagen; auch sein treuester Freund, der ritterliche Bischof Burkhart von Lausanne, aus dem Hause Oltingen, fiel mit der Lanze des heiligen Constantin in der Hand an der Spitze einer Heeresabtheilung und starb den Heldentod.

Ein hohes, jetzt ergrautes Kreuz in der Nähe von Freudenthal gegen Apfelstädt zu bezeichnet die Stelle, wo er gefallen ist. Das ist das Bischofskreuz, woran Viele vorübergehen, ohne es zu beachten.

163.

Die Nixe im Sülzenbrücker Teiche.

Mündlich.
Vergl. Bube deutsche Sagen. Gotha 1840. S. 1.

Bei Molsdorf nach Abend zu in der Richtung nach Sülzenbrück ist ein Hain gelegen, gewöhnlich der Sülzenbrücker Teich genannt, weil vormals an seiner Stelle ein Weiher war. Auch von diesem Teiche erzählt man die in Thüringen so verbreitete Nixensage.

In Molsdorf war Kirchweih und das junge Volk hielt einen lustigen Tanz. Im Sülzenbrücker Teiche wohnte eine Nixe. Zu dieser drang in der stillen Nacht die Musik aus der nahen Schenke, lauschend streckte sie ihr Haupt aus dem Gewäßer empor und bekam Lust nach Molsdorf zum Tanze zu gehen. Sie stieg ans Ufer, trocknete ihr Haar und schmückte sich und ungesehen huschte sie dann in den Tanzsaal unter die Zahl der übrigen Mädchen. Hier wollte sie ein wenig am Tanze

sich erfreuen und dann wieder unbemerkt, wie sie gekommen, in ihr Wellenreich zurückkehren, ehe noch der Morgen graute. Ihre seltene Schönheit fiel allen auf; der schönste Bursche holte sie zum Tanze und lustig und fröhlich schwebte sie mit ihm im Saale dahin. Bald überkam den Burschen eine wunderbare Liebe zu der schönen Tänzerin, mit Freude und Entzücken ruhte sein Auge in dem ihrigen; das Nixlein hatte es ihm angethan. Doch auch ihr ist so wohl und so wehe, sie fühlt nicht minder die Gluth der irdischen Liebe und vergißt darüber die rechte Stunde des Scheidens und Abschieds. Als es schon zu tagen beginnt, wird sie mit Schrecken ihrer Versäumniß inne; sie erblaßt und reißt sich mit Gewalt von ihrem Tänzer los, eilt nach dem Weiher und stürzt sich athemlos und verzweifelnd in die Fluthen. Wild schäumet das Wasser auf und seine Klarheit ist mit Blut getrübt. Den Burschen aber, der ihr ans Wasser nachgeeilt ist, ergreift ein unendliches Weh und Leid; eine unsichtbare Gewalt treibt ihn an, daß er der holden Nixe nachstürzt und mit ihr in den Fluthen auf ewig verschwindet.

164.

Meister und Geselle.

J. Chr. v. Hellbach Nachr. von der Lieben Frauen-Kirche zu Arnstadt. S. 117.

Als in Arnstadt die Liebfrauenkirche erbaut werden sollte, übertrug der Meister den Bau des vordern Thurmes seinem Gesellen. Dieser will dem Meister Ehre machen und ein rechtes Kunstwerk aufstellen, widmet deshalb seiner Arbeit ganz besondere Liebe und allen erdenklichen Fleiß. Und wunderbar ging ihm das Werk von Statten. Es war gar nicht zu verkennen, daß der Thurm des Gesellen weit schöner und zierlicher emporstieg als der des Meisters, und Jedermann, der vorüberging und den Bau betrachtete, lobte und rühmte des Gesellen Kunst und Geschicklichkeit. Das verdroß aber den Meister, der deshalb einen tiefen Groll gegen den Gesellen faßte und sich an ihm zu rächen gedachte. Als nun der Thurmbau fertig war, ruft ihn der Meister zu sich hinauf auf den Thurm unter dem Vorgeben, daß er ihm etwas zeigen wolle, was an der Arbeit noch fehlerhaft sei. Der Geselle steigt ohne Arg die Treppe empor und mit ihm läuft lustig auch sein Hündlein hinauf. Oben heißt ihn der Meister zum Schallloche hinausschauen und den Fehler selber

aufsuchen; wie er aber sich weit hinausbiegt und dennoch nichts Fehlerhaftes entdecken kann, gibt ihm der tückische Meister einen Stoß, daß er hinunterstürzte und todt zur Erde fiel. Als das treue Hündlein den lieben Herrn hinunterfallen sah, sprang es ihm sogleich nach und fiel todt nieder neben seinem todten Herrn.

Zum Gedächtniß an diese abscheuliche That hat man oben am Thurme in Stein eine hervorragende Manns- und Hundegestalt angebracht.

165.

Die Geistermette in der Liebfrauenkirche.

J. Chr. v. Hellbach Nachr. von der Lieben Frauen-Kirche zu Arnstadt. S. 118.

Man erzählt auch, daß ein Diaconus an der Liebfrauenkirche des Nachts einmal aus dem Schlafe erwacht sei und in der Meinung, es sei die Zeit zur Frühmette, sich in die Kirche begeben habe, seines Dienstes dort zu warten. Bei seinem Eintritt findet er den Gottesdienst schon begonnen, die Kerzen sind angezündet, an dem Hochaltare aber und an den Seitenaltären stehen Messpriester und Vicare, welche vor vielen hundert Jahren den Gottesdienst besorgt hatten. Während der Diaconus staunend dieses alles betrachtet, schlägt die Thurmuhr eins und sogleich erlöschen alle Kerzen, der gesammte Clerus ist mit einem Male verschwunden und mit ihm aller Glanz und alle Herrlichkeit der nächtlichen Geistermette. Der erschrockene Diaconus steht allein in der finstern Kirche.

166.

Die Wichtel oder Köhlersmännchen im Jonasthale bei Arnstadt.

Thuringia. 1842. S. 740 ff.

Vor alter Zeit lebte in Arnstadt eine arme Wittwe, die sich und ihre Kinder nur nothdürftig vom Spinnen ernährte. Einen kleinen Zuschuß zu ihrem Unterhalte gab ihr noch ein Stückchen Feld im Jonasthale, auf dem sie einen Theil von ihrem Jahrbrode bauete. Eine frohe, fröhliche Zeit war für die ganze Familie die Zeit der Ernte, Mutter und Kinder freuten sich schon lange vorher auf das Schneiden, Sammeln und Binden der reifen Früchte.

In einem Jahre war aber die Witterung sehr übel und böse geworden; es regnete fortwährend und nur wenig sonnige Tage gab es, an denen man die reife Frucht schneiden und in die Scheuern einbringen konnte. Die reichen Feldbesitzer hatten die Schnitter in der Stadt und Umgegend für die ganze Erntezeit in Lohn genommen, um jede Stunde zur Arbeit benutzen zu können, die armen, kleinen Leute dagegen konnten für ihre wenigen Aecker keine arbeitsamen Leute haben. So erging es auch der armen Wittwe. Sie hatte sich schon viel Mühe gegeben einige Schnitter zu bekommen, aber immer vergeblich. In dieser Noth und Bedrängniß ging sie eines Morgens, als gerade die Sonne wieder einmal schien und es einen guten Tag geben wollte, hinaus in das Jonasthal, hoffend unterwegs vielleicht einige Leute zu finden, die ihr die nöthige Arbeit um Geld und gute Worte thun möchten. Ihr Gang war aber vergeblich und umsonst gewesen; sie stand an ihrem Acker und weinte bitterlich, daß sie die schöne, reife Frucht nicht heimbringen konnte. Mit einem Male sah sie an ihrer Seite einen von den kleinen Wichtelmännern, die seit undenklichen Zeiten im Jonasthale wohnten. Das Männlein fragte gutmüthig nach der Ursache ihres Kummers und ihrer Thränen und die arme Wittwe klagte ihm ihre Verlegenheit und große Sorge, daß sie im Winter mit ihren Kindern große Noth erleiden würde, wenn die schönen Früchte auf dem Felde verderben müßten. Das ging dem Wichtel sehr zu Herzen und er versprach der Frau Hilfe zu schaffen, sie möge nur einstweilen heimgehen und für einen Wagen zum Einfahren der Frucht sorgen.

Erfreut über solche Zusage und im voraus dankend für den versprochenen Beistand eilt die Wittwe fröhlich nach der Stadt einen Wagen zu holen. Unterwegs schaut sie von einer Anhöhe auf ihren Acker und traut kaum ihren Augen, als sie ein rastloses Gewimmel unzählicher Wichtelmänner erblickt, alle beschäftigt den reichen Erntesegen zu schneiden, zu sammeln und in Garben zu binden. Der schönste Sonnenschein begünstigt die Arbeit und so war dieselbe auf dem ganzen Acker in kurzer Zeit gethan.

Die Wittwe hatte in ihrer Freude die Stadt bald erreicht, ging da zu einem guten Freunde ihres seligen Mannes und bat ihn beweglich um seinen Wagen auf einen Nachmittag. Derselbe ließ sogleich anspannen und die Frau holte noch ihre beiden ältesten Kinder und fuhr mit ihnen auf dem Erntewagen so schnell als möglich dem Jonasthale zu.

Dort fanden sie auf ihrem Acker alles zum Aufladen und Einfahren bereit, nicht eine Aehre lag noch auf den Stoppeln umher und die Kinder waren ihrer gewöhnlichen Beschäftigung die Aehren sorglich zu sammeln für dießmal ganz überhoben.

Gern hätte die Wittwe den guten Wichteln ihren Dank gesagt, aber sie spähte vergebens nach ihrer Wohnung; sie sah nur eine kleine Höhle am südlichen Abhang des Sonnenbergs und in der Meinung, daß darin die Wichtelmänner wohnen möchten, rief sie wiederholt ihren Dank hinein, erhielt aber keine Antwort. Man nennt dort in der Gegend die Höhle das Böhlersloch und die darin wohnenden Gezwerge die Böhlersmännchen.

167.

Der Spuck im Walperholz bei Arnstadt.

Mündlich.
L. Bechstein Thüringer Sagenbuch II, 300.

Das Walperholz bei Arnstadt, ein schöner Bergwald, hat seinen Namen von einem Kloster der heiligen Walpurgis erhalten, das in alten Zeiten auf diesem Berge gestanden hat. In diesem Holze ist eine Waldecke, darauf steht eine so genannte Jagdbuche und um dieselbe ist ein runder Platz, auf dem kein Rasen wächst, noch sonst ein Kraut gedeiht. Der ruhelose Geist einer Bierzapferin ist dahin gebannt, welche bei ihrem Leben stets zu geringes Maß gegeben hat. Viele Leute haben sie in altväterischer Tracht rastlos um die Buche wandeln gesehen und dabei ihren kläglichen Ruf gehört, den sie fort und fort ausstößt: „Voll Maß, voll Maß!“

Dieselbe Sage erzählt man auch anderwärts in Thüringen. So ist sonst unterhalb Mehlis dem reißenden Stein gegenüber ein Frauchen mit einem Schlüsselbund umgegangen und den Leuten in der Mittagsstunde erschienen, schreiend und klagend: „Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne!“ Es war eine Handelsfrau, die bei Lebzeiten also betrogen hatte und zur Strafe nach ihrem Tode dort umgehen mußte.

168.

Der Jungfernsprung bei Arnstadt.

Mündlich.

Im Jonasthale bei Arnstadt befindet sich auch eine senkrechte schroffe Felswand, der Jungfernsprung genannt. Dort soll eine Jungfrau, von einem Reiter verfolgt, in ihrer Angst hinunter gesprungen sein, nachdem sie sich vorher dem Schutze der Engel anbefohlen hatte. Die Engel haben sie auch in Schutz genommen und sanft zu Boden getragen, der Reiter aber, welcher sein Roß und seine Leidenschaft nicht zu zügeln vermochte und ihr nachsetzte, stürzte zerschmettert mit seinem Roß in den tiefen Abgrund.

169.

Von allerlei Erscheinungen in der Umgegend von Arnstadt.

Mündlich.

An der alten Straße von Schmerfeld nach Arnstadt zeigt sich zuweilen ein Reiter ohne Kopf und bei Schmerfeld in gewissen Nächten eine weiße Taube. Sie soll eine verzauberte Jungfrau sein. Auch der feurige Drache, von den Leuten „Federhännschen" genannt, wird hier zuweilen gesehen. Er fährt zum Schornstein hinein und bringt Geld, Speck, Würste und andere Dinge der Art.

170.

Die Zwerge in den Kammerlöchern bei Angelroda.

Mündlich.

Südlich von Angelroda erhebt sich ein waldiger, am Fuße mit Getreidefeldern bedeckter Muschelkalkrücken. Die Waldung ist größtentheils Kirchenholz. Auf dem Rücken des Berges öffnen sich mächtige Felsenspalten, oft wunderbar gestaltet und mit herrlichen Schlingpflanzen bewachsen. Früher ragten mächtige Fichten aus den Felsenspalten empor, die ehemals noch colossaler gewesen sein mögen; die herunter gestürzten Felsstücken zeigen dieses an. Der Berg selbst heißt Weißenstein und

seine Fortsetzung bei Angelroda die Kummel. In den unheimlichen Höhlen und Grotten dieser Felsen hauste früher eine Zwergkolonie, die sich auch bis zum Jonasthale bei Arnstadt verbreitet hatte. Es war ein neckisches, lustiges Völkchen. Durch ihre Tarnkappen konnten sie sich unsichtbar machen und wem sie wohl wollten, dem verliehen sie eine solche Tarnkappe. Junge Ehepaare, welche ein frommes, arbeitsames, bescheidenes Leben führten, beschenkten sie oft mit reichen Gaben. Solche Leute fanden nicht selten eines Morgens eine schöne Kuh in ihrem Stalle, wenn sie selber noch keine hatten einstellen können. Den meisten Menschen waren sie aber als böse Geister verhaßt, da sie ihnen manchen Schabernack zufügten.

So kamen sie auch durch den Kummelberg in den Keller des Wirths, dessen Haus am Fuße desselben liegt, und naschten den Kuchen und Wein zum großen Aerger des Besitzers. Ihre Fußspuren, die sie hinterließen, waren wie kleine Gänsefüßchen gestaltet. Die Leute sannen auf Mittel, sie aus der Gegend zu vertreiben. Lange wollte es nicht gelingen. Endlich kam ein weiser Mann nach Angelroda, den man um Rath fragte. „Es gibt hier viel Taxus (Eibenbaum)," sagte er, „legt Zweige von diesen Bäumen vor die Löcher der Zwerge und zwar am Johannisabende, da werden sie sofort weichen." Als der Johannistag herankam, sammelte Tags vorher Jung und Alt Eibenzweige und Abends legte man sie kreuzweis vor die Löcher der Zwerge. In stiller Mitternacht gab man Acht, welchen Ausgang es mit dem Zwergvölklein nehmen werde. Man hörte ein leises Weinen und ein unheimliches Rauschen durch die Luft; der Zwergkönig zog mit einer großen Schaar Gezwerge durch die Luft hinüber nach Rippersrode zu. Ein lichter Schimmer bezeichnete ihre Straße. Die Neckereien der Zwerge hatten nun zwar ein Ende, aber auch der frühere Segen ihrer Gegenwart hatte sich verloren. Einzelne Zwerge hat man hie und da später noch gesehen, bis sie endlich ganz verschwunden sind.

171.

Der Hirsch mit dem goldenen Geweih in den Kammerlöchern.

Thuringia 1841. S. 465.

Ueber Angelroda im Walde, wo die Kammerlöcher sind, wechselt ein schneeweißer Hirsch mit einem goldenen Geweih. Nur ein Sonn-

tagskind, welches reines Herzens ist und bei Nacht durch diesen Wald geht, kann diesen Hirsch erblicken, auch ist demselben die Macht gegeben den Hirsch zu fangen und bis an die Kammerlöcher zu führen, wo er durch einen Schlag an die Felswand sein goldenes Geweih abwirft und damit zugleich eine lange Reihe von Kammern öffnet, welche Goldsand, edles Gestein und andere Schätze der Erde in reicher Fülle enthalten. Der Glückliche, welcher den Hirsch gefangen hat, kann sich von diesen Schätzen nehmen so viel ihm gefällt. Auch die goldenen Stangen sind sein Eigenthum, welche der Hirsch bei seinem Entweichen hinterläßt, denn er verschwindet nun auf so lange Zeit, bis seine goldene Krone wieder gewachsen ist. Alsdann erscheint er abermals in diesem Walde und einem andern Sonntagskinde kann dasselbe Glück zu Theil werden.

172.

Der goldene Kaisersarg.

Mündlich.

Westlich von der Reinsburg erhebt sich in einem einsamen unfruchtbaren Thale ein Berg, der Kaiser genannt. Von ihm geht die Sage, daß ein Kaiser in einem goldenen Sarge darin begraben liege. In grauer Vorzeit mag er hier auf seinen Zügen erkrankt und gestorben sein und in nächtlicher Stille, ungesehen von Menschen hat man ihn in den felsigen Berg gebettet. Viele Schatzgräber haben nach dem goldenen Sarge gesucht, ihn aber nicht gefunden.

173.

Der Schatz im Reinsberge.

Thuringia 1843. S. 15. — Mündlich.

Am westlichen Abhange des Reinsberges hütete im Sommer ein Schäfer des herrschaftlichen Gutes zu Plaue seine Heerde. Dabei war es seine Lieblingsbeschäftigung nützliche Kräuter und Pflanzen zu suchen, um davon für Menschen und Vieh heilsamen Gebrauch zu machen. Eines Tages kam ihm eine noch nie gesehene schöne Blume vor Augen, die er ihrer Seltenheit wegen sogleich abpflückte und seinen Hut damit schmückte. Langsam trieb er seine Heerde den Berg hinan und gewahtte

auf einmal eine schmale Kluft, die in den Berg hineinführte. Er drängt sich zwischen diese Kluft, bald aber findet er einen bequemen Weg und gelangt in ein hell erleuchtetes Gewölbe, worin unermeßliche Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft waren, von denen seine Augen fast geblendet werden. Als er sich in dem Gewölbe noch weiter umschaut, erblickt er in einem Winkel eine weiße Frau, welche ihm in aller Weise andeutet von den vorhandenen Schätzen zu nehmen, was ihm beliebe und so viel er tragen könne. Mit Ehrfurcht nimmt er seinen Hut vor der weißen Frau ab und schickt sich an in stummer Beklommenheit von den Schätzen aufzuraffen. Die weiße Frau erinnert ihn dabei, daß er ja nicht das Beste vergeßen solle. Er nahm, was ihm das Beste schien. Die Frau wiederholt ihre Warnung; noch einmal durchmustert er sorgfältig die Schätze, nimmt noch so viel als er tragen kann, und will nun wohl belastet den Rückweg antreten. Da tritt ihm die weiße Frau in den Weg und ruft ihm fast ängstlich ihre Warnung zum dritten Male zu, aber der Schäfer meint das Beste gewählt und genommen zu haben und geht aus dem Gewölbe hinaus. Kaum ist er ins Freie getreten, so schließt sich hinter ihm krachend die Kluft und jetzt erst fällt ihm ein, daß er seinen mit der seltenen Blume geschmückten Hut zurückgelaßen hat.

Andere erzählen, der Schäfer habe bei seiner Ehrlichkeit nichts von den Schätzen berührt, sondern gedenkend der Fallstricke des Satans sich eiligst auf den Rückweg gemacht. Als er aber in der freien Natur wieder freier aufathmend seinen Hut abnahm, denn der Angstschweiß rann ihm von der Stirne, sah er die seltene Blume nicht mehr daran, und als er sich umblickte, war auch die Grotte verschwunden.

Die Schätze des Berges wären sein gewesen, wenn er muthig zugegriffen hätte. Erst nach hundert Jahren wird die Blume wieder blühen und ein Glücklicher wird sie pflücken. Sie ist der Schlüßel zu den verborgenen Schätzen, die nur ein frommer, unschuldiger Mensch heben kann.

174.

Das Steinbild an der Kirche in Stadt Ilm.

Nach einem alten Mspt.

Als die Kirche zu Stadt Ilm erbaut wurde, suchten die Mönche nicht nur die Bürger sondern auch die Landleute zu reichlichen Beiträgen

zu bereden. Sie stellten den Leuten das gute Werk so süß mit so vielen Verheißungen vor, daß fast Jedermann über sein Vermögen zu geben sich bestrebte. Damals lebte auch eine arme Wittwe in der Stadt mit sechs Kindern, welche ein kleines Häuschen und ein einziges Goldstückchen in ihrem Vermögen hatte. Zu dieser kam wiederholt ein Mönch und redete ihr in aller Weise eindringlich zu, ihren güldenen Sparpfennig zum Kirchenbau beizusteuern; dabei versprach er der Wittwe alles Glück und Wohlergehen für die Zukunft und versicherte hoch und theuer, daß ihre Gabe nur für die Kirche verwendet würde; wäre das nicht der Fall, so würde sie das Goldstück gewißlich bei ihren Kindern wieder finden.

In guter Einfalt und in der Hoffnung reichen Segens gibt die Frau dem sammelnden Mönche ihr Goldstück. Dieser brachte es aber nicht der Kirchbaukasse, sondern einer Weibsperson, mit welcher er geheimen Umgang pflog. Als nun derselbe Mönch am nächsten Sonntage Messe liest und dabei der eingegangenen Beiträge für den Bau der Kirche rühmlich gedenkt, auch über die frommen Geber den Segen spricht, aber den Beitrag der armen Wittwe weder erwähnt, noch ihr den Segen ertheilt, wird er plötzlich von einer unsichtbaren Macht über die Mauer der Kirche, soweit solche damals erhöhet war, in die Luft geführt, zum Schrecken und Erstaunen aller anwesenden Leute. Zum Andenken an diese Begebenheit setzte man an der südlichen Außenseite der Kirche an eben der Stelle, wo der Mönch über die Mauer hinweggeführt worden war, ein hervorragendes Steinbild ein, welches einen Mönch vorstellt, den ein böser Geist entführt, und noch heute zu sehen ist.

Als nun nach einigen Jahren die Kirche eingeweiht werden soll und von allen Orten viel Volk dazu herbeikömmt, so wird angeordnet, daß alle die, welche etwas zum Baue beigetragen, vorzüglich und zuerst in die Kirche gelassen und vor den Altar gestellt werden, die andern Kirchgänger nachher erst Eintritt erhalten und den noch übrigen Raum einnehmen sollen. Bei dieser Gelegenheit drängt sich auch jene Wittwe mit ihren Kindern hervor, will Einlaß haben und des Segens theilhaftig werden; weil man aber ihren Namen nicht unter den milden Gebern findet, wird sie zurückgewiesen. Da betheuert sie unter vielen Thränen, daß sie ihr einziges Goldstück beigetragen und jenem Mönche gegeben habe, welcher von einem bösen Geiste entführt worden sei, wie das Steinbild an der Kirche besage; erzählt auch, daß derselbe Mönch ihr versichert, daß, wenn das Goldstück nicht zum Bau der Kirche verwendet

würde, es bei ihren Kindern sich wieder finden werde. Da man sie aber dennoch hinausweisen will, fängt plötzlich der in Stein gehauene Mönch an zu reden und versichert, daß die Wittwe die Wahrheit gesagt habe, er aber zur Strafe seines Betrugs damals vom Teufel geholt worden sei.

Darauf wird die Wittwe in der Kirche gleich neben den Altar oben an gestellt. Während nun der Priester den Segen über die Gemeinde spricht, greift der jüngste Knabe der Wittwe zufällig in seine Tasche und — findet das bekannte Goldstück seiner Mutter darin. Da erkennt das Volk den Finger Gottes und die Wittwe wird einstimmig zur Verwalterin des Gotteskastens erwählt und zugleich bestimmt, daß dieses Amt für alle Zeit bei ihrer Familie verbleiben soll. Diese soll jedoch vor nicht langer Zeit davon abgekommen sein.

175.

Das verwünschte Schloß auf dem Singerberge.

Erste Sage,

mitgetheilt vom Herrn Lehrer Arthelm.

Nicht weit von der Stadt Ilm erhebt sich westlich der schwach bewaldete Singerberg, an dessen Fuße das Dorf Singen gelegen ist. Auf dieses Berges felsiger Muschelkalkkuppe stand in frühern Zeiten eine feste, stolze Ritterburg. Die Zinnen der Thürme erhoben sich kühn in die Lüfte und glänzten in der goldenen Morgensonne. Aber die Burg war ein Schrecken der Umgegend, denn ein wüstes, tolles Raubrittervolk wohnte in ihren Mauern. Sie plünderten und drückten die umwohnenden Landleute und beraubten die Kaufleute, welche harmlos die Straße des Ilmthales dahin zogen. Wenn das nahe Kloster Paulinzelle Getraide und Weinlieferungen erhielt, so kamen sie aus ihrem sichern Versteck und nahmen, was und wie viel ihnen beliebte. Ungestraft trieben sie lange ihr gottloses Räuberwesen und Niemand fand sich, der sie für ihre Unthaten gestraft hätte. Da geschah es, daß der große Reformator D. Luther von Koburg die Straße des Ilmthales daher zog. Er freute sich in seinem Wäglein über die schöne Gottesnatur, die vor seinen Augen ausgebreitet dalag. Aber die Nacht überraschte ihn und da gewahrte

er auf dem hohen Singerberge die hellerleuchtete Räuberburg. Ein tolles, wildes Geschrei ertönte aus der Ferne herüber durch die stille Nacht und gotteslästerliche Flüche stiegen zum Himmel empor. In Saus und Braus verjubelte man das, was man durch Raub und List erbeutet hatte. Mit Entrüstung und großem Zorn hörte der Mann Gottes die Erzählungen seiner Begleiter von diesen Raubrittern und wie ihre Frevelthaten laut um Rache schrieen; in seinem heiligen Zorn sprach er daher den Fluch aus: „so hoch jetzt die Burg in die Luft ragt, so tief mag sie in des Berges Schooß versinken!"

Noch in selbiger Nacht erfüllte sich dieser Fluch und Gottes Strafgericht brach los. Ein schreckliches Ungewitter erhob sich, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte; es war als ob alle Elemente mit einander im offenen Kampfe stünden. Aber oben auf der Burg trank und jubelte, lästerte und fluchte die gottlose Ritterschaar. Jetzt that sich der ganze Himmel auf, ein schwefelgelber Blitz erhellte schrecklich die ganze Gegend und ein Donnerschlag folgte ihm nach, daß die Erde erzitterte. Des Berges Tiefe öffnete sich und die Burg samt ihren Bewohnern fuhr in den graußen Abgrund. Nach und nach verzog sich das Gewitter. Die Morgensonne beleuchtete die frischen Bergmatten und grünen Wälder, aber verwundert schauten die Umwohner nach des Berges kahler Spitze. Die Burg war und blieb verschwunden. Ruhig und unangefochten zog nun der Reisende seine Straße. Aber aus des Berges Tiefe hört man zuweilen bei stiller Nacht die Flüche der begrabenen Ritter. Der Wanderer blickt dann scheu und furchtsam umher, beflügelt seine Schritte um das sichere Obdach zu erreichen und spricht ein Stoßgebet gegen böse, höllische Geister.

176.

Zweite Sage.

Nach einem alten Mspt.

Das feste Schloß auf dem Singerberge bewohnte ein alter Ritter mit seiner Haushälterin in stiller Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Man erzählte allerlei von ihm in der Umgegend, namentlich daß er viele Schätze und Reichthümer in seiner Burg aufgehäuft habe. Seine Nachbarn auf den umliegenden Burgen waren durch ihr wüstes Leben ver-

armt und die Räubereien, die sie verübten, schafften und brachten nur kärglichen Unterhalt. Deshalb sprachen sie gar fleißig bei dem Ritter auf dem Singerberge ein und wurden ihm durch ihre Besuche nicht wenig lästig. Zuletzt ließ der alte Burgherr ihnen unverholen seinen Unmuth merken und darüber wurden ihm jene von Stund an so böse, daß sie übereinkamen, ihn gemeinsam zu überfallen, seine Schätze zu rauben und unter sich zu vertheilen. Wohlbekannt mit des Schloßes Gelegenheit drangen sie bei Nacht in dasselbe ein, brachten den Alten und sein Hofgesinde mit Ausnahme der alten Schließerin, die ihnen Speise und Trank aus Küche und Keller herbeischaffen mußte, schonungslos um und zechten und schlemmten Tag und Nacht hindurch. Einer der Räuber, der mit dem erschlagenen Ritter nahe verwandt war, gab vor, der Alte sei plötzlich gestorben und nahm als Erbe von der Burg Besitz. Geld und Gut war aber bald verthan, der Mangel stellte sich wieder ein und die saubern Gesellen kehrten zurück zu ihrem alten Gewerbe, dem Straßenraub.

Eines Tages griffen sie eine vornehme Frau mit ihren Töchtern und Zofen auf, brachten sie auf den Singerberg in das Schloß, zwangen sie an ihren wüsten Gelagen Theil zu nehmen, ja sie ließen es auch nicht an entehrenden Zumuthungen fehlen. Zum Glück für die Frauen wurden sie bald unter sich uneinig, da ein jeder die schönste Jungfrau für sich begehrte. Der Streit wurde endlich dahin geschlichtet, daß derjenige, welcher beim nächsten Raubzuge den reichsten Fang thun und die meiste Beute in die Burg bringen würde, auch die schönste als Beutelohn erhalten sollte und nach der Größe der Beute gedachten sie die übrigen Jungfrauen ihrer Schönheit nach unter sich zu vertheilen.

Die Räuber zogen aus und legten sich hinter Gebüsch und Dickicht, aber kein Kaufmannszug erschien, kein Wagen mit Wein oder Waaren beladen, nur ein Zug Erfurter Mönche kam aus dem Kloster Paulinzelle zurück, auf einer Betfahrt begriffen, des Wegs daher. Auf diese stürzen die Wegelagerer, ziehen sie aus und nehmen einen der Mönche zur Kurzweil mit auf ihre Burg. Der Gefangene war D. Luther. Ehe sie aber mit ihm den Berg hinauf reiten, erblicken sie in der Ferne einen Wagenzug. Ohne Verzug reiten sie diesem entgegen, nachdem sie einen der Genoßen bei dem gefangenen Mönche zurückgelaßen haben. Weil aber dieser vor Müdigkeit und Trunkenheit auf dem Rasen bald einschläft, so entflieht Luther und eilt hinauf nach dem Schloße, das ihm als der

Räuber-Nest noch nicht bekannt ist, dort Schirm und Schutz zu suchen. Oben auf der Mauer steht die gefangene Frau und ruft ihm zu: „entfliehe, du kommst zu einer Räuberburg!“ Luther kehrt um, fällt aber in die Hände der heimkehrenden Ritter und wird in die Burg gebracht. Hier stellt er sich nun ganz vergnügt, macht gute Miene zum bösen Spiel, nimmt Theil am Gelage, singt Trinklieder mit den zechenden Rittern und wartet auf Zeit und Gelegenheit, bis sie dem tiefen Schlafe verfallen sind. Dann nimmt er der alten Schließerin, die auch schlafend da liegt, die Schlüßel ab und entkommt glücklich mit den gefangenen Frauen aus der Burg.

Aber bald erwacht einer der Ritter und entdeckt auch sofort, daß der Mönch und die Frauen entflohen sind. Sogleich ruft er die andern wach und sie sitzen auf die Entflohenen auf der Landstraße wieder einzuholen, klüglich waren diese aber auf einem andern Wege davon geeilt und hatten sich verborgen im Walde bei Paulinzelle. Die alte Schließerin aber, der Ritter Rache und Strafe fürchtend, erhängt sich im Burgthore.

Müde und ermattet stehen endlich die Raubgesellen von ihrer vergeblichen Verfolgung ab und reiten nach ihrer Burg zurück; aber wie staunen sie, als sie dieselbe auf dem Singerberge nicht wieder finden. Luther hatte auf der Flucht das Lied gesungen: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ ꝛc. und dabei das Schloß tief in die Erde hinein verwünscht in der Weise, daß Niemand dasselbe je wieder erblicken solle, als wer auf der Stelle, wo es gestanden, dieses Lied singe.

Noch waren die Keller mit ihren Weinvorräthen den Räubern geblieben. Sie thun sich also in diese ein und setzen darin zechend und schmaußend ihr gewohntes Leben weiter fort. Als aber Luther Rauch aufsteigen sieht, verflucht er den Ort noch einmal, so daß auch die Keller mit ihren Insaßen in die Tiefe des Berges versinken.

Nach vielen Jahren hütete ein Schäfer auf dem Berge und spielte zufällig das oben erwähnte Lied auf der Flöte. Da sieht er plötzlich eine Schlüßelblume aus der Erde empor wachsen und eine Burg aus der Erde sich erheben. Hierüber erstaunt wagt er nicht in die Burg zu treten, denn auch die alte Haushälterin hängt noch im Thore. Endlich faßt er sich ein Herz, tritt hinein und findet überall Todtenstille. Er nimmt was er eben fortbringen kann, und als er zum Thore hinausschreitet, sinken Mauern und Thürme in den Berg zurück.

Fleißig treibt der Schäfer seine Heerde fürder dahin, aber die Burg zeigt sich ihm nicht wieder, bis er endlich zufällig jenes Lied wieder bläst. Nun merkt er, wie der Zauber zu lösen ist, und er tritt ein in das Schloß, steigt in die Keller hinab und findet das ganze Gelage der Zechbrüder in der nämlichen Stellung, als ob sie äßen und tränken. Erschrocken tritt er ein wenig zurück, da aber keine der Gestalten sich bewegt, wagt er sich näher und gewahrt, daß sie sämmtlich in Stein verwandelt sind. Er trank köstlichen Wein aus den Fäßern und that sich nachher noch oft gütlich, entdeckte aber sein Geheimniß erst auf dem Todtenbette seinem Beichtvater.

177.

Dritte Sage.

Mündlich.

Ein Raubritter auf dem Singerberge lebte mit dem Abte in Paulinzelle in beständiger Feindschaft und großem Unfrieden, so daß es an Reibungen und Feindseligkeiten aller Art zwischen beiden nicht fehlte. So hatte der Abt, von dem Ritter vielfach geschädigt, den Brunnen am Fuße des Singerberges dergestalt verwünscht und verflucht, daß ein jeder, welcher daraus trank, Läuse bekam. Darum heißt er noch heute der Läuseborn und die Leute in der Umgegend hüten sich wohl daraus zu trinken.

Nicht lange nachher hatte der Ritter auf dem Singerberge durch seine Kundschafter in Erfahrung gebracht, daß einige Fuhren guten Weins für das Kloster unterwegs seien. Diese Nachricht war ihm sehr willkommen. Ungesäumt legt er sich mit seinen Leuten nahe der Straße in einem Wäldchen bei Gößelborn da, wo es noch jetzt „zur Maleiche" genannt wird, in einen Hinterhalt und lauert auf die mit Wein beladenen Wagen. Spät in der Nacht kommt der schwere Wagenzug herangefahren; die schwache Bedeckung wird von den hervorbrechenden Raubgesellen leicht niedergeworfen, zum Theil in die Flucht gejagt und die Fuhrleute müßen den Wein auf den Singerberg fahren, anstatt ins Kloster Paulinzelle.

Dem Abte in Paulinzelle ist dieser Weinraub ein schmerzlicher Verlust, vorzüglich aber beunruhigt ihn, daß ein Faß mit ganz besonderm Inhalte in die Hände des Singerbergers gekommen ist, und gar viel ist ihm daran gelegen zunächst dieses Faß wieder ausgeliefert zu erhalten. Er sucht daher mit guten Worten und Versprechungen den Ritter zu gewinnen ihm einige Fäßlein gegen eine gute Auslösung zurückzugeben, namentlich aber bezeichnet er ein Faß ganz genau und bittet dringlich um dessen Auslieferung; da es einen besonders stärkenden, seinem Alter und seiner Leibesschwäche unentbehrlichen Wein enthalte.

Der Ritter ist der Bitte des Abts nicht unzugänglich und sagt ihm die Rückgabe des so lebhaft begehrten und sorgsam bezeichneten Faßes zu. Vorher aber gedenkt er demselben eine kleine Probe zu entnehmen, den stärkenden Magenwein des frommen Abts wenigstens zu kosten und seine Vortrefflichkeit kennen zu lernen. Der Zapfen wird eingestoßen, aber kein Tröpflein entquillt dem Faße und man findet, daß es in seinem Bauche durchaus trocken und weinleer ist, gewisse Anzeichen deuten auch auf einen ganz andern Inhalt. Das seltsame Faß wird also geöffnet und siehe da, eine wunderschöne Maid steigt aus dem hölzernen Häuschen ans Tageslicht.

Der Ritter und sein Hofgesinde jubeln laut auf über diese herrliche Entdeckung und auf den nächsten Tag — es war das gerade der Johannistag — werden alle Nachbarn und guten Freunde zu einem fröhlichen Schmauße und Trinkgelage auf den Singerberg eingeladen, der Tag soll in besonderer Freude und Ausgelassenheit gefeiert werden.

Die Kunde von der Oeffnung des Faßes und der darob veranstalteten Johannisfeier war bald ins Kloster nach Paulinzelle gedrungen und hatte den Abt in gewaltigen Zorn versetzt. In seiner großen Aufregung und Erbitterung verwünscht er am Johannistage zur Mittagsstunde das Schloß mit allen, die darin verweilen und ihm zum Hohn und Spott den Tag in so gottloser Weise begehen, mit einem kräftigen Fluche in den tiefsten Abgrund der Erde.

Eine Vertiefung auf dem Berge zeigt die Stätte an, wo die Burg ehemals gestanden.

Man erzählt auch vom Singerberge, daß er große Waßerfluthen in seinem Innern bergen soll. In Sachsen, so geht die Sage, bete man, daß sein Inneres verschloßen bleibe, damit nicht eine zweite Sündfluth über Thüringen und Sachsen kommen möge.

178.

Der Kornfuhrmann im Singerberge.

Vom Herrn Pfarrer Schönheit in Singen.

Vor langer Zeit fuhr ein Mann aus Möhrenbach mit seinem einspännigen Karren auf die Deube, um daselbst Frucht einzukaufen und in seinen Ort zu fahren, wo es eben daran fehlte. Nachdem er dort seinen Karren mit der gehandelten Frucht beladen und das Geld bezahlt hatte, fuhr er noch desselbigen Tages, obwohl es schon zu dämmern anfing, zurück um in Cottendorf zu übernachten und am folgenden Morgen bei guter Zeit wieder nach Hause zu kommen. Aber nicht lange war er gefahren, so wurde es auf einmal so finster, daß er den Weg nicht mehr wahrnehmen konnte, von demselben ganz abkam, in der Irre umherfuhr und zuletzt nicht mehr wußte wo er war. Auf einmal erblickte er ein großes, hellerleuchtetes Gebäude. Ohne sich lange zu besinnen, fuhr er darauf zu und klopfte bei seiner Ankunft am Thore an. Ein altes Männchen mit schneeweißem Haupt und langem, weißen Barte öffnete das Thor und fragte nach seinem Begehr. Der Fuhrmann sagte: „ich habe mich in der großen Dunkelheit verirrt und bin mit meinem Wagen vom Wege abgekommen; wenn es geschehen kann, so möchte ich hier mit meinem Geschirr übernachten.“ Das Männchen antwortete: „dein Wunsch wird dir gewährt, fahre herein.“ Der Fuhrmann that, wie ihm gesagt wurde, und das alte Männchen geleitete ihn mit seinem Geschirr auf einen großen Hof, half ihm ausspannen, das Pferd in den Stall bringen und füttern, ihn selbst aber führte es in eine hell erleuchtete Stube. Da fand der Fuhrmann Speise und Trank und eine gute Streu zum Nachtlager. Nachdem er sein Abendbrod verzehrt hatte, legte er sich auf sein Lager und schlief ein. Als er wieder erwachte, wollte es eben Tag werden. Er stand auf und eilte sein Pferd zu füttern. Das alte Männchen war wieder an seiner Seite, ihm bei der Fütterung zu helfen. Als sie in den Stall traten, wieherte ihnen das Pferd muthig entgegen; es bekam sein Morgenfutter und auch für den Fuhrmann stand ein gutes Frühstück bereit. Er ließ sich dasselbe wohl schmecken, dann wollte er bezahlen und fragte nach seiner Schuldigkeit. Aber das Männchen verbat sich alle Bezahlung und sprach: „Irrende beherberge und bewirthe ich umsonst.“ Unter tausend Danksagungen ging der Fuhrmann nach dem

Stalle sein Pferd zu holen und anzuspannen; das Männlein war ihm dabei wieder behilflich, öffnete das Thor und wünschte ihm eine glückliche Heimkunft. Als der Fuhrmann zum Thore hinausfuhr, fragte ihn noch das alte Männchen, ob die bunten Gackelstern noch auf Erden lebten. Da der Fuhrmann das bejahte, seufzte das Männchen ein lautes ach! und verschwand, das Thor aber schlug mit einem furchtbaren Geprаßel zu. Dem Fuhrmann kommt darüber ein gewaltiger Schrecken an und als er sich umschaut, erstaunt er nicht wenig, daß das große Gebäude verschwunden ist und er sich mit seinem Karren vor dem ihm wohlbekannten Singerberge befindet.

Nachdem er sich von seinem Schrecken und Staunen einigermaßen erholt hat, fährt er nach Cottendorf zu und durch das Dorf gerade durch, in welchem ihm aber allerlei ganz anders vorkommt. Ohne sich weiter darum zu bekümmern, fährt er durch Gräfinau und Angstedt. In beiden Orten zeigen sich seinen Blicken wieder manche Veränderungen und er weiß gar nicht, was er davon denken soll. Auch in Gehren wird er zu seiner Verwunderung ganz andere Häuser gewahr, als er sie erst gestern nach seiner Meinung gesehen hat, und begegnet vielen Leuten, die er nicht kennt. Als er aber mit seinem Geschirr nach Möhrenbach, seinem Heimathsort, kommt und zum Thore seines Wohnhauses einfahren will, steht an dessen Stelle ein ganz anderes Haus, auch andere Leute bewohnen dasselbe und verwehren ihm die Einfahrt. Der Mann weiß vor Staunen und Verwunderung nicht, was er denken oder sagen soll. Die Sache wird laut im Dorfe und die Bewohner versammeln sich nach und nach bei dem Hause. Niemand von ihnen kennt den Fuhrmann und auch er sieht unter ihnen nur fremde Leute. Er nennt seinen Namen, aber selbst die ältesten Leute wißen sich seiner nicht zu erinnern. Endlich schlägt man in einem alten Kirchenbuche des Orts nach und da findet sich gerade vor 100 Jahren sein Name mit der Bemerkung eingetragen, daß dieser Mann mit seinem Geschirr zum Fruchteinkauf von Möhrenbach weggefahren, aber nicht wiedergekommen sei. Und als nun der Fuhrmann sein Erlebniß erzählte, da wurde Allen klar, daß derselbe mit seinem Pferde gerade 100 Jahre im Singerberge verschlafen hatte.

Die Gemeinde nahm ihn nun zwar als den Ihrigen auf, aber bald darauf wurde der Mann in seinem überaus hohen Alter zu seinen Vätern versammelt.

179.

Der bethörte Förster.

Bechstein im Erfurter Gedenkbuch der vierten Säcular-Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Erfurt 1840. S. 145 f.

Vor Jahren ging der Förster von Dörnfeld mit seinem Kreißer am frühen Morgen in der Dämmerung durch die Waldung am Singerberg. Im Gehölz unter der Felswand blieb der Förster stehen, um nach einem Raubvogel, der den Bergscheitel umkreißte zu schießen, und sagte dem Kreißer, er möge nur einstweilen vorangehen, er werde bald nachkommen. Als dieser eine gute Strecke gegangen ist, bleibt er stehen und sieht sich nach dem Förster um. Da dieser nicht kommt, stopft er sich eine Pfeife Taback und wartet noch ein wenig, doch jener bleibt aus und der Kreißer meint von Ferne ein ängstliches Rufen und Schreien zu hören. Da es anhält, ruft er gleichfalls und jenes Geschrei scheint sich zu verdoppeln. Nun geht er zurück und dem Rufe nach, der bald daher, bald dorther erschallt, und erst nach einer guten halben Stunde findet er den Förster an dem Felsen stehen und ängstlich um Hilfe rufen, denn dieser weiß nicht mehr, wo er ist, hat Weg und Steg verloren und kann sich in dem sonst so wohl bekannten Walde nicht zurecht finden, Felsenmauern scheinen ringsherum den Pfad zu sperren. Der Kreißer faßt den Förster und dreht ihn herum, da sieht jener den Weg und kommt zu sich. Er hatte auf das Irrkraut getreten, das im Walde des Singerberges wächst, und konnte sich erst dann zurecht finden, als der Kreißer ihn umgedreht hatte. Bestürzt kehrte er heim, die Jagdlust aber war ihm für diesen Tag ganz vergangen.

180.

Der glückliche Schäfer.

Bechstein im Erfurter Gedenkbuch S. 140.

Ein Schäfer weidete seine Heerde auf dem Singerberge. Eines Tages bemerkt er in den Felsenspalten eine schöne gelbe Blume, die er

abbricht. Wie er nun die Blume betrachtend emporhebt, steht plötzlich ein weißes, aber wunderschönes Fräulein in geringer Entfernung vor ihm und winkt. Er folgt ihrem Winke und sie leitet ihn durch Fels und Geklüft; mit einem Male steht er vor einem großen prächtigen Schloß, dessen gewaltiges Thor sich aufthut. Durch Gänge, Säle und Hallen voll blitzender Wehr und Waffen wandelt die Erscheinung dem Schäfer voran. Gern wäre er still gestanden, aber rastlos weiter schreitet seine Führerin und er muß ihr folgen.

Jetzt treten beide in einen mächtig weiten und hohen Saal, in dem eine lange steinerne Tafel steht, daran sitzen viele Ritter, aber alle schlafend, und ihre Bärte sind durch die Tafel gewachsen. Wie der Hirte staunend dasteht, erhebt einer der Schlafenden sein bleiches Antlitz und fragt: „sieht man die weißen und schwarzen Vögel noch am Berg?" — „Man sieht sie noch," antwortet zagend der Schäfer und der Ritter seufzt: „so ist die Stunde noch nicht gekommen!" und entschlummert wieder. Weiter geht das weiße Fräulein und der Schäfer wandelt ihr nach. Sie treten in die Ställe, darin gerüstete Pferde stehen, angeschirrt mit Sattel und Zeug, doch alle schlafend, und hinter den Ställen öffnen sich ungeheure Gewölbe voll hoch aufgeschichteter Fäßer, und in das eine dieser Gewölbe schimmert ein Lichtstrahl von oben. Ueber sandige Erdhaufen schreitend bedeutet das Fräulein dem Schäfer von dieser Erde zu nehmen. Er aber denkt, was soll mir der Kies, und greift nicht zu. Darauf naht ihm die Führerin, füllt ihm eigenhändig die Taschen und spricht: „das ist dein Lohn für den weiten Weg und die beantwortete Frage!" und verschwindet. Eine Pforte schlägt dann krachend zu und er sieht sich im Freien, sieht seine Heerde ruhig weiden auf besonnter Bergtrift und eilt auf diese zu. Da drückt ihn was in dem Schuh; es war von der Erde hineingefallen; er zieht und schüttelt den Schuh aus, und siehe, eitel Goldkörner fallen heraus. Rasch untersucht er den Kies in den Taschen und findet auch diese lautern Goldes voll. Froh treibt er seine Heerde zum Dorfe, kauft sich ein großes Gut, wird reich und glücklich und erzählt gern Kindern und Enkeln von der verzauberten Prinzessin im Singerberge.

181.

Allerlei Spuk und Zauber im Singerberge.

Bechstein im Erfurter Gedenkbuch S. 146 und 148.

Gar Mancher, der zur Nachtzeit oder in der Dämmerung am Singerberge vorbei und an ihm hin nach Königsee, Paulinzelle oder nach Singen und Gößelborn ging, ist irre geführt und geschreckt worden, bald durch ein voranflackerndes Licht, bald durch Gestalten oder durch Rufe und Töne. Auf dem Wege von Hammerfeld nach Grießheim erscheint ein schwarzer Bär mit feurigen Augen und wälzt sich dem nächtlichen Wanderer in den Weg. Doch nur dem Bösen ist er gefährlich, wer reines Herzens ist und auf Berufswegen geht, dem kann er nichts anhaben. Zu gewissen Zeiten hört man grausenhaftes Rumoren der Geister und derer, die in den Berg gebannt sind, gleich als wenn wilde Gelage darin gehalten würden. Dazu erschallt Hörnerklang, Peitschenknall und lautes Halloh weithin in die Thäler.

Einst fuhr zur Zeit der zwölf Nächte eine Marktfrau am frühen Morgen aus Hammerfeld nach Königsee. Es war noch dunkel, als sie am Singerberge hinfuhr, und der Weg war schlecht. Jetzt nahte aus der Ferne ein Licht und die Frau war froh, daß ihr werde geleuchtet werden; sie grüßte den Lichtträger, als er näher herankam, mit einem freundlichen guten Morgen. Der Lichtträger flackert aber am Wagen vorbei, seine Augen sind feurig und diese sinds, die so leuchten. Kaum ist die grausige Gestalt vorüber, so sitzt der Wagen fest und die Pferde stehen wie angewurzelt. Die Frau spricht in ihrer Herzensangst alle Gebete, die sie weiß, aber erst beim Anbruch des hellen Morgens ziehen die Pferde den Wagen weiter ohne alle Anstrengung.

Die Leute in jener Gegend erzählen auch, wer in der Christnacht zum Singerberge aufschaue, sehe droben zwei große und helle Lichter brennen, welche die verwünschte Prinzessin zu Ehren der heiligen Nacht anzünde; wer aber hinaufsteige, finde die Kerzen niemals, auch nicht die Stelle, wo sie brennen. Am Berge sollen zauberkräftige Kräuter wachsen. Ruthen in der Mitternachtsstunde droben geschnitten zähmen das Vieh und gewöhnen es schnell zum Gehorsam; Stämpfel in Butterfäßern, deren Holz in den zwölf Nächten auf dem Berge geschlagen wurde, mehren die Butter. Vielen ist aber der Versuch, solches Holz in der genannten Zeit zu holen, sehr übel bekommen.

182.

Vom Querlichloch bei Königsee.

Thüringen u. der Harz VII, 239.

Bei Königsee in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg=Rudolstadt ist das Querlichloch, eine Höhle an welche sich allerlei Sagen knüpfen, die noch jetzt im Volke nicht verklungen sind.

Vor uralten Zeiten hausten in diesem Loche Querliche, die große Schätze an Gold und Silber bewahrten.

Die Querliche waren sehr klein, nicht viel größer als einen Daumen hoch; sie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen; namentlich aber gruben sie nach Gold und Silber auf dem Gebörn und im Lommel. Die gefundenen Schätze aber häuften sie im Querlichloche auf, und bewachten sie. Sie hatten die Gewohnheit barfuß und ohne Kopfbedeckung herumzulaufen, dabei waren sie launenhaft, sehr reizbar, doch auch wieder dienstfertig und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und seinem Gesinde überall, namentlich bei der Fütterung des Viehes. Wer sie reizte oder erinnerte, daß sie keine Mützen oder Schuhe hätten, dem thaten sie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garsitz, eine alte, gute, verständige Frau, die es auch mit den Querlichen, welche sie im Winter öfters besuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendeßen gingen die Querliche in den Stall und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräthe, sie mochten noch so gering sein, nahmen niemals ab, und in Misernten konnte sie immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die alte Pächterin von Jahre zu Jahre reicher.

Endlich dachte die Pächterin, daß sie sich gegen die guten Querliche dankbar bezeigen, und weil es denselben an Schuhen und Pelzmützen gebreche, solche kaufen und ihnen schenken müße. Gedacht, gethan. Sie kaufte beides und legte Mützen und Schuhe den kleinen Zwerglein im Stalle hin zum Geschenke.

Als die Querliche diese Gaben bei der nächsten Fütterung bemerkten, so verdroß es sie dermaßen, daß sie von Stund an davongingen und nicht wiederkamen. Die Pächterin mußte nun mit ihrem Gesinde die Schafe selbst füttern.

Auch waren einmal die Querliche in Pennewitz auf einer Hochzeit erschienen, wo es recht lustig herging. Man neckte aber diese Gezwerge und sie nahmen es sehr übel und wurden darüber böse. Als nun eine große Schüßel auf den Tisch gebracht wurde, so sprangen sie auf den Schüßelrand, tanzten darauf herum und versalzten die Brühe.

Die alte Pächterin von Garsitz erzählte, sie habe als Kind folgendes von ihrer Urgroßmutter gehört.

Ein Soldat, Namens Rauch, habe im Lommel, dem fruchtbarsten Flurstück bei Königsee, Soldaten aus Häckerling gemacht; sowie er solchen ausgestreut, gleich wären Soldaten, oder vielmehr Querliche aus ihren unterirdischen Gängen und Löchern hervorgekommen.

Es ging einmal eine Magd von Garsitz in den Wald um Holz zu holen. Der Weg führte sie an dem Querlichloche vorbei. Als sie hineinsah, erblickte sie einen goldenen Tisch, und auf demselben viele goldene und silberne Geräthe, auch eine goldene Schüßel mit Perlen. Neben dem Tische stand ein goldener Stuhl, auf dem ein schlafender Querlich saß. Ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen wachte dabei. Das Mädchen erschrack zwar sehr, allein sie besann sich, faßte Muth und ging hinein, nahm schnell goldene Meßer und Gabeln vom Tische und sprang eiligst davon. Wie sie nun so reich geworden war, hat sie auch bald einen schönen Mann bekommen.

Eine Gans, die sich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte und darin herumgelaufen war, ist drei Tage hernach auf dem Singerberg ganz vergoldet wieder herausgekommen.

183.

Wie Paulinzelle erbaut wurde.

Nach einem alten Mspt.

Die Markgräfin Pauline unternahm eine Reise nach Stadt Ilm, den Grafen Sizzo zu besuchen, verirrte sich aber über Blankenburg in einem unwegsamen Gehölze. Der Gegend unkundig schickte sie einen Diener aus, den Weg zu suchen. Dieser kehrte aber nicht wieder und Pauline mußte nun selbst die Rosse vorwärts treiben. Nach langem Umherirren im dunkeln Forste bleiben die Thiere am Ende eines Wiesengrundes, wo der Bärenbach und der Rottenbach zusammenfließen, keu-

chend und ermattet stehen. Während die hungrigen Rosse hier auf die Weide gingen, sah sich die ermüdete Gräfin mit ihrer Zofe nach einem Ruheplätzchen um und erblickte eine verlaßene Köhlerhütte. Sie traten ein und fanden darin einige Stückchen schwarzes Brod, dicht von Kohlenstaub überzogen, das sie in dem vorüberfließenden Bächlein erst reinigen und erweichen mußten, um es genießbar zu machen.

In der Nacht, die sie in der engen Hütte zubringt, träumt Pauline, sie bete vor einem hölzernen Altare und eine Stimme rufe ihr zu: „hier wirst du ruhen!“ Aus diesem Traume erwacht errichtet sie noch in derselben Nacht unter einer mächtigen Tanne von einigen Holzstücken einen Altar, stellt ein Crucifix darauf und betet davor, während der Mond seinen milden Glanz über sie ausgießt. Bald tritt auch ihre Zofe aus der Hütte und erzählt sie habe geträumt, daß hier unter einer Decke, gleich einem hohen Gewölbe, ihre Herrin bete.

Am frühen Morgen setzen sie ihre Reise fort und gelangen in einem Thale an dem Ilmflusse zu einigen Fischerhütten, wo sie von den Bewohnern etwas Brod und Fisch zu ihrer Stärkung erhalten. Die Gräfin gibt sich den Fischern zu erkennen und theilt ihnen mit, daß sie in der Nähe ein Kloster zu bauen gedenke, was auch ihnen Nutzen bringen werde. Von einigen Fischern wird sie darauf nach Stadt Ilm geleitet. Die Einwohner aber nannten von nun an ihr Dorf, das bisher Fischerau geheißen, der fremden Gräfin zu Ehren Gräfinau.

Graf Sizzo versprach den Klosterbau in alle Wege zu fördern, ließ Baumeister und arbeitsame Leute kommen und zu der Kirche und dem Kloster vielerlei Riße und Pläne machen. Unter diesen Meistern ist einer, der den Plan entwirft, das Kirchengewölbe solle auf hohen Säulen ruhen, die je aus einem einzigen Steine gehauen wären, und weil die andern Meister begierig sind dieses Kunstwerk zu sehen und abzuwarten, so erklären sie als Gesellen an dem Kirchenbau arbeiten zu wollen und der oberste Meister gibt ihnen auf die Mauern der Kirche zu bauen, die auch, weil lauter Meister daran gearbeitet haben, ein rechtes Meisterstück geworden ist.

Jener Meister aber, welcher den ganzen Plan entworfen hatte, schritt gleichfalls ungesäumt zu seinem Werke und arbeitete eifrig mit seinen Gesellen an den riesigen Säulen, die er in einem nahen Steinbruche aus dem Ganzen herausarbeitet. So oft eine Säule im Steinbruche gehoben wurde, betete Pauline auf Bitten des Baumeisters ein

brünstiges Gebet für das Gelingen der Arbeit. So waren alle Säulen bis auf zwei glücklich vollendet und aufgerichtet. Als aber die beiden letzten gehoben werden sollten, hielt die fromme Pauline durch ein Gespenst erschreckt plötzlich im Gebet an und augenblicklich wurde durch eine unsichtbare Gewalt der Steinbruch so erschüttert, daß beide Säulen an einander stießen und von jeder am obern Theile ein Stück absprang, als ob es mit einem Meßer abgeschnitten wäre. Aber der kunstfertige Meister fügte die Steine wieder so geschickt und fest zusammen, daß Jedermann das Gebäude nicht ohne freudiges Staunen über des Meisters hohen Geist betrachtete.

Als nun die Kirche bis auf den Altar fertig war, befahl Pauline einen solchen, jedoch nicht von Erde, Stein oder Holz zu fertigen. Dieses brachte der Köhler, in dessen Hütte Pauline jenen merkwürdigen Traum gehabt hatte, dadurch zu Stande, daß er einen starken Eichenstamm verkohlte und ihm einen solchen Glanz gab, daß Niemand errathen konnte, woraus er gearbeitet war. Auch der Ueberzug des Altars, welcher gleichfalls weder von Holz, noch von Stein, noch von Erde sein sollte, stellte der erfindsame Köhler aus einem zierlich gegerbten Kalbfell her. Auf diesen Altar stellte Pauline das Crucifix, vor welchem sie einst bei der Köhlerhütte gebetet hatte; den Köhler aber ernannte sie zum Aufseher über Küche und Keller.

Während der Vorbereitung zur feierlichen Einweihung des Klosters und der Kirche wollte Pauline nach dem Kloster Hirschau in Schwaben reisen, den zum Abte erwählten Pater Gerung und eine Anzahl Mönche abzuholen. Sie hatte aber auf dieser Reise das Unglück vom Pferde zu fallen, einen Arm zu brechen und an diesem Armbruch zu sterben. Ihr Leichnam wurde in das von ihr gestiftete Kloster gebracht und in der Kirche vor dem Altare des heiligen Kreuzes beigesetzt.

184.

Das wilde Heer.

Ph. v. Waldenfels select. antiq. p. 376.
Prätorius Weihnachtsfratzen prop. 55.
Grimm deutsche Sagen I, 7.
Mündlich.

In der Gegend von Arnstadt, Ilmenau und Königsee läßt sich in der Frau Hollen Nacht das wilde Heer sehen und man hört deutlich das

Gebell der Hunde und das Hussa der Jäger. Ein Mann setzte eine Flasche mit Bier hin als er den Spuk sah, und die Jäger tranken daraus. In dieser Flasche war ein großer Segen; sie wurde nie wieder leer. Ein Anderer rief die Jäger an, sie möchten ihm ein Viertel Fleisch bescheren. Am andern Morgen hing wirklich ein Viertel Fleisch vor der Thür und so oft er es auch wegtrug, jedesmal am Morgen hing es wieder da.

Von der Frau Holla und dem wüthenden Heere, dem der treue Eckart vorangeht, hat man in Thüringen noch folgende bekannte Sage.

Nicht weit von der Stadt Suhl am südlichen Abhange des Thüringer Waldes liegt neben Benshausen ein Ort Namens Schwarza. Dort geschah es, daß Frau Holla auf Weihnachten vorüberzog mit dem wüthenden Heere. Vorn in dem Haufen ging der treue Eckart und warnte die Leute aus dem Wege zu gehen, damit ihnen kein Leid widerfahre. Diesem Zuge haben ein paar Knaben desselben Dorfes zugesehen, welche aus der Schenke Bier geholt hatten, das sie nach Hause tragen wollten. Weil aber der Gespensterzug die ganze breite Straße einnahm, wichen sie mit ihren Kannen abseits in eine Ecke und wollten sich verstecken, einige Weiber aber aus dem Haufen eilten ihnen nach, nahmen die Kannen und tranken daraus. Die Knaben ließen es ruhig geschehen und schwiegen aus Furcht ganz stille, obwohl sie nicht wußten, was sie thun oder vorwenden sollten, wenn sie nach Hause kämen und kein Bier mitbrächten. Da tritt zu ihnen der treue Eckart und spricht: „das rieth euch Gott, daß ihr kein Wörtchen gesprochen habt, sonst wären euch die Hälse umgedreht worden. Nehmt eure Kannen und geht flugs nach Hause und saget von dieser Geschichte keinem Menschen etwas, so werden eure Kannen immer voll sein und wird ihnen niemals an Bier gebrechen.“

Das thaten die Knaben und ihre Kannen waren voll Bier und wurden nicht leer, wie oft man auch davon trank. Drei Tage haben sie das Wort in Acht genommen und es ist ihnen ergangen, wie jener Wittwe mit ihrem Oelkrug; als sie aber nicht länger schweigen konnten und die Sache aus Vorwitz ihren Eltern erzählten, stunden alsbald die Kannen leer da und alles Bier war versiegt.

Andere sagen, es sei dieses nicht eben zu Weihnachten geschehen, sondern auf eine andere Zeit.

185.

Vom Zinselloch und Ruthenacker.

Keßler von Sprengeisen Topographie des Herzoglich Meiningischen Antheils am Herzogthum Coburg. 1784. S. 29 f.
Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 505.

Zwischen Meschenbach und Rabenäußig liegt am obern Retschenbach das keßelförmig vertiefte Zinselloch, eine Tropfsteinhöhle im Flötzkalk.

Den Namen hat diese Höhle von den berühmten kleinen Bergmännchen oder Bergzwergen, so man in hießiger Gegend Zinselmännchen heißet. Diese sollen sonst ihre Wohnung in dieser Höhle gehabt haben. Als aber einst ein solches Zinselmännchen von einem Bauer aus Meschenbach in seinen Erbsen angetroffen ward, hat der unartige Bauer diesem armen Männchen sein Mützchen genommen; dieses hat ihm endlich versprochen, wenn er ihm sein Mützchen wiedergeben würde, wollte er ihm eine Ruthe stecken, wodurch er auf immer glücklich sein sollte. Das Zinselmännchen war aber sehr falsch und steckte den ganzen Acker voll Ruthen, folglich konnte der Bauer den Schatz nicht finden. Hierüber ergrimmt schlug der Bauer, als er wiederum ein Zinselmännchen in seinen Erbsen antraf, dasselbe, daß es starb. Dieses verdroß die kleine unterirdische Gemeinde so sehr, daß sie sich entschloßen davon zu ziehen und man hat ihren neuen Aufenthalt noch nicht erfahren können. Indessen müßte Einer sehr verstockten Herzens sein, der an dieser Geschichte zweifeln wollte, weil noch bis diesen heutigen Tag der Acker, wo diese Mordgeschichte vorgegangen, der „Ruthenacker" heißt. Auch fand sich noch vor 50 Jahren ein Stück im Thal herunter eine Höhle, welche die „Zinselkirche" hieß, so aber, da sie von den Kirchkindern verlaßen worden, eingefallen ist.

186.

Die güldene Kirche bei Glasbach.

Mündlich.

Im engen Schwarzathale liegt zu beiden Seiten des Flußes das Dörfchen Glasbach. Ueber demselben erhebt sich ein steiler Berg, auf

dessen Gipfel der Granit zu Tage geht. Diese Granitkuppe, in der ein alter Stollen sich befindet, heißt die güldene Kirche. Davon erzählen die Leute folgende Sage.

Ein Mann aus Obstfelderschmiede ging einmal zur Kirche nach Mellenbach; sein Söhnchen folgte ihm. Das Kind blieb aber zurück, und als der Vater aus der Kirche nach Hause kam, war es verschwunden. Viele, viele Jahre später kam ein Mann nach Obstfelderschmiede und erzählte, er sei jener Knabe, der von seinem Vater beim Kirchgange weggelaufen und in die güldene Kirche gerathen sei; erst jetzt habe er wieder herauskommen können und finde nun Niemanden von seinen Eltern und Verwandten mehr am Leben. In jener Kirche aber sei alles von Gold.

187.

Das Mooskind.

Mündlich.

Ein Mann aus Meura nahe bei Schwarzburg ging auf den Meierstein und wollte Grangelwiden (Weidenruthen zum Festbinden des Wagen-Grendels) holen. Da traf er eine Frau, die an einem Feuerchen saß und ein Kind wartete. Sie sagte zu ihm: „wenn du unterdessen mein Kind warten willst, so will ich dir Grangelwiden holen, daß du Zeit deines Lebens satt daran hast.“ Das war dem Manne recht, er nahm das Kind und die Frau ging fort. Wie aber der Mann das Kind auf seinem Schooße hatte und es näher betrachtete, gewahrte er, daß es ein Mooskind war. Er dachte: „es ist doch recht dumm von dir, daß du dich da her setzest und wartest ein Mooskind,“ und alsbald warf er es in das Feuer. Kaum aber hatte er es gethan, so überkam ihn darob eine namenlose Angst; er machte sich aus dem Staube und lief nach Hause, so schnell er nur laufen konnte. An seiner Hausschwelle holte ihn aber doch die fremde Frau noch ein und hieb ihn mit einer Grangelruthe um die Beine. Darauf verschwand sie.

Der Mann starb noch in derselben Nacht, am Morgen aber fand man in der Hausflur die abgebrochene Spitze der Weidenruthe, sie war von Gold.

188.

Die Querliche in Meura.

Mündlich.

In Meura stand sonst eine alte Linde, unter der die Feuerleitern aufgehoben wurden. Unter dieser Linde wohnten Querliche, welche den Leuten bei ihrer Arbeit gern halfen. Hatte Jemand viel Flachs, den er nicht selbst aufspinnen konnte, so legte er ihn Abends auf eine der Feuerleitern und am Morgen fand er ihn fertig gesponnen wieder. Zum Lohn für diese Hilfe legte er ein Geldstück hin; war es zu viel, so ließen die Querliche den Ueberschuß liegen. Als aber Jemand gar zu wenig Lohn hingelegt hatte, wurden die Querliche darüber erzürnt und sind für immer von dort weggezogen.

189.

Zwerge als Bergleute.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 593.

Nicht weit von dem Marktflecken Wallendorf, welcher an der Poststraße von Sonneberg nach Saalfeld gelegen ist, wurde vormals ein Kupferbergwerk betrieben. Die Stollen des Werks, das den Besitzern des Wallendorfer Guts gehörte, ziehen sich in nördlicher Richtung fast bis nach Schmiedefeld, sind aber jetzt am Eingange verschüttet; auch die ansehnliche Waßerkunst desselben ist eingegangen.

Wenn in diesem Werke die Bergleute Feierabend gemacht hatten und nach Hause gegangen waren, sollen jederzeit sechs Zwerge in der Nacht fortgearbeitet und viel zu Tage gefördert haben. Da sie schlecht bekleidet waren und sehr zerlumpt aussahen, legte ihnen die alte Bergräthin Hammann, die Besitzerin des Werks, aus Mitleid und Dankbarkeit am Christmorgen sechs neue, niedliche, bunte Kleidungsstücke vor den Ausgang des Stollens zum Geschenk hin. Die Zwerge haben die Kleidungsstücke genommen, angezogen, sich aber auch alsbald mit den Worten entfernt:

„nun haben wir unsern Lohn
und gehen auf und davon.“

Wilde Waßer fielen bald darauf ins Werk, so daß es nicht mehr betrieben werden konnte.

190.

Warum die Blankenburger sonst Eselsfreßer genannt worden sind,

erzählt die Chronik ihres vormaligen Stadtschreibers Ahasverus Philipp Theuring.

In Blankenburg wurde vor Zeiten die Feier des Palmsonntags also begangen. Der Pfarrer führte an diesem Sonntage die versammelte Bürgerschaft aus der Stadt an einen Brunnen unweit des sogenannten Steingrabens. Hier wurde die Vorbereitung den Einzug des Heilands nach Jerusalem vorzustellen gemacht. Man weihete den Brunnen und das auf einem hölzernen Esel sitzende Bild, besteckte es mit grünen Zweigen und verkündigte Ablaß. Auch die Gemeinde wurde mit geweihtem Brunnenwaßer besprengt, weshalb diese Quelle den Namen Jesusborn bekommen und bis heute behalten hat. Von Sünden gereinigt ging nun der ansehnliche Zug, welchem die Gläubigen aus der ganzen Umgegend sich angeschloßen hatten, in möglichster Stille durch Weinberge und Felder bis auf die Höhe des Oelbergs, eines Hügels am untern Thore der Stadt. Auf diesem Oelberge wurde in einer dazu errichteten Capelle Messe gelesen, dann zog man mit dem Palmesel den Berg hinab, das Volk streuete grüne Zweige, rief: „Hosianna in der Höhe! Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ und begleitete seinen Palmesel und hölzernen Heiland mit Jauchzen und Frohlocken zum untern Thore herein durch alle Gaßen der Stadt bis zur Kirche, in welche die Versammlung einzog und den damals gewöhnlichen Gottesdienst verrichtete. Schmaußereien und Trinkgelage beschloßen das Fest, das man „Eselsfreßerei“ nannte, und daher mögen auch die Blankenburger den Spottnamen „Eselsfreßer“ erhalten haben.

Die guten Leute waren aber für ihr Fest dermaßen eingenommen, daß sie sich für dasselbe sogar in einen blutigen Handel mit der Gemeinde Schwarza eingelaßen haben.

Graf Heinrich von Schwarzburg, welcher mit dem Kaiser Friedrich in das gelobte Land gezogen war, hatte bei seiner Rückkehr zum Transport seines Heergeräthes und seiner Beute einen Esel aus dem gelobten Lande mitgenommen und auf seine Burg Greifenstein gebracht. Dieses Thier wurde nachmals in den herrschaftlichen Stall nach Schwarza, wovon die Gegend noch heute der Thiergarten heißt, gethan. Der Thierwärter, welcher bei dem Kaufe des Esels zugegen gewesen war und das Thier genau kannte, erzählte dieses einigen Bekannten als etwas ganz Besonderes. Seine Erzählung breitete sich unter den Leuten aus und gelangte auch zu den Ohren des damaligen Pfarrers in Schwarza, welcher sich bewogen fand den Wärter darüber weiter zu befragen und das Thier selbst in Augenschein zu nehmen. Bald hatte sich bei ihm auch die Ueberzeugung gebildet, daß dieser Esel kein gewöhnlicher Esel sei, sondern in gerader Linie von der Eselin abstamme, auf der unser Heiland seinen Einzug in Jerusalem gehalten habe, wovon das Evangelium am Palmsonntag zeuge.

Des Pfarrers Glauben theilten natürlich auch die Pfarrkinder, ja männiglich war weit und breit von dieser Ueberzeugung erfüllt und begierig ein so merkwürdiges, herrliches Thier zu sehen. Groß war der Zulauf nach dem heiligen Esel. Man brachte ihm Geschenke und legte Opfer zu seinen Füßen und der wackere Pfarrer gab den frommen Leuten reichen Segen mit nach Hause. Dabei verspürte auch das Kirchlein einigen Nutzen von dieser neuen Wallfahrt.

Während die Bewohner der ganzen Gegend das herrliche Thier bewunderten, sahen allein die Blankenburger mit scheelen Augen auf das große Glück des benachbarten Dorfes. Der Geistliche bestärkte den Neid seiner Beichtkinder, weil er den erheblichen Nutzen und Vortheil, welchen jener Esel der Kirche und den Leuten in Schwarza brachte, seiner Kirche und seiner Stadt zuzuwenden gedachte. Daher sprach er in seiner nächsten Predigt also zu seiner Gemeinde: „weit schicklicher ist es, meine Lieben, daß der heilige Esel, dieses köstliche Kleinod, zu uns gebracht werde, da ich ein Stadtpriester bin. Was will ein mir so weit nachstehender Dorfpfaffe einem so köstlichen und verehrungswürdigen Thiere vorstehen! Unsere Stadt ist die Residenz unseres regierenden Herrn; wir halten alljährlich einen solennen Umgang mit dem hölzernen Palmesel. Würden wir aber mit jenem lebenden Esel die heilige Prozession nicht ansehnlicher und feierlicher, den Einzug des Heilandes nicht natürlicher und erbaulicher

vorstellen? Und hat unsere alte ehrwürdige Stadt nicht ein größeres Recht zu dieser Wallfahrt als ein schlechtes Dorf? Darum laßt uns mit Eifer bemüht sein des Esels habhaft zu werden, es geschehe nun durch List oder Gewalt. Unsere St. Cyriax-Kapelle umgeben die schönsten Wiesen; dahin wollen wir ein Häuslein bauen und dem Thiere solches nebst den Wiesen zu seiner Wohnung und zu seinem Unterhalte anweisen. Ja, schaffet das heilige Thier zur Stelle und empfanget dazu meinen priesterlichen Segen."

So redete der eifrige, für das Wohl und die Ehre der Stadt sorgsame Priester. Die Zuhörer aber gingen höchlich erbaut und voll Begeisterung aus der Kirche. In nicht geringer Aufregung befand sich fortan die Stadt. Ein wohlhabender Bürger verehrte schon jetzt zum Unterhalte des noch zu gewinnenden Esels das vom Pfarrer bezeichnete Grundstück, welches noch heute einen Theil des Blankenburger Pfarrgutes bildet und die Cyriaxwiese heißt. Die Bürgerschaft suchte beim Grafen einen Befehl zu erwirken, daß das Thier von Schwarza nach Blankenburg gebracht und daselbst ernährt werde. Allein der Graf schlug das Gesuch ab. Der Pfarrer suchte aber dennoch zu seinem Esel zu kommen. Er beredete dem Grafen zum Trotze die erhitzte und glaubenseifrige Gemeinde mit Gewalt auszuführen und durchzusetzen, was in Güte und mit Bitten nicht zu erreichen war. Mit Waffen aller Art ausgerüstet und mit den Panieren der Kirche und der Stadt trat die Bürgerschaft angeführt und ermuthigt von ihrem Geistlichen den Kriegszug nach Schwarza an. Dort hatten aber die Einwohner die Anschläge der Blankenburger bereits erfahren und sie stellten sich zahlreich und männlich mit Dreschflegeln, Sensen und Heugabeln entgegen, den Besitz des Esels zu behaupten. Auch ihnen sprach der Ortspfarrer Muth ein und ermunterte sie zur Tapferkeit.

Zwischen Blankenburg und Schwarza beginnt der Kampf an einem Platze, der davon den Namen Streitau erhielt. Von beiden Seiten wird mit großer Tapferkeit und mit noch größerer Erbitterung gefochten; hinter der Fronte schüren unermüdlich die beiden Seelenhirten den entbrannten Streit; kein Theil wankt und weicht und auf beiden Seiten fällt mancher Tapfere im Kampfe um den heiligen Esel.

Inzwischen schleichen sich einige Blankenburger listig ab, ergreifen den Esel, da dessen Wärter neugierig dem Kampfe zuschaut, und eilen mit ihrer Beute auf Abwegen unter den Bergen herauf nach der Stadt. Von

dieser Eroberung heimlich benachrichtigt ziehen sich die Blankenburger vom Kampfplatze zurück; als aber die Schwarzaer den Raub erfahren, eilen sie sofort ihren Feinden bis an die Flurmarken nach, können sie aber nicht mehr erreichen, und weil es ihnen unthunlich erscheint dieselben in ihrer wohlbefestigten Stadt zu belagern, ziehen sie mit Schimpfen und Fluchen nach Schwarza zurück.

Erhitzt und von Schweiß triefend wird der Esel in seinen Stall gebracht und gegen einen Ueberfall durch eine starke Wehr gesichert; die Blankenburger sind überglücklich über den guten Ausgang der Sache, der Pfarrer segnet die Gemeinde und den Esel und fast hätte man in der Siegesfreude den ambrosianischen Lobgesang angestimmt.

Doch Freude und Glück kann nur zu schnell in Leid und Trauer übergehen. Am andern Morgen sollte eine feierliche Messe gelesen und die Wallfahrt eingeweiht werden, viele Leute aus der Stadt und Umgegend gedachten der Einweihung dieser wichtigen Wallfahrt in Andacht beizuwohnen und ihre Opfer darzubringen, aber der mit so vielen Schlägen und Blut errungene Esel war eine Leiche, hingestreckt vom blaßen Tode. Die Entführung hatte ihn allzu sehr ermüdet und aufgerieben. Da wollte nun Jedermann noch eine Reliquie von diesem Wunderthiere mit nach Hause nehmen und zum ewigen Gedächtniß aufbewahren. Der Esel wurde zerstückt und ein Jeder nahm, was er eben erhalten konnte. Ich will nicht behaupten, daß die Blankenburger allzu begierig darnach gewesen wären und die Auswärtigen verdrängt hätten, aber etwas Absonderliches mag leicht dabei vorgekommen sein.

Noch andere Begebenheiten sollen sich in Blankenburg zeitweilig zugetragen haben, welche den Uebernamen der Blankenburger nicht leicht in Vergeßenheit und Abgang kommen ließen. Doch es ist beßer derselben nicht weiter zu gedenken.

191.

Die sieben Schwestern.

Schmiedeknecht Bad Blankenburg S. 71.

Die Neumühle zu Blankenburg gehörte einst sieben Schwestern, welche sich nicht verheiratheten und in Frömmigkeit und Tugend ihr

Leben beschloßen. Der Kirche zu Blankenburg vermachten sie den größten Theil ihrer Feldgrundstücke. Dafür stellte man in der Kirche ihre aus Holz geschnitzten Bilder auf, von denen die Sage geht, daß sie lange Zeit hindurch eigensinnig ihren Platz am Altare behauptet hätten und, wenn auch nur ein Bild an einen andern Ort getragen wurde, der Sturmwind so lange an den Thüren und Fenstern der Kirche gerüttelt, ja selbst die Schwarza über ihre Ufer getreten sei und den Grund und Boden der Kirche durch Ueberschwemmung beschädigt habe, bis das Bild wieder an seine alte Stelle gebracht wurde.

192.

Wein im alten Schloße bei Blankenburg.

Thuringia. 1843. S. 75.

Ein ehrbarer Bürger von Blankenburg ging eines Tages mit seiner Frau über Land und gibt in guter Laune der zurückbleibenden Magd den Auftrag, eine gute Weinsuppe zu kochen, damit sie bei ihrer Rückkehr sich gütlich thun könnten. Die nicht recht kluge Dirne nimmt den Scherz für Ernst und fragt, wo sie den Wein dazu hernehmen solle. Der Hausherr weist hinauf auf die alten Burgtrümmer und sagt, dort liege ein ganzer Keller voll Weins. Die Magd macht sich bald darauf auf den Weg, steigt den steilen Burgberg hinauf, tritt in die verfallenen Gemächer des alten Schloßes und findet bald eine Thüre, die nach ihrer Meinung in den Keller führen muß. Der Schlüßel steckt an, sie dreht ihn um, schließt auf und kommt in ein Gewölbe, das ganz angefüllt mit Fäßern ist. Am nächsten Faße steckt ein Schlauch. Ohne sich weiter zu bedenken, dreht sie an dem Hahn, füllt sich die Kanne mit Wein und wundert sich nur, daß ihre Herrschaft sie heute zum erstenmal in das große Weinlager geschickt habe. Als sie fortgehen will, ruft ihr eine Stimme zu: „nimm den Schlauch gleich mit!“ Gut, denkt die Dirne und zieht den Schlauch aus dem Faße und steckt ihn in die Tasche. Glücklich zu Hause wieder angelangt kocht sie die bestellte Suppe, wirft aber den Schlauch, der ihr lästig wird, in das Topfbrett. Sie deckt einstweilen auch den Tisch und als ihre

Herrschaft zurückkommt, trägt sie die dampfende Suppe auf. Darüber nicht wenig verwundert fragt der Hausherr, als er die Suppe gekostet hat: „wie bist du zu diesem Wein gekommen?" „Wo soll er her sein," antwortet die Magd in ihrer Einfalt, „als aus dem großen Weinkeller auf dem alten Schloße? Ich habe ihn ja dort holen sollen." „Das mache andern Leuten weiß; alte Steine giebt es dort, aber weiter nichts." — „Wenn ihr mir nicht glauben wollt," entgegnet die Magd und läuft in die Küche ihr Wahrzeichen holend, „so seht, ich habe ja den Schlauch vom Faße mitgebracht." Sie betrachten den dargereichten Schlauch und trauen ihren Augen kaum, denn er war von purem Golde und wog an drei Pfund.

193.

Die Musikanten aus Kleingölitz.

Mündlich.

Musikanten aus Kleingölitz hatten in Blankenburg zum Tanze aufgespielt und gehen in der Nacht wieder nach Hause. Ihr Weg führt sie am alten Schloße vorbei. Da macht der eine den Vorschlag, dem alten Grafen, der oben in der Burg umgeht, ein Ständchen zu bringen. Die andern sind es wohl zufrieden und so spielen sie lustig und guter Dinge ein oder auch mehrere Stücklein. Als sie aber ihres Weges weiter ziehen wollen, steht vor ihnen ein graues Männlein, dankt ihnen freundlich für die schöne Nachtmusik und reicht jedem der Musikanten ein grünes Buchenreis. Zwei werfen unterwegs den Zweig lachend und verächtlich weg, der eine steckt ihn aber an seinen Hut und trägt ihn so nach Hause. Am andern Morgen sieht er, daß der Zweig von dem reinsten Golde ist. Natürlich laufen seine Kameraden, als sie davon hören, sogleich den Weg zurück ihre weggeworfenen Zweige zu suchen, aber keiner kann den seinen wieder finden.

194.

Erscheinungen in der Gegend von Schwarza zwischen Rudolstadt und Saalfeld.

Hahn Geschichte von Gera. Gera 1855. S. 78.
Thuringia. 1842. S. 634.

In der Gegend von Schwarza zwischen Rudolstadt und Saalfeld am rechten Ufer der Saale wußten noch vor wenigen Jahren die Leute zu erzählen, daß zu gewißer Jahreszeit um Mitternacht ganze Züge von Reitern ohne Kopf längs der Saale und Schwarza auf und nieder jagten.

Auch erzählt man, daß im Jahre 1811 am Weihnachtsfeste früh nach 9 Uhr der Wachtposten auf dem Schloße zu Rudolstadt in der Richtung nach Saalfeld zu den Anmarsch von fremden Truppen erblickte. Auf erstattete Anzeige wurde dasselbe auch vom Schloße selbst genau wahrgenommen und obgleich man sich die Erscheinung eines so unerwarteten fremden Heeres nicht erklären konnte, so fand man es doch der Ordnung gemäß, dem fremden Heere entgegen zu gehen. Verschiedene Herrn vom Hofe zogen daher, begleitet von einem mehr oder minder großen Publikum, dem Truppenzuge entgegen. Auf der Kunststraße sahen sie deutlich die Waffengattung, sie erkannten Würtemberger und Franzosen, doch — unglaublich ist es, aber wahr — an der Brücke, welche am andern Ende die Straße von Saalfeld und Stadt Ilm scheidet, verschwand der ganze Zug in Nichts.

195.

Das Dorf Langenschade.

Grimm deutsche Mythol. 3. Asgbe. S. 505.

Bei Saalfeld liegt das Dorf Langenschade, das nur vier und fünfzig Häuser zählt und doch eine kleine Stunde lang ist, weil sie einzeln in einer Reihe liegen. Der Teufel flog Häuser in einer Schürze tragend durch die Luft; ein Loch der Schürze ließ unvermerkt eins nach dem andern herausfallen. Als es der Teufel rückwärts blickend gewahrte, rief er aus: „das ist Schade!“

196.

Das Mäuslein.

Prätorius Weltbeschr. I, 40 f.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 247. S. 335 f.

Auf einem vornehmen Edelsitze zu Wirbach bei Saalfeld hat sich Anfangs des 17. Jahrhunderts folgendes begeben.

Das Gesinde schälte eines Tages Obst. Dabei war in derselben Stube eine andere Magd, welche der Schlaf ankam, daß sie von den übrigen sich absonderte und nicht weit davon auf eine Bank etwas zu ruhen niederlegte. Wie sie ein wenig stille gelegen, kriecht ihr zum offenen Munde ein rothes Mäuselein heraus, das die andern Leute meistentheils gesehen und einander bald gezeigt haben. Das Mäuslein eilt dem Fenster zu, das eben ein wenig offen stand, schlich hinaus und blieb eine Zeit lang aus. Darüber steht eine vorwitzige Zofe auf und geht, obwohl es die andern ihr stark verboten, zu der entseelten Magd, rüttelt dieselbe nicht allein, sondern bewegt sie auch auf eine andere Stelle etwas fürder und geht dann wieder davon. Dann kömmt das Mäuslein, das aus der Magd Mund gekrochen war, wieder, läuft nach der vorigen bekannten Stelle und wie es nicht recht ankömmt noch sich zurecht findet, verschwindet es und die Magd war und blieb mausetodt. Vergebens bereute nun jene Zofe ihren Vorwitz.

Uebrigens soll auf demselben Hofe ein Knecht gewesen sein, der vorher vielmals von der Trud gedrückt wurde und keinen Frieden haben konnte, als nach dem Tode jener Magd.

197.

Die Riesentochter.

Walther Einleitung in die thür. schwarzb. Geschichte. Rudolstadt 1788. S. 52.
Grimm deutsche Mythol. S. 506.

Zu Dittersdorf unweit Blankenburg zwischen Rudolstadt und Saalfeld erzählt man von einer Hünin und ihrer Tochter folgende Geschichte.

Am Eingang des Schwarzathales auf der Hünenkoppe wohnte eine Hünin mit ihrer Tochter. Die Tochter fand auf dem Gemeindeberg einen feldpflügenden Bauer, that ihn mit Pflug und Ochsen in ihre Schürze und trug der Mutter den kleinen Kerl mit seinen Kätzchen hin. Zornig befahl die Mutter, Mann, Thier und Pflug augenblicklich wieder an Ort und Stelle zu tragen: „sie gehören zu einem Volke, das den Hünen großen Schaden zufügen kann.“ Bald darauf verließen beide die Gegend.

198.

Die drei Kreuze bei Pflanzwirrbach.

Mündlich.

Bei Pflanzwirrbach im Amte Rudolstadt stehen am Wege drei alte Steinkreuze, auf welchen eine Semmel, ein Rad und ein Hammer eingehauen sind, wie man vor Zeiten deutlich sehen konnte. Diese Kreuze sind drei Handwerksburschen zum Andenken gesetzt, einem Bäcker, Wagner und Schmied, die einst an der Kirmse zu Pflanzwirrbach erschlagen worden sind.

199.

Der Waßermann.

Prätorius Weltbeschr. I, 480 ff.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 49. S. 61 f.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts erzählte eine alte Wehmutter in der Pfarrei zu Preilip bei Saalfeld in Gegenwart des Geistlichen, was ihrer Mutter, die auch Kindfrau war, einmal widerfahren sein sollte.

Diese Frau wurde des Nachts gerufen, daß sie sich anziehen und mitgehen sollte zu einer kreisenden Frau. Als sie herunter kam, sagte sie zu dem Manne, der ihrer unten wartete, er möchte ein wenig verziehen, sie wolle erst eine Leuchte holen und dann mitgehen, denn es war eine stockfinstere Nacht. Der Mann aber hatte Eile und versicherte, daß er den Weg schon zeigen wollte, sie sollten nicht irren. Darauf verband er der Frau sogar die Augen, daß sie erschrak und schreien wollte, allein er sprach ihr Trost ein und sagte, daß ihr kein Leid widerfahren sollte, sie

möge nur mitgehen. So sind sie mit einander weiter gegangen. Bald merkte die Frau, daß der Mann mit einer Ruthe ins Waßer schlug und sie immer tiefer hinunter gingen, bis sie in eine Stube kamen. Darin war Niemand als die schwangere Frau. Der Gefährte nahm ihr nun das Band von den Augen, führte sie an das Bette und nachdem er sie seiner Frau anbefohlen hatte, ging er selber aus der Stube hinaus. Darauf hat die Wehmutter das Kindlein zur Welt befördern helfen, die Kindbetterin zu Bette gebracht, das Kindlein gebadet und alle dabei nothwendigen Sachen verrichtet.

Aus heimlicher Dankbarkeit sprach die Wöchnerin warnungsweise zur Wehmutter: „ich bin sowohl als ihr ein Christenmensch und weggeführt worden von einem Waßermann, der mich ausgetauscht hat. Er frißt mir am dritten Tage alle meine Kinder; kommt nur am dritten Tage zu eurem Teich, da werdet ihr das Waßer in Blut verwandelt sehen. Wenn mein Mann jetzt hereinkommt und euch Geld bietet, so nehmt nicht mehr Geld von ihm, als ihr sonst zu kriegen pflegt, sonst dreht er euch den Hals um; nehmt euch wohl in Acht.“ Indem kam der Mann, der gar zornig und böse aussah, zur Stube herein, sah sich um und befand, daß alles hübsch abgelaufen war. Er lobte darum die Wehmutter und warf einen großen Haufen Gold auf den Tisch sprechend: „davon nehmt euch so viel ihr wollt.“ Sie war aber gescheut und antwortete jedesmal: „ich begehre von euch nichts mehr als von andern (welches denn ein geringes Stück Geld gewesen), gebt ihr mir das, so habe ich genug daran; oder ist euch das zu viel, so verlange ich auch gar nichts, außer daß ihr mich wieder nach Hause bringt.“ Der Waßermann antwortete: „das hieß dich Gott sprechen,“ zahlte ihr so viel Geld aus als sie gefordert hatte, und geleitete sie wieder nach Hause.

An den Teich aber ist die Frau an dem bestimmten Tage aus Furcht nicht hingegangen.

200.

Der hohe Schwarm bei Saalfeld.

Nach einem alten Mspt.

Die Sorbenburg bei Saalfeld, auch der hohe Schwarm genannt, soll ehedem ein königlicher Sitz und eine Festung der Sorben gewesen

sein. Sie war mit tiefen Gräben, hohen Wällen und Mauern umgeben, wovon jetzt freilich wenig mehr zu sehen ist. Ehe die Sorben diese Burg erbauten, ließen sie eine weiße Taube mit Schellen oder Glöcklein auffliegen, um aus deren Flug und Niederlaßung den Ort zu erkennen, wo die Burg sollte angelegt werden. Die Taube setzte sich auf eine hohe Eiche und so wurde der Platz, darauf die Eiche stand, zur Festung erwählt. Als man aber den Grund legen und die Eiche umhauen wollte, flog ein großer Bienenschwarm aus derselben heraus und hing sich an den Baum und deshalb ist das Schloß der hohe Schwarm genannt worden.

Früher soll diese Burg vier Thürme gehabt haben und zwischen diesen habe ein Haus in Ketten gehangen. Jetzt sind nur noch zwei Thürme vorhanden.

201.

Der Keßel bei Saalfeld.

Nach demselben Manuscript.

Es ist auch über Saalfeld ein Ort im Walde, der Keßel genannt, ein Platz bei der hohen Eiche, wo die Sorben ihr Gericht sollen gehalten haben, daher der Ort noch das wendische Gericht heißt. Man hat sonst auch noch steinerne Tische und Bänke in der Erde befestigt gesehen und an einer alten Eiche nicht weit davon hat eine verrostete Kette gehangen zur Bestrafung der Mißethäter.

202.

Die Jungfrau mit dem Bart.

Prätorius Wünschelruthe S. 152 f. aus mündlicher Erzählung.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 329. S. 426.

Zu Saalfeld mitten im Fluß steht eine Kirche, zu welcher man durch eine Treppe von der nahgelegenen Brücke eingeht, worin aber nicht mehr gepredigt wird. An dieser Kirche ist als Beiwappen oder Zeichen der Stadt in Stein ausgehauen eine gekreuzigte Nonne, vor welcher ein

Mann mit einer Geige kniet, der neben sich einen Pantoffel liegen hat. Davon wird folgendes erzählt. Die Nonne war eine Königstochter und lebte zu Saalfeld in einem Kloster. Wegen ihrer großen Schönheit verliebte sich ein König in sie und wollte nicht nachlaßen, bis sie ihn zum Gemahl nähme. Sie blieb ihrem Gelübde treu und weigerte sich beständig, als er aber immer von neuem in sie drang und sie sich seiner nicht mehr zu erwehren wußte, bat sie endlich Gott, daß er zu ihrer Rettung die Schönheit des Leibes von ihr nähme und ihr Ungestaltheit verleihe; Gott erhörte die Bitte und von Stund an wuchs ihr ein langer, häßlicher Bart. Als der König das sah, gerieth er in Wuth und ließ sie ans Kreuz schlagen.

Aber sie starb nicht gleich, sondern mußte in unbeschreiblichen Schmerzen etliche Tage am Kreuz schmachten. Da kam in dieser Zeit aus sonderlichem Mitleiden ein Spielmann, der ihr die Schmerzen lindern und die Todesnoth versüßen wollte. Der hub an und spielte auf seiner Geige, so gut er vermochte, und als er nicht mehr stehen konnte vor Müdigkeit, da kniete er nieder und ließ seine tröstliche Musik ohne Unterlaß erschallen. Der heiligen Jungfrau gefiel das so gut, daß sie ihm zum Lohn und Angedenken einen köstlichen, mit Gold und Edelsteinen gestickten Pantoffel von dem einen Fuß herabfallen ließ.

203.

Von Schätzen in der Barfüßerkirche zu Saalfeld.

Nach einem alten Manuscript.

Am Westende der Brudergaße in Saalfeld steht auf dem höchsten Punkte der Stadt die alte Klosterkirche der Barfüßermönche mit ihren hohen Mauern und spitzigem Giebeldach. Nach Einführung der Reformation benutzte man ihre feuerfesten Kapellen und Kreuzgänge zum Betrieb der Münze, daher sie den Namen Münzkirche erhielt, in das Klostergebäude aber legte man die Knabenschule.

In dieser Kirche haben die Mönche, als sie das Kloster verlaßen mußten, viele Schätze versetzt und dazu eine Orgel mit lauter silbernen Pfeifen. Später ist ein solcher Schatz beim Nachgraben auch entdeckt

aber nicht völlig gehoben worden. Denn als eben die Bergleute den eisernen Kasten voll dünner, hohler Silbermünzen heraus zu heben im Begriff sind, rufts bald diesen, bald jenen Bergmann bei seinem Namen; weil sie aber sich nicht daran kehren, auch in ihrer Arbeit nicht stören laßen, fängt auf einmal oben an der Decke ein Balken an zu brennen, daran man die Kohlen noch bis heute sehen kann. Darüber erschrickt ein Bergmann so sehr, daß er sich vergißt und Feuer schreit, der Kasten aber sinkt bei diesem Schrei augenblicklich in die Tiefe. Ein Schüler, der dabei stand, hat noch das Herze gehabt, nach den Münzen zu greifen und eine Hand voll aus dem Kasten zu nehmen, die er dem Herzog und verschiedenen Gelehrten gebracht hat.

Von der silbernen Orgel aber erzählt man folgende Geschichte. Einen Lehrer der Knabenschule führt einmal Abends in der Dämmerung sein Weg an der Kirche vorüber und er sieht dieselbe hell erleuchtet, und wie er noch weiter um die Kirche herum geht, gewahrt er auch, daß der Eingang, der sonst mit Brettern verschlagen war, offen ist und darin der Herzog steht und neben ihm ein bekannter Kupferschmied, der gewöhnlich in der Münze zu thun hatte. Der Kupferschmied winkt dem Lehrer und so trägt dieser kein Bedenken dahin zu gehen; wie er aber reden und mit Worten grüßen will, wird ihm bedeutet, daß er schweigen soll. Der Herzog geht nun voran und die beiden andern Leute folgen ihm in die Kirche. Darin ist aber alles verändert, namentlich stehen die Kanzel, der Altar und die silberne Orgel jedes an ihrer Stelle, die sie früher gehabt haben. Nur unten in der Kirche fehlen die Stände und etliche Bergknappen fahren in Radeberren Schutt herum und schütten selbigen dem alten Conrector auf die Füße, worüber dieser unwillig den Kopf schüttelt, aber die Bergjungen lächeln dazu und fahren fort in ihrer Arbeit. Der Herzog geht dann die Treppe hinauf, welche zur silbernen Orgel führt, ihm hinterdrein der Kupferschmied und diesen zupft der Conrector am Ermel, um ein Zeichen zu erhalten, ob er folgen dürfe. Allein der Schmied sieht sich so heftig um und macht dabei ein so fürchterliches Gesicht, daß jener ganz erschrocken dasteht und nicht weiß, was er thun soll. Endlich geht er doch hinauf und weil er Niemand weiter sieht, die Orgel aber mit den silbernen Pfeifen vor ihm steht, so meint er, daß dieser Schatz ihm bescheert sei, geht hin, nimmt etliche Pfeifen, so viel er fortbringen kann, heraus, will aus der Kirche hinaus eilen und seinen Schatz in Sicherheit bringen. Allein er kann keinen Ausgang finden, denn wo sonst die Thür

war, liegen viele Todtenköpfe und Menschengebeine. Deshalb trägt er die Pfeifen wieder an ihren Ort und alsbald sieht er unten in der Kirche den Ausgang und eilt zur Thür hinaus nach Hause. Kaum ist er etwa fünfzig Schritte weit gegangen, so pispert hinter ihm Jemand und er gewahrt sich umsehend in der Kirchenthür eine fürchterliche Gestalt, die ihm mit einer gewaltigen Keule droht.

Des andern Tages erzählte der alte Conrector verschiedenen Personen sein Begegniß, wäre aber darüber bei Hofe fast in große Ungnade gefallen, weil er vorgab, daß der Herzog, der doch nicht aus seinem Schloß gekommen war, sich bei lebendigem Leibe als Gespenst sehen laße; auch der Kupferschmied war über die Erzählung nicht wenig ungehalten und zuletzt mußte der alte Mann noch beschwören, daß diese Begebenheit nicht erdichtet sei.

Man hat nachher zu verschiedenen Malen nach der silbernen Orgel gegraben und soll bis an ein Gewölbe mit einer eisernen Thür gekommen sein, durch deren Schlüßelloch man die Orgel gesehen haben will. Weil dieselbe aber mit zwei Menschenseelen versetzt ist, so hat man sich billig ein Gewißen gemacht und das weitere Nachgraben unterlaßen. Zu Zeiten sollen Mönche kommen, welche alte Nachrichten von diesem Kloster haben, und die Kirche in Augenschein nehmen, ob noch alles im vorigen Stande sei. Im Kreuzgange hat auch ein Bergmann dem Herzoge durch einen Erdspiegel ein goldenes Crucifix gezeigt, dessen Schurz mit vielen kostbaren Steinen besetzt war. Weil aber dessen Versetzung nicht minder abscheulich sein soll, hat man auch diesen Schatz fahren laßen.

204.

Von den Nixen bei Saalfeld.

Prätorius Weltbeschr. I, 482 f.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 60, S. 77.
Mündlich.

Aus der Saale kamen auch zuweilen die Nixfrauen in die Stadt Saalfeld und kauften Fleisch auf der Bank. Man unterschied sie allein an den großen und gräßlichen Augen und an dem triefenden Schweif ihrer Röcke unten. Sie sollen vertauschte Menschenkinder sein, statt deren die Nixen ihre Wechselbälge oben gelaßen haben.

205.

Das Schloß auf dem Gleitsch bei Obernitz.

Brückner Landesk. des Herzogthum Meiningen II, 648.

Auf dem Gleitsch oberhalb des Dorfes Obernitz am rechten Saal=ufer hat der Sage nach ein Schloß mit vergoldetem Thor und hohen Thürmen gestanden, das vom Blitz zerstört wurde.

206.

Der wilde Jäger jagt die Moosleute.

Prätorius Weltbeschr. I, 691 ff.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 47 u. 48. S. 59 f.

Ein Bauer aus der Gegend von Saalfeld hatte auf der Heide Holz gehauen und zwar Nachmittags. Da trat zu ihm ein klein Moosweib=chen und sprach: „Vater, wenn ihr werdet nachher aufhören und Feier=abend machen oder den letzten Baum umhauen, so hauet ja in den Stamm drei Kreuze, es wird euch gut sein.“ Und damit ging es wieder weg. Der Bauer aber hielt das für Quackelei und das Moosweibchen für ein Gespenst und unterließ das Einhauen der Kreuze, als er gegen Abend nach Hause ging. Des andern Tages um dieselbe Zeit ging der Bauer wieder in den Wald um seine Arbeit weiter zu thun. Das Weib=chen kam wieder und sprach: „ach ihr Mann, warum habt ihr gestern die drei Kreuze nicht hinein gehauen? Es sollte euch und mir geholfen haben. Wir werden sehr oft und fast ohne Unterlaß des Nachmittags, sonderlich aber des Nachts von dem wilden Jäger gejagt und haben keine Ruhe, wo wir nicht auf dergleichen behauene Bäume kommen, denn da=von kann er uns nicht bringen und wir sind sicher.“ „Hoho,“ sprach der Bauer in seiner gewohnten Grobheit, „was soll das sein und was kön=nen die drei Kreuze helfen? Dir zu Gefallen will ich noch keine hin=machen.“ Darauf fiel das Moosweibchen über den groben Bauer her und zerdrückte ihn so sehr, daß er krank davon wurde, obwohl er von starker Natur war.

Nachher soll der Bauer niemals unterlassen haben, die drei Kreuze einzuhauen, auch ist ihm dann nichts widerliches geschehen.

Solche Weibchen und Männchen wohnen in jener Gegend auf der

Heide oder im Holz an dunkeln Oertern und in Höhlen unter der Erde. Sie liegen auf grünem Moos und sind um und um mit Moos bekleidet. Die Sache ist allgemein bekannt; Handwerker, besonders die Drechsler, bilden dergleichen Püppchen nach und stellen sie zum Verkaufe aus. Die Moosleute werden aber von dem wilden Jäger oft gejagt, doch zu einer Zeit mehr als zur andern. Die umwohnenden Leute hören es oft mit Verwunderung und sprechen dann Einer zu dem Andern: „der wilde Jäger hat sich ja nächsten wieder zugejagt, daß es immer knisterte und knasterte."

Ein Bauer aus Arntschgereute nahe bei Saalfeld war aufs Gebirge gegangen zu holzen, als eben der wilde Jäger jagte, den er zwar nicht sah, aber seine bellenden Hunde hörte. Da gab ihm sein Vorwitz ein, daß er auch wollte mit jagen helfen und hub an zu schreien wie der wilde Jäger. Dabei verrichtete er seine Arbeit und ging dann wieder heim. Des andern Tags will er früh in seinen Pferdestall gehen, da war vor der Thür ein Viertel von einem grünen Wald- oder Moosweibchen aufgehängt, gleichsam als ein Theil oder Lohn der Jagd. Darüber erschrack der Bauer und lief geschwinde nach Wirbach zum Edelmann von Watzdorf und erzählte die Sache. Der hat ihm gerathen, er solle ja um seiner Wohlfahrt willen das Fleisch nicht anrühren, sondern hängen laßen, sonst würde ihn der Jäger hernach drum anfechten. Das hat der Bauer auch gethan und das Wildpret ist nachher von selbst wieder unerwartet weggekommen; auch ist der Bauer ohne weitere Anfechtung geblieben.

207.

Die Roggenmutter.

Prätorius Weltbeschreibung I, 125 f.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 89. S. 146.

Ein Edelmann bei Saalfeld hat einmal zur Erntezeit eine Sechswöchnerin von seinen Unterthanen gezwungen auf dem Felde mit zu helfen und das Korn in Garben zu binden. Die Frau nimmt ihr kleines Kind mit sich hinaus und legt es auf den Acker, um mit den andern Leuten desto hurtiger binden zu können. Ueber eine Weile sah der Edelmann, der bei seinen Leuten auf dem Felde war, daß ein Erdweib mit einem andern Kinde kam, dasselbe mit dem hingelegten Kinde der Bäuerin vertauschte und dann wieder wegging. Bald hub das fremde Kind

an zu schreien und die Mutter kam herbeigelaufen ihr vermeintes Kind zu stillen. Da hat ihr der Edelmann gewehrt und sie zurückbleiben heißen, er wolle ihr schon sagen, wenn es Zeit wäre. Die Frau fügte sich mit schwerem Herzeleid, denn sie meinte, der Edelmann wolle es so haben der fleißigen Arbeit wegen. Das Kind schrie unterdessen unaufhörlich fort, da kam die Roggenmutter wieder, nahm ihr weinendes Kind zu sich und legte das gestohlene wieder an seinen Ort.

Nachdem der Edelmann das alles mit seinen Augen selber gesehen hatte, rief er die Mutter herbei und hieß sie flugs nach Hause gehen. „Von nun an," sprach er, „will ich nimmermehr eine Kindbetterin hinausjagen und zu Diensten zwingen."

208.

Der Liebhaber zum Eßen eingeladen.

Prätorius, Weihnachtsfratzen prop. 53.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 115. S. 172.

In Saalfeld war eine Schößerin, die sich heimlich in ihren Schreiber verliebt hatte. Sie wollte ihn durch Zauberei gewinnen, ließ deshalb ein frisches Brod backen, steckte mitten in der heiligen Christnacht kreuzweise zwei Meßer hinein und murmelte dazu gewiße Worte. Bald darauf kam der Schreiber aus dem Schlafe ganz ohne alle Kleidung zur Stube hereingesprungen, setzte sich am Tisch nieder und sah die Frau scharf an. Sie stand auf und lief davon. Da zog der Schreiber beide Meßer aus dem Brode, warf sie ihr nach und hätte sie bald sehr verletzt. Darauf ging er wieder zurück. Eine Muhme war in der Stube zugegen und über diesen Vorgang so heftig erschrocken, daß sie etliche Wochen krank zu Bette liegen mußte. Der Schreiber hat am folgenden Tage zu den Hausgenoßen gesagt, er möchte nur wißen, welche Frau ihn vergangene Nacht so geängstigt habe, er wäre so abgemattet, daß er es kaum sagen könne, denn er hätte sollen mit ihr fortkommen und sich nicht genug wehren können; auch hätte er beten mögen, was er nur gewollt, so wäre er doch getrieben worden.

Dieselbe alte Frau, die diese Geschichte erzählt hat, fügte noch folgendes hinzu. Auch zu Koburg, sagte sie, hat es sich begeben, daß einige

Edeljungfrauen aus neunerlei Eßen etwas aufgehoben, um Mitternacht auf den Tisch gestellt und sich dazu gesetzt haben. Darauf sind ihre Liebsten alle gekommen, jeder mit einem Meßer, und wollten sich zu ihnen an den Tisch setzen, aber die Jungfrauen flohen erschrocken davon. Einer davon nahm ein Meßer und warf es einem Mädchen hinterher. Dasselbe Mädchen schaute um, blickte den, der geworfen hatte, an und hub das Meßer auf.

Ein andermal soll aber statt des eingeladenen Liebhabers der leibhaftige Tod in die Stube gekommen sein und sein Stundenglas bei einem Mädchen niedergesetzt haben, das denn auch das Jahr über gestorben ist.

209.

Der Wechselbalg zu Goßwitz.

Thuringia. 1841. S. 92.

Man hatte in der Rockenstube zu Goßwitz Feierabend gemacht, denn die Mitternachtsstunde hatte eben geschlagen und die Burschen und Mädchen dachten an ihre Heimkehr. „Wenn wir nur nicht an dem alten Keller vorüber müßten!“ klagten verlegen und betreten einige Mädchen. Diese Furchtsamkeit rief unter den Burschen lautes Gelächter hervor, obgleich sie selber dem verrufenen Kellergeiste, der in dem alten Gemäuer wohnte, möglichst aus dem Wege gingen und noch keiner von allen ihm ins Gesicht gesehen hatte; ja sie erboten sich sogar in ihrem Uebermuthe demjenigen Mädchen auf gemeinschaftliche Kosten einen neuen Rock machen zu laßen, welche noch in dieser Nacht beweisen könnte, daß sie den Geist besucht habe.

Alle Mädchen entsetzten sich ob dieser Zumuthung. In dem einen Winkel der Stube saß fern von den Spinnerinnen die Magd des Hauses, beschäftigt mit dem misgestalteten Kinde ihrer Frau. „Es gilt,“ rief die frische muthige Dirne, indem sie zu den andern Mädchen herantrat; „es gilt! Ihr gebt mir den Rock und ich gehe zum Kellergeiste. Habt nur, bis ich wieder komme, einstweilen auf das Kind dort Acht.“

Schon gereute die Burschen der Vorwitz und Scherz, den sie getrieben, und die umstehenden Mädchen suchten alle durch Bitten und Vorstellungen die kecke, rasche Dirne von ihrem Vorhaben abzubringen, doch

umsonst. Schnell war die furchtlose Magd zur Stube hinaus und an den Gärten des Dorfes vorbei geeilt und stand vor dem alten, verrufenen Gemäuer hinter dem Schulzenhause. Vorsichtig und forschend schaute sie hinab in die kellerartige Vertiefung, woraus, wie gewöhnlich zur Mitternachtsstunde, ein Licht unheimlich ihr entgegenflimmerte.

„Guckst du, so werf ich" — rief's aus der Vertiefung herauf.

„Wirfst du, so hasch ich" — entgegnete dreist das Mädchen, ohne dabei ihre Stellung zu verändern.

„Guckst du, so werf ich" — rief abermals der Geist und abermals antwortete die Magd: „wirfst du, so hasch ich." Und als der Kellergeist zum dritten Male mit seinem Wurfe drohte, rief beherzt die Magd: „wirf zu, ich hasche schon." Dabei hielt sie ihre Schürze auf, der Wurf geschah und in der Schürze lag ein Kind.

Alsbald eilte die Magd nach Hause. Das junge Volk in der Rockenstube, welches mit großer Bangigkeit auf ihre Rückkehr gewartet hatte, umringte sie neugierig und mit freudigem Staunen beschaute man das schöne, wohlgestaltete Kind. Auch der Hausvater und seine Frau waren herbeigekommen und erkannten in der wunderbar errungenen Beute ihr eigenes Kind, das ihnen gegen jenen Wechselbalg ausgetauscht worden war, den sie wegen seiner Misgestalt und seines abscheulichen Geschrei's der Magd zur Wartung übergeben hatten. Vergeblich sah man sich jetzt nach diesem um, er war verschwunden und das Glück des Hauses wieder hergestellt.

Seit jener Nacht ist das Licht in dem alten Keller nicht mehr gesehen worden auch hat man nie wieder von einem Wechselbalge gehört, der zu Goßwitz gegen ein Christenkind ausgetauscht worden wäre.

Zu dem neuen Rocke, den die Magd so muthig sich verdient hatte, fügten die glücklichen Eltern noch ein neues Mieder und eine Sonntagshaube und bald führte der schönste Bursche im Dorfe das Mädchen zum Traualtar.

210.

Perchtha's Ueberfahrt.

Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 113 ff.

In dem fruchtbaren Saalthal zwischen Bucha und Wilhelmsdorf hatte Perchtha, die Königin der Heimchen, ihren Wohnsitz und ihre un-

sichtbare Nähe verbreitete Glück, Gedeihen und Heiterkeit über die ganze Flur. Mit den Heimchen aber waren die Einwohner so befreundet, daß sie sich bei ihren Arbeiten an den Spielen und Neckereien der Kleinen, an ihrem plötzlichen Erscheinen und Verschwinden ohne Furcht und Scheu ergötzten. Wenn der Bauer seinen vollen Erntewagen von steilen Höhen herab nach Hause fuhr, saß oft ein Heimchen, bekränzt mit Aehren, jubelnd auf dem Zugvieh und sicher und wohlbehalten kam der reiche Segen der Felder in die Scheuer; breiteten die Leute auf ihren Wiesen die Heuschober aus, so geschah es nicht selten, daß ein freundliches Heimchengesicht ihnen daraus entgegenkicherte, und bei der Obsternte fiel mit der reifen Frucht wohl auch ein Heimchen vom Baum herunter und verschwand mit schalkhaftem Gelächter. Auf Perchtha's, ihrer Königin, Gebot mußten die Heimchen die Felder und Fluren der Menschen bewäßern, während sie selbst unter der Erde mit ihrem Pfluge ackerte und den besten Samen ausstreute, wenn droben die Leute ihre Felder bestellten.

So lebten die Bewohner jener Gegend lange Zeit ein glückliches, frohes Leben, später aber veruneinigten sich die Leute mit Perchtha, daß sie beschloß das Land zu verlaßen. Auf Perchthenabend wurde der Fährmann im Dorfe Altar noch spät in der Nacht bestellt, es war um die zwölfte Stunde, und als er zum Saalufer kam, sah er eine große, hehre Frau, umgeben von weinenden Kindern. Erschrocken dachte der Mann daran, daß Perchthenzeit so eben sei und wollte zurück in seine Wohnung flüchten, aber Perchtha forderte drohend Ueberfahrt über den Fluß. Sie trat in das Fahrzeug, die Kleinen folgten und schleppten einen Ackerpflug und eine Menge andern Geräthes zu ihr hinein unter lautem Wehklagen, daß sie die schöne Gegend nun verlaßen müßten. Der Schiffer begann die Fahrt und als Perchtha am andern Ufer angelangt war, gebot sie ihm nochmals zu fahren und die zurückgebliebenen Heimchen herüber zu holen. Auch dieses geschah. Unterdeßen hatte Perchtha am Ackerpfluge gezimmert, deutete auf die Späne und sprach zum Fährmann: „da nimm, das sei der Lohn für deine Mühe!" Mürrisch steckte der Mann drei von den Spänen ein, warf sie zu Hause auf das Fensterbrett und sich selbst geängstigt ins Bett. Am Morgen lagen drei Goldstücke an dem Platze, wohin er die Späne gelegt hatte.

Diese Sage von Perchtha's Ueberfahrt hat sich auch bei Kaulsdorf an der Saale und an der Elster zu Köstriz unweit Gera erhalten.

211.

Der verschmähete Kuchen.

Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 208 f.

Der Fußsteig von Wilhelmsdorf nach Dobian führt an einer einsam gelegenen Bergwand vorüber, „die Eisengruben" genannt. Dort ackerte ein Knecht auf dem Felde und hörte bei seiner Arbeit ganz in der Nähe, obwohl er Niemand sah, ein leises Gerede verschiedener Stimmen und als er recht aufmerksam hinhorchte, vernahm er folgendes Gespräch:

„Na, Trude, flugs den Kehrbesen her!"
„Geduld, was eilt es euch denn sehr?"
„Will backen."
„Back' heut eben so,
im Ofen brennt's schon lichterloh."
„Nun gar, was backt ihr denn für Kuchen?"
„Vorbacken,"
„und ich Käsekuchen."

„Ei, habt ihr ausgebacken," rief laut und vorlaut der Knecht drein, „so bringt mir auch ein Stück von euerm Vorbacken und von euerm Käsekuchen." Bald darauf legt sich der Knecht zur Mittagsruhe nieder und als er erwacht und weiter ackern will, liegen zwei große Kuchenstücke, das eine Vorbacken, das andere Käsekuchen, auf seinem Ackerpfluge. Ihm graut vor der unheimlichen Mahlzeit und er wirft den Kuchen vom Pfluge herunter, doch sofort liegen beide Stücke wieder darauf. Seine Angst und sein Grauen wächst und zuletzt schleudert er den Kuchen so weit von sich, als er nur vermag. Nun bleibt zwar die verschmähte Gabe weg und der Knecht eilt nach Hause, erkrankt aber und stirbt.

212.

Das Waldweibchen im Bauerhause zu Wilhelmsdorf.

Börner Volkssagen S. 188 ff.

Bei einer Bauersfrau in Wilhelmsdorf hatte sich ein Waldweibchen eingethan. Das kleine Wesen war gar fleißig und arbeitsam, half überall, wo etwas zu thun war, so daß im Hause eine Magd erspart wurde.

Wenn Morgens die Bäuerin aufstand, war alles in Küche und Stube gefegt und gekehrt, gescheuert und gewaschen und blank und rein in Ordnung gestellt. Auf den Wiesen und auf den Feldern ging die Arbeit zur Erntezeit so flink von der Hand, daß Heu und Grummet und jede Feldfrucht gerade in dieser Wirthschaft zuerst in die Scheuer kam. Hatte das Waldweibchen treu und fleißig sein Tagewerk verrichtet, so nahm es Abends seinen Platz hinter dem Ofen ein und gab von da aus den Leuten im Hause allerlei gute Lehren und Rathschläge. Am liebsten aber beschäftigte sich das kleine Wesen vor dem Ofen. Gab es dort zu thun, so trug es Brennholz zu, unterhielt das Feuer, schob und hob die Töpfe, zog die Krücke, wenn es zum Brodbacken kam, und lief und zeigte an, wenn alles bereit und fertig war. Das alles war der Bauersfrau ganz recht, nur eins war ihr zuwider. Sobald sie nemlich den Rücken wendete, war der Kochtopf, zumal wenn Klöse gekocht wurden, wohl bis auf die Hälfte ausgeleert, und wenn die gebackenen Brode aus dem Ofen genommen und an Ort und Stelle gebracht werden sollten, so war das Waldweibchen niemals zur Hand, es hockte dann in irgend einem Winkel und ließ bereits ein frisch gebackenes Brod sich schmecken. Zwar hatte die Frau schon oft ihren dienstbaren Geist deshalb gescholten und ausgezankt, aber es half nichts, die Klöse und Brode wurden nach wie vor gezehntet. Da kam der Frau ein Sprüchlein in den Sinn, das ihr das Waldweibchen oft als gute Lehre vorgesagt hatte:

„pip kein Brod,
schäl keinen Baum,
erzähl keinen Traum,
back keinen Kümmel ins Brod,
so hilft dir Gott in aller Noth.“

„Ei, dachte die Bäuerin, hörst du nicht auf meine Worte, so will ich auch von deinem Rath nichts wißen“ und buck dem Waldweibchen zum Possen und Aerger das nächste Mal Kümmel in die Brode und pipte sie richtig von dem ersten an bis zur vollen Mandel fort.

Beßer wäre es gewesen, sie hätte das nicht gethan. Denn als das Waldweibchen von dem neuen Brode gekostet hatte, lief es unwillig aus dem Hause fort zurück in seinen Wald schreiend:

„sie haben mir gebacken Kümmelbrod,
das bringt diesem Hause lauter Noth.“

Und so geschah es. Die Familie kam seit jener Zeit sichtlich von

ihrem Wohlstande herab und es gebrach ihr zuletzt an Broden mit Kümmel und ohne Kümmel.

Die Leute in jener Gegend erzählen, daß diese Waldweibchen, die auch Moosweibchen genannt werden, vordem in dichten Wäldern wohnten, besonders in den Holzungen an der Saale. Sie waren in Moos gekleidet, von Ansehen alt und grau und gehörten zum Geschlecht der Zwerge, obgleich sie die Heimchen an Größe noch übertrafen. Oft kamen sie aus ihren Waldungen hervor und thaten sich ein in den Häusern und Gehöften der Bauern, wurden als Gehilfen bei den häuslichen Verrichtungen gern gesehen, zuweilen aber auch wegen ihrer Naschhaftigkeit lästig befunden. Rathend und helfend, dabei aber schüchtern und reizbar, neckten sie gleichwohl gern; sie bewiesen sich den Hausleuten gutmüthig und zugethan, so lange man sie pflegte, sich ihrer Hilfe bediente und ihren Rath befolgte, geriethen aber auch leicht in Zorn gegen Undankbare, die ihren Rath und ihre Gaben verschmähten und wußten dieselben zu bestrafen. Sie konnten auch über Schätze verfügen, waren aber in steter Lebensgefahr, namentlich der Verfolgung des wilden Jägers fortwährend ausgesetzt.

213.

Das Waldweibchen mit dem zerbrochenen Schubkarren.

Börner Volkssagen S. 205 f.

Am steilen Schmiedeberge, da wo der Weg von Wilhelmsdorf hinab in die Saale in die Portenschmiede führt, traf ein Bauer ein Waldweibchen jammernd und klagend, daß sein kleiner Schubkarren auf dem bösen Wege zerbrochen war. Dringend bat das Weibchen den Bauer zu helfen und das zerbrochene Rad so gut als möglich auszubeßern. Dieser hieb mit der Axt, die er bei sich führte, ein Bäumchen im Walde um und machte das kleine Fuhrwerk wieder brauchbar. Während dieser Arbeit hatte das Frauchen dankbar alle abfallenden Späne dem Manne in die Taschen gestopft, doch dieser war ärgerlich über die gehabte Versäumniß und warf das unnütze Zeug, wie es ihm vorkam, bald wieder heraus; nur ein einziger Span blieb unbemerkt zurück und wurde am andern Tage in einen harten Thaler verwandelt zufällig in der Tasche gefunden. Zwar lief der Mann sogleich zurück zur Stelle, wo er die Späne wegge-

worfen hatte, allein die Gabe, die er gestern verachtet, war heute nicht wieder zu finden.

214.

Das Waldweibchen klagt um sein Männchen.

Börner Volkssagen S. 222 ff.

Mein Großvater, so erzählte ein Bauer aus Wilhelmsdorf, sitzt mit seinen Leuten an einem Winterabende um den Tisch herum, draußen aber ist stockdunkle Nacht. Da macht etwas die Thüre auf und ein Waldweibel tritt in die Stube, das ist ganz außer sich gewesen, hat seine Hände über dem Kopfe gerungen und immer dabei gerufen: „hu, hu! der wilde Jäger hat jetzt mein Männel todt geschoßen, hu, hu!" Mein Großvater hat das Herz auf dem rechten Flecke, er dreht sich um und spricht: „das muß ja ein bitterböser Kerl sein der wilde Jäger; was hat dein armes Männel ihm denn gethan gehabt?" „Ei, an euch liegt die Schuld," gibt das Weibel zur Antwort, „und über uns geht es hinaus. So oft ein Mensch ein Bäumchen auf dem Stamme driebt, so oft muß eins von uns sterben. Um's Himmels willen thut es nur nicht wieder." Und dazu hat es immerfort hu, hu! geschrieen und nicht geruht, bis alle in der Stube es ihm versprochen und der Reihe nach die Hand darauf gegeben haben. Meine Großmutter denkt, das arme, abgejagte Ding wird Hunger haben und setzt ihm eine Schüßel voll Sauerkraut vor, da hat es gegeßen, aber immer dazwischen hu, hu! gejammert und ist zuletzt hinter den Ofen gekrochen. Als aber meine Großmutter frühmorgens aufsteht und das Waldweibel rufen will, ist es schon über alle Berge fort gewesen.

215.

Die goldene Wiege des Waldkindes.

Börner Volkssagen S. 131.

Eine Bauersfrau aus Wilhelmsdorf war auf den Hungersberg gegangen Holz zu lesen und durch das Wimmern eines kleinen Kindes tiefer in den Wald gelockt worden, als sie sonst zu gehen pflegte. Da sieht sie in einer runden Baumrinde ein schreiendes Kindlein liegen und mit-

leidig, sie hat ja selbst daheim einen Säugling, setzt sie sich nieder, nimmt das Waldkind auf und reicht ihm ihre Brust. Während das Kind aber trinkt, kommt die Waldfrau, die Mutter des Kindes, zurück, staunt und spricht:

„Bauernblut,
du bist gut!
Mach ich's quitt;
reuen soll dich heut kein Tritt.
Gib geschwind
mir mein Kind
und zum Danke nimm die schöne Wiege mit."

Bei diesen Worten reichte sie der Bauersfrau die Baumrinde, worin das Kind gelegen hatte. Diese sprach: „es ist nur, daß ich euch den Willen thue, ich habe ja schon genug zu tragen," nahm ihre Bürde auf und brach sich von der Baumrinde ein kleines Stückchen ab, warf es über die Achsel auf das gesammelte Reisig und ging zufrieden ihres Wegs nach Hause. Am andern Morgen findet sie in ihrem Reisig einen hellglänzenden Goldsplitter; es war das abgebrochene Stück von der Wiege, welche das Waldweibchen ihr dankbar hatte geben wollen.

216.

Das verwünschte Bergwerk bei Wilhelmsdorf.

Thuringia. 1843. S. 136.

In der Nähe von Wilhelmsdorf wurde sonst reicher Bergbau getrieben. Grube reihte sich an Grube und viele Bergleute bezogen daraus reichen Lohn und Unterhalt. Unter diesen Bergleuten war ein junger Arbeiter, dessen Mutter hart an der Gicht darnieder lag. Der Sohn pflegte sie in aller Weise, kochte ihr Suppe, wenn sie Hunger spürte, hob und trug sie, wohin sie verlangte, von einer Stelle zur andern, und wich, wenn er Schicht gemacht hatte, ihr nicht von der Seite. Eines Morgens will er nach seiner Grube gehen, da sagt die Mutter: „hast du Zeit, so trage mich in den Garten hinaus in die liebe Sonne, daß ich noch einmal die schönen Blumen sehe und den blauen Gotteshimmel, ehe meine müden Augen sich schließen." Der fromme Bergmann besinnt sich nicht lange, nimmt die kranke Mutter auf den Arm und trägt sie hinaus,

macht ihr ein weiches Lager zurecht und bettet sie darauf. Nun läuft er rasch zur Arbeit, kommt aber zu spät, denn geraume Zeit war über die Wartung der Mutter verfloßen. Zornig setzt ihn der Steiger wegen seiner Versäumniß zur Rede, aber der junge Bergmann meinte keinen Vorwurf verdient zu haben und spricht freimüthig aus, daß er Kindespflicht habe erfüllen müßen. Bei dieser Gegenrede gerieth der Steiger noch in größern Zorn und stieß in seiner Wuth den Bergknappen hinunter in den tiefen Schacht. Todt und zerschmettert wurde der Arme herausgebracht. Auf das Gerücht von dieser Frevelthat war die ganze Knappschaft herbeigeeilt und umstand ernst und trauernd die Leiche, denn alle hatten ihn lieb gehabt wegen seines kindlich frommen Sinnes. Da tritt plötzlich die alte Mutter in den Kreiß hinein. Die Kunde von dem Tode ihres Sohnes war bald zu ihr gelangt, Verzweiflung hatte ihre Kräfte gestählt und sie empfand keine Schmerzen mehr. Sie schaut auf des Sohnes blutige Leiche, dann auf den Schacht, in den er hinabgestürzt war, und die zusammengebeugte Gestalt richtet sich in die Höhe, erfaßt eine Bürste, die ihr zufällig zur Seite lag, schleudert sie in die Tiefe hinab und ruft verwünschend:

„Hu! hu!
Teufe du,
schleuß dich zu!
So viel Haare,
so viel Jahre;
so von oben, so von unten,
alle Zeit und alle Stunden,
hart gebunden,
fest gebunden,
thu dich zu,
Teufe du!"

„Thu dich zu!" rief sie noch einmal und sank todt an ihres Sohnes Leiche nieder. Zugethan hatten sich für immer ihre Augen und Mutter und Sohn wurden todt von dieser Stätte hinweg getragen. Zugethan war aber auch das Bergwerk. Der Fluch der Mutter ging von Stund an in Erfüllung, Gewäßer traten ein und hinderten jeden weitern Betrieb. Noch sind die Oeffnungen der Gruben, eine an die andere gereiht, vorhanden. Im Wachthügel, am äußersten Ende der Gruben gegen Morgen, soll ein Hirsch ganz aus gediegenem Golde stehen, doch Niemand

wagt den Bergbau wieder zu betreiben, denn noch nicht die Hälfte der Jahre mag verfloßen sein, welche die Bürste in den Tiefen des Bergwerks erfordert. Die Grube, in welche der junge Bergmann gestürzt worden ist, liegt am westlichen Ende des Grubenzuges und ist fast immer bis an den Rand mit Waßer gefüllt. Jetzt wohnt die Waßernixe darin und bleicht an dem Rande ihre Wäsche zur Mittagszeit. Viele Bewohner von Wilhelmsdorf haben es ganz in der Nähe mit angesehen. Das Weißzeug der Nixe ist sehr schön und sämmtlich roth gerändelt. Auch die Wehmutter des nahen Dorfes ist in frühern Zeiten dahin geholt worden. In der Nacht bezeichnet ein Licht die unheimliche Stelle.

Eine gleiche Sage erzählt man von dem ehemaligen Goldbergwerke bei Reichmannsdorf. Dort hat eine Mutter, deren Sohn unschuldig als Dieb gehenkt worden war, ein Nösel voll Mohnkörner in den Schacht geschüttet und das Bergwerk damit versetzt und verwünscht.

217.

Der erschrockene Wichtel.

Thuringia. 1843. 76.

Eine Bauersfrau aus Gössitz war eben daran auf ihrer Holzwiese im Schlingengrunde den letzten Heuschober auszubreiten, als sie zu ihrem Schrecken auf dem Schober ein ganz kleines, graues Männchen sitzen sah, nicht größer als eine aufrecht sitzende Katze, mit dem Rücken ihr zugewandt. Was da anfangen? Fertig wollte die Frau gern mit der Arbeit werden und doch getraute sie sich nicht den Kleinen anzureden und herunter gehen zu heißen. Gedrängt von der Zeit macht sie sich ans Werk, schleicht von hinten heran und zupft mit dem Rechen etwas Heu von dem Schober ab. Der Wichtel merkte nichts davon. Die Frau zupfte wieder und immer wieder Heu, so gut es gehen will, unten weg von dem Schober, bis er endlich zusammenbricht. Laut auf kreischte im Fallen das Männchen und rang mühsam aus dem Heu, das es bedeckt hatte, sich hervor. Aus dem Schwarzholze aber kam ein ganzer Haufe seines Gelichters heraus und fragte mit drohender Geberde:

„sag an, sag an,
Eckele, hat es dir was gethan?“

Der Wichtel aber schaute verwundert immer nur den eingestürzten Haufen an, schüttelte den Kopf und sprach:

„ei! ei!
das Ding fiel nur so ein,
ich purzelte hinterdrein,
da möchte Eins nicht schrein.
Ei, ei,
das ist mir lieb,
daß ich nicht drunter stecken blieb.“

Dann lief er, was er nur laufen konnte, ohne auf die Bauersfrau zu achten, mit seinen Kameraden in den Wald hinein.

218.

Das Kind mit dem Thränenkruge.

Grimm Mythol. 3. Asgbe. S. 884 f.
Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 142 f.

Einer jungen Frau war das einzige Kind gestorben. Sie weinte über alle Maßen und konnte sich nicht zufrieden stellen. Jede Nacht lief sie hinaus auf das Grab und jammerte, daß es die Steine hätte erbarmen mögen. In der Nacht vor dem h. Dreikönigfeste sah sie Perchtha nicht weit von ihr vorüberziehen, da gewahrte sie, den andern Kindern hinterdrein, ein kleines mit einem ganz durchnäßten Hemdchen angethan, das in der Hand einen Krug mit Waßer trug und matt geworden den übrigen nicht folgen konnte; ängstlich blieb es vor einem Zaun stehen, den Perchtha überschritt und die andern Kinder überkletterten. In diesem Augenblick erkannte die Mutter ihr Kind, eilte hinzu und hob es über den Zaun. Während sie es so in den Armen hielt, sprach das Kind: „ach wie warm sind Mutterhände! Aber weine nicht so sehr, du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll, da sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon damit beschüttet.“ Von jener Nacht an, so erzählt man in Wilhelmsdorf, habe die Mutter aufgehört zu weinen.

Zu Bodelwitz erzählen die Leute, das Kind habe gesagt: „ach wie warm ist Mutterarm“ und seiner Bitte „Mutter weine nicht so sehr“ dann noch die Worte beigefügt: „ich muß ja jede Zähre, die du weinest, in meinen Krug sammeln.“ Da weinte sich die Mutter noch einmal herzlich aus.

219.

Perchtha läßt sich den Wagen verkeilen.

Grimm Mythol. 3. Asgbe. S. 252 f.
Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 173—183.

Ein armer Bergmann kehrte in der Perchthennacht von Bucha nach Könitz zurück. Auf dem Kreuzwege trat ihm Perchtha drohend entgegen und verlangte, daß er ihren Wagen verkeilen solle. „Ach gute Frau," klagte der Mann, „ich verstehe nichts vom Fuhrwerke und bin ein armer Bergmann; habe auch weder Holz noch ein Meßer bei mir." Perchtha aber reichte ihm beides und so schnitzte er, so gut es gehen wollte, einen Keil und paßte ihn in Perchtha's Wagen ein, die ihm die abgefallenen Späne als Lohn für seine Willfährigkeit und Arbeit schenkte. Er las dieselben sorgsam auf, Perchtha selbst war ihm dabei behilflich und zu Hause zog er in Perchtha's Gabe Gold in Menge aus allen Taschen.

Dasselbe begegnete zwei Bauern aus Jüdewein, die sich im Köstizer Bierkruge auf Perchtenabend verspätet hatten. Sie waren noch nicht weit gegangen, da kommt Perchtha auf einem Wagen gefahren und ruft sie an, sie sollten ihr einen Pflock in die Wagendeichsel machen. Der eine Bauer hatte ein Meßer und mit Holz half Perchtha aus, der Pflock wurde eingepaßt und der hilffertige Mann trug einige Goldstücke im Schuh als Lohn nach Hause.

220.

Das gezüchtigte Waldweibchen.

Börner Volkssagen S. 227 f.

Ein Bauer aus Bucha brachte sein Heu in Haufen. Aus dem Buchenholze, das über der Wiese gelegen war, sprang ein junges, munteres Waldweibchen hervor, warf sich auf die Heuschober und zerstörte in seiner Ausgelaßenheit des Bauern mühvolle Arbeit. Er bat das Weibchen solche Streiche zu unterlaßen, aber das muthwillige Ding hörte nicht darauf und erwiederte mit Lachen die Drohungen, die jener zuletzt aussprach. Da ging aber dem Manne die Geduld zu Ende und er gab mit seinem Rechenstiele dem kleinen Wildfang einige empfindliche Schläge. Laut auf

schrie das geschlagene Waldweibchen und aus dem Holze hervor sprang sein Männchen und rief zornig:

„schau! schau!
Bauer du, was hast du vor mit meiner Frau?"

Der Bauer deutete auf den angerichteten Schaden und erzählte ruhig den Hergang der Sache, wie oft er das muthwillige Weibchen abgemahnt und wie fruchtlos jede Vorstellung geblieben sei; da habe er sich zuletzt nicht anders helfen können. Nach kurzem Bedenken faßte das Waldmännchen sein Weibchen bei der Hand sprechend:

„wie du gethan,
nimm hin deinen Lohn!
Hätt' er dich umsonst geschl'an,
wär's um ihn geschehn,"

gab ihm auch noch Verweiße über seine Unart und führte es in den Wald zurück.

221.

Das Waldweibchen auf der Wagendeichsel.

Börner Volkssagen S. 212 f.

In Wöhlsdorf war ein Schafknecht, der trieb seine Heerde gewöhnlich nach dem Brandholze hin, das nicht weit von Ranis liegt, und dort wo der Pferch aufgeschlagen war, stand auch der kleine Karren, darin der Knecht seine Mittagsrast hielt und zuweilen übernachtete. Dem gesellte sich ein Wald- oder Holzweibel zu und klagte ihm oft die Verfolgungen, die es mit seinen Verwandten vom wilden Jäger zu erdulden habe, erzählte auch, wie nur die Holzstöcke, darauf drei Kreuze in einem Zwickel eingehauen seien, gegen diese Verfolgungen eine Zufluchtsstätte und Sicherheit gewährten. Da schnitt der Schafknecht aus Mitleid mit seinem Taschenmeßer drei tiefe Kreuze in die Deichsel seiner Hütte ein, damit das kleine Weibchen darauf Ruhe finden möge. Das Mittel war gut. Denn so bald das Jagdgetöse im nahen Walde sich erhub, flüchtete das Weibchen heraus auf die schützende Deichsel und war sicher vor den Nachstellungen des wilden Jägers. Dankbar für diesen Schutz beschenkte es den Knecht, den es immer fleißig stricken sah, mit einem Garnknaul, der — so versicherte das Weibel — nie ein Ende nehmen werde, auch

wenn er sein ganzes Leben lang daran stricke. Die Leute aus der Umgegend haben es oft gesehen und sich darüber gefreut, wie das Waldweibchen auf der bekreuzten Deichsel ganz guter Dinge sich schaukelte und mit dem Schäfer freundliches Gespräch hielt, der daneben saß und fleißig von dem Garnknaul strickte. Der wilde Jäger mochte aber doch dem kleinen Wesen auf die Spur gekommen sein und so geschah es, daß er eines Nachts mit dem ganzen wüthenden Heere heranbraußte und weil er das Waldweibchen von den drei Kreuzen, darauf es sich nach seiner Gewohnheit geflüchtet hatte, nicht herunterbringen konnte, die ganze Wagendeichsel abbrach und Deichsel und Weibchen mit sich fortführte.

Von dem geschenkten Knaule strickte der Knecht noch viele Jahre fort und erzählte Jedermann, wie er dazu gekommen war und was es für eine Bewandtniß damit hatte. Einst stritt er darüber mit einem Bekannten, der die Sache nicht glauben wollte, und rief in seinem Eifer aus: „ei so wickle selbst davon los und behalte für dich, so viel du willst, ich weiß und sage dir, der Knaul nimmt kein Ende.“ Als aber jener dieses that, hatte der Knaul alsbald sein Ende.

222.

Das Futtermännchen.

Börner Volkssagen S. 241—247.

Der Schafmeister in Ruppitz, einer einzeln gelegenen Schäferei bei Ranis, hatte es seiner Zeit gar gut; ein kleines Männchen, das Futtermännchen genannt, besorgte ihm die ganze Arbeit und er selbst führte ein sehr gemächliches Leben. Wollte er seiner Heerde Futter geben, so war dieselbe, ohne daß er es gemerkt hatte, bereits abgefüttert; sah er nach dem Futtervorrath, so war keine Abnahme daran zu spüren; dabei war seine Heerde in der ganzen Gegend die schönste und wollreichste und kein Stück erkrankte, während anderwärts die Schafställe oft bis zur Hälfte ausstarben. Das alles bewirkte, wie gesagt, ein kleines Männchen, das sich zur Nachtzeit in den Stall schlich und darin in aller Weise handthirte, der Schäfer aber that, als ob er nichts merke und ließ das wunderliche Männlein ganz nach Belieben schalten und walten. So war es viele Jahre recht gut gegangen und der Schäfer hatte sich dabei ganz wohl befunden. Da sieht derselbe an einem Wintertage, als gerade tiefer Schnee

gefallen war, in der Dämmerung die Fußtapfen seines kleinen Futtermännchens im Schnee abgedrückt und bemerkt auch, daß es barfuß laufen muß. Das geht ihm zu Herzen, das kann er nicht mit ansehen noch ferner so gehen laßen, dieser Noth muß Hilfe werden. Vorsichtig und genau nimmt er in den Fußtapfen im Schnee das Maß zu ein Paar Schuhen für den kleinen Stallgeist, läßt solche machen und trägt sie, als es Abend wird, in den Schafstall und will in seinem Versteck nur mit ansehen, wie sich das Männlein über die Bescherung freuen wird. Das kam nun freilich ganz anders. Als das Futtermännchen in den Stall geht, nimmt es wohl die Schuhe in die Hand, spricht aber ganz traurig: „ach! nun wißen sie es und ich muß fort.“ Von diesem Tage an hat der Schafmeister seine Arbeit selber thun müßen und dennoch ist es mit ihm und seiner Heerde rückwärts gegangen.

Ein solches Futtermännchen hatte sich auch auf dem Gute eines Bauern in Thiemendorf eingefunden und von selbst die Besorgung des Viehes übernommen, das unter dieser Pflege auch wunderbar gedieh. Die Ochsen und Kühe dieses Bauern waren stets rund und glänzend, von Käufern weit und breit gesucht. Und das alles brachte der kleine Hausgeist zu Wege. Weil aber das Männlein selbst sehr thätig und überall bei der Hand war, so war es auf träge und unordentliche Dienstboten sehr ungehalten und that ihnen für ihre Faulheit und Unordnung allerlei Possen und Schabernack an. Das verdroß nun die Leute und so kam es, daß kein Knecht und keine Magd lange auf diesem Bauerhofe bleiben wollte. Ja der Bauer selbst fühlte sich zuweilen in seiner Behaglichkeit gestört; es wurde ihm unheimlich zu Muthe, wenn sich das Männchen in seinem alten grauen Kittel sehen ließ. Er kam auf den Gedanken sich gegenüber ein neues Haus zu bauen. Gedacht, gethan. Bald stand auch das Haus fertig da und der Tag des Einzugs war bereits bestimmt und man hoffte dadurch des unheimlichen Gastes sich zu entledigen. Da sah man am Abend vor dem Umzuge noch spät das bekannte Männchen am Bache, der vor dem alten Wohnhause vorüberfloß, sitzen und gar emßig sein altes graues Röcklein ins Waßer tauchen und darin hin und her ziehen. „Was machst du da?“ rief Jemand ihm vom Fenster zu. Ohne sich eben stören zu laßen antwortete der Kleine:

„da wisch' ich und wasch' ich mein Röckchen mir aus,
denn morgen beziehn wir ein neues Haus.“

So wären denn alle die Anstalten und Anstrengungen, die man ge-

macht, den unheimlichen Hausgenoßen los zu werden, rein vergeblich gewesen und es blieb dem Bauer nichts übrig als sich in seinem neuen Hause in das unvermeidliche Geschick zu fügen.

Nach vielen Jahren kam ein fremder Mann ins Haus und übernachtete daselbst. Das Gespräch kam auch auf den kleinen Hausgeist und man klagte seine Noth. „Ei," sagt der Fremde, „wollt ihr ihn los sein, laßt ihm nur ein neues Röckchen machen und legt es Abends auf den Futterkasten, dann gebt Acht, was drauf geschieht." Das Röckchen wird angeschafft, auf den Kasten gelegt und man steht und lauscht erwartungsvoll, was geschehen wird. Das Futtermännchen kommt zur gewöhnlichen Zeit, sieht sein Geschenk und spricht trauernd:

„da hab ich meinen Lohn,
„nun muß ich auch davon,"

und ist seit dieser Zeit nie wieder gesehen worden. Mit dem Weggange des wohlthätigen Hausgeistes ging aber auch der Viehstand und Wohlstand des Bauern sichtbar zurück und bald war zwischen ihm und dem geringsten Bauer im Dorfe kein Unterschied.

223.

Das Brod mit harten Thalern gefüllt.

Börner Volkssagen S. 235.

Zwei Bauerweiber gingen, die leeren Tragkörbe auf den Rücken, von Steinsdorf in den nahen Wald und besprachen ihre häuslichen Geschäfte. Brod backen wollten beide am nächsten Morgen für ihren Haushalt. Während sie so mit einander reden, steht mit einem Male ein Waldweibchen ihnen zur Seite, bittet und spricht:

„backt doch ein Brod
auch mir in meiner Noth,
groß oder klein,
am besten wie ein halber Mühlstein.

„Ach, wir haben selbst genug Mäuler daheim zu füttern," gaben die Frauen zur Antwort, „und unser Ofen ist kaum groß genug Brod für uns zu backen." „So wißt ihr also auch, wie Mangel thut und Armuth drückt," entgegnete das Waldweibchen, „erbarmt euch deshalb und backt mir ein Brod und legt es morgen hierher auf diesen dreifach bekreuzten

Baumstock.“ Nach dieser Rede war das Waldweibchen wieder verschwunden.

Die Bauerweiber sprachen hin und her, was zu thun sei, zuletzt aber meinten sie doch in ihrer Gutmüthigkeit, sie dürften das arme Ding nicht vergeblich nach Brod suchen laßen. Am andern Morgen bucken sie gemeinschaftlich aus ihrem kleinen Mehlvorrath ein Brod, so groß wie die andern Brode, und trugen es selbander in den Wald an den bezeichneten Ort.

Nach drei Tagen gingen diese Weiber wieder denselben Weg ins Holz. „Ob wohl das Waldweibchen sein Brod geholt hat?“ sprach die eine Frau zur andern, und sie sahen nach, fanden aber ihre Gabe noch auf demselben Platze liegen, völlig unangerührt, wie es schien. Was sollte das heißen? Sie wußten sich nicht zu erklären, warum das Brod verschmäht liegen geblieben war, hatten sie es doch so gut gemeint. Unrecht aber schien es ihnen, das liebe Brod noch länger da liegen zu laßen, sie nahmen es also auf, aber gewaltig schwer war es unterdessen geworden. Das konnte wieder nicht mit rechten Dingen zugehen. Neugierig und verwundert schneiden sie ihren Laib Brod auf und — lauter blanke Thaler rollen daraus hervor. So war ihre Gutthat auf lange Zeit hinaus reichlich belohnt worden.

224.

Das versunkene Schloß.

Thuringia. 1843. S. 618.

Dicht unter dem Dorfe Kleingeschwende stand in uralter Zeit ein Schloß, darin ein Fräulein wohnte, geehrt und geliebt von allen Leuten in der Umgegend. Wer das Fräulein in dem Schloße aufsuchte, den nahm es gütig und freundlich auf, und weil Niemand ungetröstet und unbegabt von dannen ging, so kam Jedermann, dem Hilfe noth war. Und obwohl sie selber so reich war, um alle Leute reich zu machen, so nahm sie doch auch die Gaben an, welche von allen Seiten Dankbarkeit und Liebe ihr darbrachten.

Aber jene schöne Zeit ist längst vorüber. Schloß und Fräulein sind tief in den Erdboden versunken, Niemand weiß zu sagen warum. Nur ein runder Hügel ist übrig, den ein breiter und tiefer Graben umgibt.

Dort läßt sich das Fräulein bei Nacht noch zuweilen sehen, wenn auch nicht für alle Menschen.

Einst zog eine Bande Musikanten an dem Wallgraben vorbei; sie hatten in Reitzengeschwende bis spät in die Nacht aufgespielt. Frommen Sinnes denkt der eine an das Fräulein in dem versunkenen Schloße und bleibt zurück, während die andern fürbaß ziehen. Er knieet nieder auf dem Wall und bläst zu Ehren der Versunkenen ein Lied. Noch ist er damit nicht zu Ende, da stieg vor seinen Augen aus dem Hügel das Fräulein auf, durchschritt den Graben, kam auf ihn zu und reichte ihm einen goldenen Becher mit Wein dar. Der Spielmann ergreift den Becher und trinkt ihn bis zum letzten Tropfen leer. So hatte es ihm noch nie geschmeckt. Wundersam gestärkt eilte er den Genoßen nach und erzählt das Glück, das ihm zu Theil geworden war. „Wo hast du aber den goldenen Becher?" frugen die Andern, „der war ja das Beste?" Verwundert sah der Erzähler die Fragenden an und gestand ehrlich, daß er an das Gold bei dieser Weinspende gar nicht gedacht habe. „Desto beßer für uns," rufen die habgierigen Genoßen aus, „begnüge du dich mit dem Weine, wir wollen uns den Becher holen."

Spottend der Thorheit ihres Kameraden kehren sie nach dem versunkenen Schloße zurück und spielen und blasen schon von Ferne um die Wette den goldenen Becher zu gewinnen. Doch ehe sie den Rundwall noch erreichen, bricht ein wildes Thier daraus hervor, das die Spielleute zerreißt.

225.

Vom Henneberge bei Heberndorf.

Sigismund Landeskunde des Fürstenth. Schwarzburg-Rudolstadt I, 48.

Ein Mann aus Heberndorf war am Tage vor Neujahr in Weitisberge und als es anfing dunkel zu werden, wollte er wieder heim gehen. Weil aber ein so grausames Schneegestöber war, daß er die Hand vor den Augen nicht sehen konnte, hat er sich bald verlaufen, ist mitten in ein Dickicht gerathen und über ein Paar Stunden darin herum gelaufen. Weil ihn nun die Angst überkam, daß er darin umkommen müßte, ist er den Berg hinauf gelaufen, um droben vielleicht ein Licht zu sehen, auf das er zugehen könnte. Als er oben war, hört er es zwölfe schlagen. Da

wird es mit einem Male rings umher hell und er steht vor dem großen Stein, der glänzt wie lauter Silber und Gold, und auf der andern Seite kommen Ritter in die Höhe gestiegen mit großen Schwertern und andere tragen Schüßeln, darin lauter gutes Eßen ist. Da hat sich der Mann nieder geduckt und konnte sich nicht satt genug sehen, weil er aber so scharf hingesehen hat, mußte er plötzlich nießen, daß es nur so geprаßelt hat. Darüber sind alle Ritter in die Höhe gefahren, zwei nahmen ihn sogleich beim Kragen und brachten ihn zu den andern; man fragte ihn aus und sagte ihm zuletzt, er solle nach Hause gehen, aber keinem Menschen sagen, was er gesehen habe, sonst müße er übers Jahr sterben. Darauf hat ihn einer auf den rechten Weg gebracht. Aber seit jener Zeit ist der Mann wie krank gewesen und weil ihm seine Frau mit Fragen keine Ruh gelaßen hat, hat er ihr zuletzt alles gesagt. Seitdem aber konnte er nichts mehr eßen und in der Neujahrsnacht ist er gestorben.

226.

In Eiba kommt der letzte Türke um.

Sigismund Landeskunde des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt II, 212.

Eine alte Prophezeiung unbekannten Ursprungs weißagt, der letzte Türke Europa's werde in einem Backofen zu Eiba umkommen.

227.

Die Teufelskanzel bei Ranis.

Thuringia. 1841. S. 89—92.

Unter dem Städtchen Ranis dem Schloße Brandenstein gegenüber ragt hoch und steil ein Fels empor, die Teufelskanzel genannt. An diesen Riesenfelsen schließt sich in einem großen Wiesengrunde ein halber Kranz kleinerer Felsen, grünbewachsen, von Süden nach Westen streifend. Liebliche Thäler mit labenden Bächen biegen dieser Stätte von allen Seiten zu, und geheimnißvoll thun sich Grotten und Höhlen auf am Fuße wie in der Höhe des wunderschönen Berggebildes.

Ein heidnischer Cultusplatz soll diese Stätte in vorchristlicher Zeit gewesen sein und Leute, welche im Dunkel der Nacht durch das Teufels-

thal gegangen sind, wollen allerlei Erscheinungen gesehen haben. So geht die Sage, daß um Mitternacht eine schwarze Katze dem vorübereilenden Wanderer sich zugesellt, ihn bis auf die Höhe zum ersten Opferheerd am Sämtitzbache begleitet, sich dann in einen schwarzen Hund verwandelt, der bis an die Herthawiesen mitgeht, wo er zur weißen Kuh wird und im Schöneberg verschwindet. Langsam und gemeßenen Schrittes kommt dagegen aus den unterirdischen Gemächern der Teufelskanzel eine weiße Jungfrau hervor; statt des Kopfes hat sie zwei goldene Hörner und in der Hand ein Schlüßelbund. Sie durchzieht die grünen Wiesen am Sämtitzbache, nähert sich dem Teufelsthal, weilt dahin gerichtet einige Minuten, kehrt dann wieder zurück, umkreißt die Teufelskanzel und verschwindet zulétzt in dem Haine am Brandensteine.

228.

Perchtha untersucht die Rockenstuben.

Grimm Mythol. 3 Asgbe. S. 255.
Börner Volkssagen aus dem Orlagau S. 153—167.

Nachts vor dem heiligen Dreikönigtag untersucht Perchtha in dem ganzen Orlagau die Rockenstuben, bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit der Weisung, daß dieselben in einer bestimmten sehr kurzen Frist vollgesponnen sein müßen, und bestraft, wenn die geforderte Arbeit nicht geliefert werden kann, mit Verwirrung und Verunreinigung des Flachses. Auch schneidet sie bei dieser Gelegenheit allen, die an diesem Tage nicht Zemmede gegeßen haben, den Leib auf, nimmt die genoßene anderartige Speise heraus und füllt den leeren Raum mit Wirrbüscheln und Backsteinen an, zuletzt näht sie den Leib wieder zu, wobei sie sich statt der Nadel einer Pflugschar, statt des Zwirns einer Röhmkette bedient.

Zu Oppurg traf Perchtha bei ihrem jährlichen Umzuge in jener Nacht einmal die Spinnstube voll schäkernder Gäste an. Hocherzürnt darüber reichte sie zwölf leere Spindeln oder Spulen durch das Fenster, die in einer Stunde bis zu ihrer Wiederkehr vollgesponnen sein sollten, und droht ernstlich mit Strafe, wenn es nicht geschehen sei. In banger Erwartung der angedrohten Strafe und unter vergeblichem Sinnen, wie dieselbe zu vermeiden sei, verstreicht eine Viertelstunde nach der andern,

da springt ein keckes Mädchen auf den Dachboden, langt einen Wickel Werrig und umwickelte die leeren Spulen, dann überspannen die Mädchen das Werrig zu ein, zwei bis dreimalen, so daß die Spulen voll schienen. Als Perchtha zurück kam, überreichte man ihr die gefertigte Arbeit und kopfschüttelnd zog sie damit ab.

Zu Langendembach war eine alte Spinnfrau, die im ganzen Winter so fleißig spann, daß sie allen Mädchen und Frauen zum Muster dienen konnte. Selbst am Abende vor dem Dreikönigsfeste setzte sie nicht aus, obwohl Sohn und Schnur warnend sagten: „wenn Perchtha kommt, es wird euch übel gehen.“ „Ei was,“ gab sie zur Antwort, „Perchtha bringt mir keine Hemden, ich muß sie selbst spinnen.“ Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben, Perchtha schaut in die Stube und wirft ihr eine Menge leerer Spulen zu mit der ernsten Weisung dieselben voll zu spinnen, sonst werde es ihr schlimm ergehen, wenn sie nach einer Stunde wiederkomme. In ihrer Angst und Noth faßte sich die Spinnerin ein Herz, spann in aller Eile einige Reifen auf jede Spule und warf die Spulen insgesamt in den Bach, der an dem Hause vorüberfloß.

Dadurch mag Perchtha versöhnt worden sein, wenigstens erzählt die Sage nichts von einer Bestrafung der alten Spinnfrau.

229.

Von Perchtha's Umzügen.

Grimm Mythol. 3 Asgbe. S. 253.
Börner Volkssagen S. 126. 133.

Von Perchtha's Umzügen mit dem Ackerpfluge im Geleit der Heimchenschaar hat man diese Sagen.

Der Wagnermeister aus Colba ging am Vorabende des heil. Dreikönigfestes von Oppurg, wo er auf Arbeit gewesen war, spät in der Nacht nach Hause. Am Ufer der Orla stieß er auf Perchtha, deren zerbrochenen Pflug Heimchen klagend umringten. „Hast du ein Beil bei dir, so hilf und zimmere!“ rief Perchtha den erschrockenen Mann an. Er half so gut als ihm möglich war, doch von den gefallenen Spänen, dem ihm zugewiesenen Lohne, nahm er nichts, „dergleichen hab ich selbst genug zu Hause,“ gab er zur Antwort. Daheim erzählte er, was ihm begegnet

war und als die Leute ungläubig den Kopf schüttelten, zog er den Schuh aus, worin ihn ein hineingefallener Span gedrückt hatte, schüttelte ihn aus und ein blankes Goldstück rollte auf den Tisch. Jahr und Tag vergingen, ein Geselle, der des Meisters Erzählung mit angehört hatte, macht sich in der Perchthennacht auf den Weg und harrt an der Orla, da wo sein Meister auf Perchtha getroffen war. Bald kommt sie mit ihrem Kinderzuge an. „Was suchst du hier um diese Zeit?" rief sie zürnend. Jener zeigt auf sein Beil, stottert etwas her von Hilfe und von Spänen aus dem Ackerpfluge, die er gern haben möchte. „Dießmal bin ich mit Werkzeug beßer versehen, du aber nimm hin, was dir für solche Mühe gebührt," spricht Perchtha und haut mit ihrem Beil den Burschen in die Schulter.

Zu einer andern Zeit ging in derselben Nacht eine Spinnerin aus der Rockenstube von Neidenberge nach Hause. Sie hatte rein abgesponnen und war wohlgemuth, da schritt den Berg heran ihr entgegen Perchtha mit dem großen Zuge der Heimchen, alle Kinder von gleicher Art und Größe. Mühsam schob eine Schaar der Kleinen an einem schweren Ackerpflug, ein anderer Haufe war mit allerlei Wirthschaftsgeräth beladen, alle aber klagten laut, daß sie keine Heimath mehr hätten. Ueber diesen wunderlichen Zug lachte die Dirne von Herzensgrunde laut auf. Darüber schreckten die Heimchen zusammen, ließen den Pflug los und das Gepäck fallen und beides rollte den steilen Abhang des Berges herunter. Zürnend trat Perchtha vor die leichtfertige Dirne und blies sie an, daß sie auf der Stelle erblindete. Das arme Mädchen irrte die ganze Nacht umher, erst am Morgen gelangte sie mit Hilfe anderer Leute in ihr Dorf Altar, sie war unglücklich, konnte nicht mehr arbeiten und saß traurig am Wege und bettelte. Als das Jahr verstrichen war und Perchtha am Abende vor dem Dreikönigfeste wieder in Altar einkehrte, bettelte die Blinde, weil sie Niemand kannte, auch die vorüberziehende hohe Frau an und erzählte wie gewöhnlich die Geschichte ihres Unglücks. „Es ist wahr," sprach Perchtha gütig, „voriges Jahr blies ich hier ein Paar Lichtlein aus, so will ich sie heuer wieder anblasen," und bei diesen Worten blies sie der Magd in die Augen, welche alsbald wieder sehend wurden.

Dieselbe Sage findet sich auch in der sogenannten Sorge bei Neustadt an der Orla.

230.

Das goldene Kegelspiel auf der Burg Schauenforst.

Thuringia. 1842. S. 231.

Von der Burg Schauenforst erzählen die Bauern, daß in den verfallenen Gewölben der Ruine ein goldenes Kegelspiel begraben sein soll.

231.

Der feurige Mann.

Thuringia. 1841. S. 813.

In der Gegend von Arnshaugk und Moderwitz ist ehemals lange Zeit ein feuriger Mann umgegangen. Er that aber Niemand etwas zu Leide, sondern ging ruhig seinen Weg von dem Dorfe Burgwitz an, durch Arnshaugk hindurch bis zum Silberberge bei Moderwitz. Dort blieb er einige Zeit stehen und verschwand dann. Manche erzählen auch, er habe gar keinen Kopf gehabt. Einst kam eine arme Frau mit ihrem Schubkarren aus einer Neustädter Mühle und wollte ihr Mehl nach Moderwitz schaffen. Bei Arnshaugk wurde sie von dunkler Nacht überfallen. Da erschien plötzlich der feurige Mann, ging vor ihr her und leuchtete ihr bis zum Silberberge. „Habe Dank, lieber feuriger Mann," sagte die Frau. Da verschwand der Feuermann und ist seitdem nicht wieder gesehen worden.

Das Wort des Dankes hatte ihn von seinem Umgange erlöst.

232.

Die weiße Frau auf dem Rittergute Lemnitz.

Thuringia. 1842. S. 31.

Auf dem Rittergute Lemnitz läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Frau sehen, die mit einem Schlüßelbunde an der Seite in dem Gutsgebäude umher wandelt, die Ställe untersucht, das Vieh füttert und melkt, aber keinem Hausbewohner etwas zu Leide thut.

233.

Die Holzbilder in der Kirche zu Neustadt.

Thuringia. 1842. S. 64. 1843. S. 366.

In der Kirche zu Neustadt an der Orla befinden sich am Altar zwei Holzfiguren, von denen die eine einen Lindwurm tödtet, die andere aber eine Milchgelte in der Hand hat. Diese beiden Figuren sollen zwei Brüder vorstellen, von denen der eine, Namens Ernst, einen Lindwurm, der in der Gegend von Neustadt gehaust und viel Unheil angerichtet hat, erlegt haben soll; der andere, Namens Haug, soll eine große Feuersbrunst in Neustadt oder in einem nahe gelegenen Dorfe wunderbarer Weise mit einer Gelte voll Milch gelöscht haben. Zum Andenken an diese Wunderthaten hat man ihre Bildniße in der Kirche aufgestellt.

Beide Brüder sollen auch das bei Neustadt gelegene und nach ihren Namen genannte Schloß Arnshaugk erbaut haben.

Nach einer andern Sage stellt das eine Holzbild den Kurfürsten Johann den Beständigen vor und erinnert an eine menschenfreundliche That, die er in Neustadt verrichtet haben soll, als er im Jahre 1525 auf seinem Zuge durch diese aufrührerischen Gegenden auch hierher kam. In der Nacht, die er in der Stadt verweilte, sei nämlich ein Brand entstanden, wobei der Kurfürst in eigener Person in einem Kübel Waßer getragen und so die Feuersbrunst habe dämpfen helfen.

234.

Die Kröte auf dem Brodlaib.

Thuringia. 1842. S. 124 f.

An der Abendseite des Rathhauses zu Neustadt hängt an einer eisernen Kette ein steinernes Brod, worauf eine Kröte sitzt. Ein wohlhabender Neustädter Bürger hatte noch bei rüstigen Jahren seinen Kindern Haus und Hof übergeben, ihn selbst aber sollten sie bis an seinen Tod ernähren und pflegen. Eine Weile ging das auch recht gut, aber der alte Vater lebte den bösen Kindern zu lange, sie hielten ihn später immer schlechter und verschloßen ihm endlich gar das Brod. Als nun der alte Mann zuletzt dem Hunger und Kummer erlag und gestorben war, fanden seine Kinder im Brodschranke auf dem Brodlaib eine große giftige

Kröte sitzen und so oft sie Brod bucken und in den Schrank thaten, war auch die Kröte da. Zur Warnung für alle bösen Kinder ließ deshalb der Magistrat in Neustadt ein Brod, worauf eine Kröte sitzt, in Stein aushauen und an dem Rathhause öffentlich aufhängen.

Später wurde dieser Stein den am Pranger ausgestellten Feld- und Gartendieben angehangen und dieses sollte eine Schärfung ihrer Strafe sein.

235.

Der Hirt und das Moosweibchen.

Thuringia. 1842. S. 271.

Der Hirt von Moderwitz hütete einmal in der Nähe eines Gehölzes seine Heerde. Während er sein Frühstück verzehrte, kommt ein Moosweibchen zu ihm und bittet ihn um etwas Brod. Der Hirt sagt: „wenn du mir ein Mittel für kranke Schafe lehren willst, sollst du Brod bekommen.“ Bereitwillig theilte ihm das Moosweibchen eine Menge Heilmittel für krankes Schafvieh mit. Als der Hirt genug gehört zu haben glaubte, sprach er: „nun ists gut, deine Heilmittel kenne ich, sieh du nun zu, wer dir das Brod gibt.“ Da fing das Moosweibchen an laut zu lachen und rief nach dem Gehölz zu laufend: „das beste weißt du doch nicht; was wider den Bettel*) hilft, ist dir doch nicht bekannt.“ Wenige Tage nachher erkrankten die sämmtlichen Schafe des Hirten an jener Krankheit und starben.

236.

Die verwünschte Frau mit dem Kartoffelteller.

Thuringia. 1841. S. 681.

In dem Dorfe Moderwitz lebte eine böse, zänkische und geizige Frau, die kein Mitleid kannte und Hungrigen, die sie um ein paar Kartoffeln ansprachen, schnöde die Thüre wieß. Zur Strafe wurde sie in die Eichleite

*) Bettel nennen die Schäfer eine das Schafvieh schnell tödtende Krankheit, gegen welche es noch kein Mittel geben soll.

verbannt, ein kleines Hölzchen, das am Wege von Moderwitz nach Köthnitz gelegen war. Dort erscheint sie noch oft mit einem Teller in der Hand, auf welchem drei Kartoffeln liegen; wer ihr aber begegnet, muß bald darauf sterben. Einst that ein Bauer aus Steinbrücken an jener Stelle Stöcke heraus, da erschien ihm jenes Weib und reichte ihm schweigend ihren Teller mit Kartoffeln hin, gleich als wolle sie ihn bitten, sich eine Kartoffel zuzulangen. Der Bauer lief aber erschrocken davon und schon nach wenigen Tagen war er gestorben. Hätte er nur eine der dargereichten Kartoffeln vom Teller genommen, so wäre das Weib erlöst gewesen.

Später ritt einmal der Oberförster von Arnshaugk an jener Stelle vorüber. Es war ein rauher stürmischer Abend und nur selten blickte der Mond aus dem Gewölk hervor. Plötzlich wurde das Pferd scheu und bäumte sich, der Oberförster blickt auf und gewahrt, da eben der Mond hinter einer Wolke hervortritt, die Frau mit ihrem Kartoffelteller. Furcht und Entsetzen erfaßt ihn, er gibt seinem Pferde die Sporen und saust im gestreckten Galopp dahin, aber schon nach wenigen Tagen war er eines plötzlichen Todes gestorben.

237.

Thalmann von Lunderstedt sprengt den Rothenstein hinab.

Agricola Sprichwörter 189.
Grimm deutsche Sagen II, 370.
Thür. Vaterlandskunde 1823. S. 364.

Thalmann von Lunderstedt lebte in Feindschaft mit Erfurt, der Hauptstadt von Thüringen. Einmal wurde dieser Ritter von seinen Feinden zwischen Jena und Kahla an der Saale bei dem Rothenstein hart bedrängt, also daß es unmöglich schien zu entrinnen. In der Noth sprengte aber Thalmann mit dem Gaul vom Felsen in die Saale und entkam glücklich. Dem Thalmann hat es geglückt, hunderttausenden sollt' es wohl nicht glücken.

Von diesem Rothenstein, in welchem etwas abwärts mehrere Hufeisen eingehauen sind, wißen Andere folgendes zu erzählen.

Ein schwedischer Trompeter wurde im dreißigjährigen Kriege von Kroaten verfolgt. Er kommt auf seiner Flucht an diese hohe, senkrechte Felswand und blickt mit Schaudern in die entsetzliche Tiefe. Was soll er

wählen? Hart hinter sich sieht er die verfolgenden Feinde, unter sich die rauschenden Fluthen des Stromes. Den gewißen Tod in den Fluthen einer schimpflichen Gefangenschaft vorziehend wagt er den entsetzlichen Sprung; er spornt das wildschäumende Roß, sprengt den Felsen hinab und glücklich trägt ihn sein Roß die Wogen durchschwimmend an das jenseitige Ufer. Gott dankend bläßt er langsam weiter reitend das Lied: „Herr Gott, dich loben wir," da knallt von der Felswand ein Schuß aus dem Doppelhaken eines Kroaten und der Trompeter sinkt tödtlich getroffen von seinem Roß.

238.

Von der Saalnixe.

Schriftl. Mittheilung von Herrn Archivsecretär K. Aue in Weimar.

1.

Vor einigen Jahren ging in Jena die Sage, daß einer der Fischer auf den Kunitzer Wiesen zwei Nixen in weißen Kleidern und langen gelben Haaren und bei ihnen einen Knaben mit spitzer Mütze gesehen habe.

2.

Ein Fischer in Jena behauptete immer, daß wenn er so viele Thaler hätte als er die Nixe gesehen, er ein reicher Mann sei; sie habe sich ihm zu jeder Tageszeit in verschiedener Kleidung und Gestalt gezeigt. Gewöhnlich geschah es auf dem Waßer. Fuhr er den Fluß auf oder ab, so war sie bald vor, bald hinter ihm, singend und plätschernd, meist in weißem Kleide und mit einem Schilfkranze auf dem Haupte. Zuweilen hatte sie schwarzes Haar, in der Regel gelbes. Er enthielt sich aller Rede und alles Fluchens, wenn er den Flußgeist sah und so konnte er ihm nichts anhaben. Mitunter sah er die Nixe an dem Ufer Wäsche trocknen und kaum hatte er dieß gesehen, so plätscherte und sang sie in dem Waßer.

3.

Die Tochter eines andern Fischers spielte als Kind in dem Paradise an dem Ufer der Saale. Sie sah Blumen an dem Rande des Waßers und bog sich vor sie zu pflücken, wobei sie wahrscheinlich in den Fluß

gefallen wäre, wenn nicht plötzlich eine junge Frau in städtischer Kleidung zwischen ihr und dem Waßer gestanden und sie mit dem Finger bedroht hätte. Die Gestalt verschwand sogleich. Es war die Nixe.

4.

Ein Mädchen, das elternlos bei fremden Leuten lebte, die es übel behandelten, beschloß sich zu ertränken und ging zu dem Ende in das Paradis. Sie ward aber von der Ausführung ihres Vorsatzes durch hin und her gehende Leute abgehalten. Daher hielt sie für das beste in das dort befindliche Badegehege zu steigen, wo sie unbemerkt den Abend erwarten und von diesem begünstigt ihr Vorhaben ausführen könnte. Es war schon dämmerig, als sie sich dahin begab. In dem Gehege lag sie auf der Bank. Da trat eine junge Frau in der Kleidung höherer Stände zu ihr heran und bat sie beweglich von ihrem verderblichen Vornehmen abzustehen. Sie bekämpfte das Mädchen mit den Gründen der Religion, und als ihr jenes Folge versprochen, verschwand sie. Da das Gehege, verschloßen wie es war, nur erklettert oder durch Schwimmen von der Saale her erreicht werden konnte, dieß aber dem Mädchen nicht entgehen konnte, es aber nichts davon gesehen oder gehört hatte und die Besucherin zudem endlich verschwand, so mußte es die Nixe sein, die in verschiedenen Gestalten einher geht.

5.

Es hielt sich einmal ein Maler in Jena auf, der die seltsame Absicht hatte, die Nixe kennen zu lernen und deshalb Abends in dem Paradise an dem Ufer hin und her ging die Nixe durch Weisen auf der Guitarre lockend, von denen man wohl wußte, daß sie der Nixe eigen wären. So that er auch einmal, begleitet von einem in Jena heimischen Maler, der einige Schritte vor ihm herging. Dem fremden Maler kam eine Furcht an, er sah sich um und sah die Nixe in ihrer Schöne hinter ihm kommen. Von Schrecken überwältigt floh er an dem andern vorüber nach der Saale zu, wo er verschwand. Der andere rief und suchte ihn vergebens, eben so andere Leute, die bald dazu kamen. Sie eilten zu dem nahe wohnenden Fischer, der mit seinem Sohne sogleich zu suchen begann, aber denselben Abend nichts fand; erst am folgenden Tage sahen sie an dem obern Ende des Paradises nahe dem Ufer einen Gegenstand gleich einem Hühnerkorbe. Sie ruderten dahin und wurden gewahr, daß es die

von dem Waßer ausgebreiteten langen Haare eines auf dem Grunde stehenden Menschen waren. Sie zogen ihn heraus; es war der Maler.

6.

Die Frau dieses Fischers ging einmal durch den hinter ihrem Hause liegenden Garten an das Ufer, ihre Wäsche zu läutern. Mit Schrecken sah sie in geringer Entfernung unter dem Waßer ein weißgekleidetes Weib mit greulichen schwarzen Augen und dunklen Haaren sitzen. Sie entfernte sich, kam aber bald wieder und begann ihre Arbeit. Die Nixe blieb und verschwand erst lange nachher.

7.

Ein Fleischer badete sich einmal bei der Schneidemühle, wo man sich eigentlich nicht baden darf. Er war schon einmal von dem Paradise aus bis zur Schneidemühle geschwommen und kehrte nun wieder um. In der Mitte des Flußes ward er bei den Füßen fest gehalten und diese unter das Waßer gezogen. Er rief um Hilfe und einige weiter unten badende Leute schwammen heran. Sie ergriffen ihn und versuchten durch gemeinsame Anstrengung ihn los zu machen. Dieß gelang endlich und nun sah man an den Beinen den mit Blute unterlaufenen Abdruck zweier großer Krallen. Die Nixe hatte ihn nieder zu ziehen gestrebt.

8.

Wenn sich Jemand in der sogenannten Paradissaale ertränket, höret der anwohnende Fischer Abends von der Stimme des Ertrunkenen unter seinen Fenstern seinen Namen rufen. Man hat das oft bemerkt, wenn bekannte Leute sich dort in dem Fluße den Tod gegeben hatten.

9.

Ein Seiler aus Lobeda kam von Jena nach Hause. Als er auf der Brücke war, die von Lobeda über die Saale führt, sah er den Fluß abwärts ein wunderschönes nacktes Weib mit langen gelben Haaren gegen die Brücke schwimmen. Singend und plätschernd nahte sie dem Wehre und als sie es erreicht hatte, verschwand sie.

10.

Ein vornehmer Mann ging an der Saale hin von Jena nach Drakendorf. Da erhob sich an einer gewißen Stelle des Flußes eine

weibliche Gestalt wie die eben beschriebene mit halbem Leibe aus dem Waßer und winkte ihm, er aber ging seines Weges.

In dem Jahre 1804 soll bei einer für das weimarische Land wichtigen Begebenheit die Nixe der Saale bei hellem Tage in dem Paradise gelustwandelt und viele Leute sie gesehen haben.

11.

Es ist eine allgemein bekannte Sage, daß die Nixe der Saale jedes Jahr an einem bestimmten Tage ihr Opfer haben wolle. Darum vermeiden die Anwohner des Flußes an diesem Tage zu baden; namentlich unterlaßen es die Fischer zu derselben Zeit ihrem Gewerbe nachzugehen. Schon Mancher, der dieses nicht glauben wollte und darum nicht beachtet hat, mußte seinen Vorwitz mit dem Tode im Waßer büßen.

239.

Der Kopf an der Brücke in Jena.

Thüringen und der Harz III, 73.

Von der steinernen Brücke am Löbderthore in Jena erzählt man, daß ein reicher und vornehmer Ehebrecher, der von den Richtern zum Tode verurtheilt war, sich verbindlich gemacht habe, statt der vormals hölzernen Brücke eine steinerne auf seine Kosten zu erbauen, wenn ihm die Strafe erlaßen werde und er mit dem Leben davon komme. Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Richter schenkten ihm das Leben. Zur Erinnerung an diese Begebenheit ließ der Verbrecher seinen Kopf in Stein bilden und in einem an der Westseite der Brücke befindlichen Loche einmauern.

240.

Der Kobold in Jena.

Heller Merkwürdigkeiten aus der Landgrafschaft Thüringen. Jen. u. Leipz. 1731. S. 46.

In dem vor dem Löbderthore in Jena gelegenen Wirthshause zum gelben Engel soll der gemeinen Sage nach vor Zeiten ein Kobold sich aufgehalten haben, dem alltäglich ein halbes Stübchen Bier sammt etwas

Fleisch und anderer Kost gegeben, auch alljährlich ein rothes Kleidchen hingelegt werden mußte. Dafür pflegte er die Ställe rein zu halten, auch der Wirthin gute Nahrung zu bringen. Wenn man aber etwas von der genannten Pflege unterließ, mag er sich gar unruhig und widrig bezeigt haben.

241.

Das Dorf der Geister.

Schriftlich von Herrn K. Aue in Weimar.

Die Höhe des Hausberges bei Jena, da wo der obere Weg nach Ziegenhain beginnt, ist in dem Rufe nicht geheuer zu sein. Wendet man sich von jener Stelle nach der linken Seite, so gelangt man an das vordere Ende des nördlichen Abhangs unter der Höhe. Dort lag einst ein Dorf, genannt Schlehendorf. Wenn nun Mittags Leute an jene Stelle gekommen sind, haben sie gar oft das Dorf deutlich vor sich gesehen, sind auch selber hineingerathen ohne es zu wollen, wo ihnen Bewohner desselben in alter Tracht mit schrecklichen drohenden Gesichtern begegneten.

242.

Der Riesenfinger.

Taschenbuch für Liebe und Freundschaft 1815. S. 279 ff.
Grimm deutsche Sagen I, 207 f.

Wer von Jena über die Camsdorfer Brücke geht, erblickt nach Osten hin in der Nähe des Dorfes Ziegenhain auf dem Hausberge einen hohen Thurm. Davon erzählt man diese Sage.

Im Saalthale in der Nähe von Jena hauste ein wilder, böser Riese. Auf den Bergen hielt er seine Mahlzeit und noch heißt auf dem Landgrafenberge ein Stück der Löffel, weil er dort seinen Löffel hinfallen ließ. Die Menschen nannte er Zwerge und behandelte sie hart und grausam. Auch gegen seine Mutter war er gottlos und böse, besonders wenn sie ihm Vorstellungen oder Vorwürfe über sein wüstes Leben machte. Als er aber einmal bei solcher Ermahnung mit seinen Fäusten nach ihr schlug, verfinsterte sich alsbald der helle Tag in dunkle Nacht, ein Sturm braußte

daher und der Donner rollte und krachte fürchterlich, daß der gottlose Riese niederstürzte und von den umliegenden Bergen, die über ihn fielen, ganz bedeckt wurde. Aber sein kleiner Finger wuchs aus diesem Grabe hervor, zur Strafe für ihn und zugleich zur Warnung für die kommende Zeit. Dieser Finger ist der schmale, einsame Thurm auf dem Hausberge, in der Neuzeit der Fuchsthurm genannt.

243.

Der ungeheure Baum.

Mündlich.

Ein Mädchen aus Löbstedt bei Jena ging auf den Wiesen an der Saale Kümmel zu suchen. Es sah um eine Erle sehr schönen fetten Kümmel stehn und pflückte ihn. Als sie fertig war, wollte sie weiter, konnte aber nicht von der Stelle, sondern ward vielmehr in einem kleinen Kreiße mehrere Stunden von unsichtbarer Macht um den Baum getrieben. Endlich hörte das auf und sie konnte weiter gehen. Nach zwanzig Jahren widerfuhr das Nämliche einer Frau aus Jena.

244.

Wein aus der Kunitzburg.

Mone Anzeiger VI, 394 f.

Bei einer Hochzeit zu Kunitz unweit Jena ging um Mitternacht der Wein aus. Da gab der Hausherr der Magd Geld und sagte scherzhaft: „geh auf die Burg und hole Wein!“ Das Mädchen, welches im Orte noch fremd war, ging ohne Bedenken mit einem Kruge auf das unbewohnte Bergschloß und klopfte an die Thüre, welche bald von einer weißen Gestalt geöffnet wurde, die nach der Magd Begehren fragte. Diese antwortete, sie solle für ihren Herrn, dessen Namen sie nannte, Wein holen, worauf die Gestalt mit ihr in den Keller ging, den Krug aus einem Faße füllte und zurückgab, ohne Bezahlung anzunehmen. Im Hochzeitshause erkannte man den Wein für altes, treffliches Gewächs und fragte die Magd, wo sie ihn geholt habe. Ueber ihre Erzählung wunderte sich alles, man bewahrte von dem Wein auf und zeigte die Sache in

Jena bei Gericht an. Dort wurde das Mädchen eidlich vernommen und nachher die ganze Kunitzburg amtlich untersucht, allein darin weder Faß noch Wein gefunden.

245.

Die goldene Gans zu Tümpling.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 721 f.

Unter dem Herrenhof zu Tümpling finden sich noch alte Gewölbe, in denen, wie die Leute sagen, ein goldener Gänserich mit 12 goldenen Eiern sitzt. Die goldene Gans hat aber ein früherer Pachter gehoben, was er mit dem Leben seines Sohnes bezahlt hat. Auch soll es in einem der Keller pfeifen, als ob ein Schäferknecht darin wäre.

246.

Der Galgenhügel bei Kleinprießnitz.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 728.

Etwa zehn Minuten von Kleinprießnitz liegt der Galgenhügel, auf dem die Verbrecher hingerichtet wurden, denn das Gut hatte die Obergerichte. Da nun zuletzt einmal in fünfzig Jahren kein Verbrecher vom Leben zum Tode gebracht worden war, so fiel die Gerichtsbarkeit dahin, wohin der Schatten des Hügels fiel, nämlich nach Tümpling. Auf diesem Hügel liegen auch drei Steine in Form eines Dreiecks. So oft sie aus einander gestoßen werden, findet man sie immer wieder zusammen gelegt.

247.

Die Laterne bei Kamburg.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 720 f.

Auf dem Kirchberge bei Kamburg auf dem linken Saalufer im stöbenschen Holze stand in alten Zeiten die Cyriakskirche und nahe dabei ein Kloster gleiches Namens. Beide, Kirche und Kloster, sind eingegangen und nur wenige noch vorhandene Spuren und Trümmer zeigen die Stätte, wo sie gestanden. Das Kloster soll durch einen Gang unter der

Erde mit dem Dome zu Naumburg eine Verbindung gehabt haben. Vielfach wird aber von den Leuten in der Umgegend die Laterne beobachtet, ein Licht, welches in bestimmten Zeiten des Herbstes vom Cyriaks-kloster über die Saale auf die Meißner Seite und in einem großen Kreißbogen wieder zurück kehren soll. Davon weiß die Sage folgendes zu erzählen.

In Leislau wohnte in einem schönen großen Hause ein Mann, von dem Niemand wußte, was er trieb. Seinen einzigen Sohn hielt er streng und eingezogen. Als derselbe erwachsen war, machte er sich in günstigen Stunden frei und wird mit einem schönen Gänsemädchen bekannt, die er besucht, so oft der Vater abwesend ist. Einmal kommt aber der Vater nach Hause, nimmt den Sohn sogleich in den Wagen und bringt ihn nach Naumburg in den Dom, wo er ein Mönch werden muß und bald darauf ins Cyriakskloster gethan wird. Hier sinnt und denkt er nun auf Mittel aus dem Kloster heraus und zu seinem geliebten Gänsemädchen zu kommen. Es gelingt ihm durch eine Fallthüre, die er zu öffnen und zu schließen weiß, ins Freie zu kommen. Mit einer Blendlaterne eilt er vom Kloster die Mönchsschöppe herab und am Saalufer etwas aufwärts zu einem Kahn, eilt über den Clausberg und über Schinditz nach Leislau unter das Fenster seiner Geliebten und verlebt da einige glückliche Stunden; dann kehrt er rasch zurück zum Kloster. Diese Wanderungen und Besuche hatte er schon oft und stets glücklich gemacht. Als er aber einmal wieder hingeeilt war, die Fallthüre gehoben hatte und nach der hingestellten Laterne greifen will, schlägt diese in demselben Augenblicke zu und schneidet ihm die Hand vom Arme. Am andern Morgen findet man ihn todt auf der Treppe, doch ohne die rechte Hand, die mit der Laterne verschwunden ist. Seitdem macht die Laterne ihre Wanderungen meist auf dem Wege, den der Mönch nach Leislau genommen und eilt von da auf verschiedenen Wegen zurück.

248.

Der Strudel bei der Rudelsburg.

Thüringen und der Harz IV, 103.

Dicht unter dem Felsen, worauf die Rudelsburg liegt, bildet die Saale einen Strudel, davon erzählt man folgende Sage.

Die Besitzer der Rudelsburg und der Krainburg am jenseitigen Ufer der Saale lebten in guter Nachbarschaft und waren einander treue Freunde. Der schmale Fluß trennte ihre Besitzungen, aber auch dieser war unter sie getheilt, denn die Fischerei in demselben war beiden gemeinschaftlich. Der Herr der Krainburg hatte einen einzigen Sohn und der Besitzer der Rudelsburg eine Tochter, und beide Väter wünschten ihre Kinder einst mit einander zu vermählen. Diese gute Nachbarschaft hatte zwischen den beiden Burgherrn lange Zeit bestanden. Da geschah es, daß der Rudelsburger, angereizt durch den Bischof in Naumburg, welcher dem Ritter der Krainburg übel wollte, uneingedenk des alten Vertrags und der guten Freundschaft sich die Fischerei in der Saale allein und ausschließlich anmaßte. Die frühere Freundschaft ging in bittere Zwietracht über und den liebenden Kindern wurde jede Vereinigung von den feindlichen Vätern streng untersagt. Sie konnten sich fortan nur heimlich sehen und sprechen. Ein leichter Fischerkahn trug gewöhnlich des Nachts den Jüngling hinüber über die Saale.

Einst sollte bei einem heftigen Gewitter das Schiffchen den Geliebten an das jenseitige Ufer bringen. Schon befand sich der Kahn in der Mitte des Stroms, da erhob sich ein furchtbarer Sturm, hoch schäumte die Saale empor und zog den Nachen in ihre Tiefe — der Jüngling landete nimmer. Vergeblich harrte die Geliebte die Nacht hindurch des Ersehnten und angstvoll eilte sie am Morgen den Burgpfad hinab an den Strand der Saale. Da gewahrte sie nahe am Ufer in dem Strome einen rothen Streif, den der Morgenwind auf den Wellen ihr zutrieb. Sie bückt sich hinab in den Fluß den Streif zu erfaßen und siehe, da hält sie die Feldbinde des Geliebten, die sie ihm selbst gestickt, in ihrer Hand und sinkt hinab in die Tiefe des Flußes. An der Stelle aber, wo die beiden Liebenden ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel.

249.

Die lachende Braut und der weinende Bräutigam.

Lepsius kl. Schriften I, 254.

Im Dom zu Naumburg findet man zwei Personen ausgehauen, von welchen die eine weint, die andere aber lacht. Das sollen zwei Ver-

lobte sein. Der Bräutigam war mit fröhlichem Muthe in fremde Länder verreiset und hatte sich durch kein Bitten, Warnen und Flehen seiner Braut davon abhalten laßen. Inzwischen begab sich die herzlich betrübte Braut ins Kloster, ließ den Dom bauen und verlachte hernachmals den wiederkommenden herzlich betrübten Bräutigam mit gleicher Beständigkeit.

Eine geschriebene naumburgische Chronik erzählt die Sache folgendermaßen. Eine Braut habe, als ihr Bräutigam in der Fremde gewesen, unterdessen ihre Güter und auch von des Bräutigams Gütern, die sie in Verwaltung gehabt, zur Aufrichtung des Doms hergegeben und sich selbst als eine geistliche Braut Christi dem Nonnenstande gewidmet. Als nun der Bräutigam wieder heimkam und der Braut zusprach, warum sie das gethan habe, hat sie gelacht und gesagt, sie sei nun nicht mehr seine Braut, sondern Gottes Braut; und obwohl sie von seinem Gute etwas Gott zu Ehren angewendet habe, so möchte er sich das nicht misfallen laßen, es sei zu seiner Seligkeit geschehen, auch hätte sie ihm noch so viel übrig gelaßen, daß er sich seinem Stande gemäß halten könnte. Da hat es der junge Mann geschehen laßen auch selbst noch mehr dazu gethan, damit der Bau des Doms vollführt würde.

250.

Das Kellermännchen.

Prätorius Weltbeschr. I, 172 f. 319 f.
Grimm deutsche Sagen I, 40. S. 50.

In Lützen hat sich folgendes zugetragen. In einem Hause lief ein klein Männlein aus dem Keller hervor und sprengte vor dem Hause Waßer aus einer Gelte oder goß es aus. Darauf lief es wieder stillschweigend nach dem Keller, die Magd aber, die gerade zugegen war, fürchtete sich, fiel nieder auf ihre Kniee und betete einen Psalm. Da fiel das Männlein zugleich mit ihr nieder und betete so lange als die Magd. Nicht lange nachher kam eine Feuersbrunst in dem Städtlein aus und mehrere neu erbaute Häuser wurden in Asche gelegt, aber jenes Haus blieb unverletzt. Nach solchem Begebniß soll das Männchen noch einmal erschienen sein und Waßer gesprengt haben, allein es erfolgte an selbigem Orte nichts darauf.

251.

Tod des Domherrn zu Merseburg.

Erasm. Francisci höll. Proteus S. 1058.
Grimm deutsche Sagen Nr. 262.

Von langer Zeit her wurde in der Stiftskirche zu Merseburg vor dem Absterben eines jeglichen Domherrn bei der Nacht ein großer Tumult gehört. Es geschah nämlich auf den Stuhl dessen, welcher sterben sollte, ein solcher Schlag, als ob ein starker Mann aus allen Kräften mit geschloßener Faust einen gewaltigen Streich thäte. Sobald solches die Wächter vernommen, deren etliche sowohl bei Tage als bei Nacht gewacht und wegen der stattlichen Kirchenschätze und Kleinodien die Runde gemacht, haben sie es gleich des andern Tages hernach dem Capitel angezeigt. Und dieses ist dem Domherrn, dessen Stuhl der Schlag getroffen, eine persönliche Vertagung gewesen, daß er in dreien Wochen an den blaßen Reigen müßte.

252.

Des Nixes Beine.

Prätorius Weltbeschr. I, 533.
Grimm deutsche Sagen Nr. 66.

In Merseburg kam einmal um Mitternacht ein Weib vor das Haus eines Barbiers, der nahe am Waßer wohnte, und schrie zum Fenster hinein, die Wehmutter solle doch herausgehen, was diese anfänglich nicht thun wollte. Endlich ging der Barbier mit, der ein Licht bei sich hatte, und sah flugs nach des befürchteten Nixes Beinen. Da hat sich der Nix niedergeduckt. Als solches der Mann merkte, hat er den Nix greulich ausgescholten und gehen heißen; darauf ist dieser sogleich verschwunden.

253.

Der Schellenmoritz.

Büsching wöchentl. Nachrichten II, 400.

In Halle lebte vor alten Zeiten ein Bischof, Namens Moritz, mit seiner Schwester. Beide waren baulustig. Der Bruder baute die dortige

Moritzkirche, die Schwester zu gleicher Zeit die im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden zerstörte Moritzburg. Jener war ein sehr harter und böser Mann, und weil er die Bauleute über ihre Kräfte zur Arbeit nöthigte und um sich ihnen dadurch immer bemerklich zu machen, einen Gurt von Schellen trug, begaben sie sich lieber zu seiner sanften Schwester und arbeiteten an ihrer Burg. Dieses hatte zur Folge, daß diese viel früher fertig wurde, als seine Kirche. Darüber lebte er mit der Schwester in Unfrieden und beschloß sich an ihr zu rächen. Um dieses aber leichter ausführen zu können, bot er ihr scheinbar die Hand zur Versöhnung und kam sie zu besuchen. Weil sie seine Tücke nicht ahnte, ging sie ihm bis unter die Thore ihres Schloßes entgegen. Da zog er den Dolch und stieß ihr denselben unter dem Vorwande sie umarmen zu wollen, ins Herz.

Zum Andenken dieser That hat man das Bild der Prinzessin mit dem Dolche in der Brust über dem Thore der Moritzburg aufgestellt, wo es noch heute zu sehen ist. Auch sein Bild mit dem Schellengehänge befindet sich in der Moritzkirche zu Halle.

254.

Gegen Nixen schützt Dosten und Dorant.

Prätorius Weltbeschr. I, 106 ff. 531 ff.
Bräuner's Curiositäten 34 ff.
Grimm deutsche Sagen Nr. 65.
Sommer Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Sachsen u. Thüringen Nr. 36.

Prätorius erzählt, einer hallischen Wehmutter sei folgendes einmal begegnet. Nachts wurde dieselbe von einem Manne zum offenen Stadtthore hinaus an die Saale geführt. Unterwegs bedrohte sie der Mann ja kein Wort zu sprechen und nicht zu mucksen, sonst würde er ihr bald den Hals umdrehen, übrigens sollte sie nur getrost sein. Die Frau dachte an Gott hoffend, der würde sie schon behüten und ergab sich darein, denn sie ginge in ihrem Berufe. An der Saale that sich sogleich das Waßer und weiter unten auch das Erdreich auf; sie stiegen hinunter und kamen in ein schönes Schloß, darin ein niedliches Weibchen lag. Dieser half die Wehmutter in Kindsnöthen, unterdessen war der Mann wieder hinaus gegangen. Als alles glücklich gethan und geschehen war, sprach mitleidig das Weibchen: „ach, liebe Frau, nun jammert mich, daß ihr hier bleiben müßt bis an den jüngsten Tag; nehmt euch wohl in Acht, mein Mann

wird euch jetzt eine ganze Mulde voll Dukaten vorsetzen, nehmt aber nicht mehr, als euch auch andere Leute für eure Mühwaltung zu geben pflegen. Und wenn ihr dann zur Stube hinauskommt und unterwegs seid, so greift flugs an die Erde, da werdet ihr Dosten und Dorant erfaßen, solches haltet fest und laßt es nicht wieder aus der Hand fahren. So werdet ihr auf freien Fuß und glücklich heim kommen."

Kaum hatte sie das gesagt, so kam der Nix, gelbkraus von Haar und bläulich von Augen, in die Stube zurück. Er hatte eine große Mulde voll Gold und setzte sie der Frau vor, sprechend: „sieh da, nimm so viel du willst." Sie nahm einen Goldgülden. Da verzog der Nix sein Gesicht, machte grausame Augen und sprach: „das hast du nicht von dir selber, sondern mit meines Weibes Kalbe gepflügt; die soll dafür leiden! Nun komm und geh mit mir." Die Frau stand auf und der Nix führte sie hinaus; da bückte sie sich und griff mit der Hand Dosten und Dorant. Ihr Führer sagte: „das hast du auch von meinem Weibe gelernt; nun geh nur hin, wo du hergekommen bist." Alsbald war sie aus dem Fluß am Ufer gewesen, ging zur Stadt hinein, deren Thore noch offen standen, und kam glücklich in ihr Haus.

Eine andere Hebamme aus der Gegend von Querfurt erzählte, daß in ihrer Heimath ein Ehemann ausgegangen war und seine Frau als Kindbetterin hatte zu Hause laßen müßen. Um Mitternacht kam der Nix vors Haus, nahm die Sprache des Mannes an und rief zum Gartenfenster hinein, sie sollte herauskommen, er habe ihr etwas Besonderes zu weisen. Das schien der Frau wunderlich und sie antwortete: „komm du doch herein, aufzustehen mitten in der Nacht schickt sich für mich nicht. Du weißt ja, wo der Schlüßel liegt, draußen im Loch vor der Hausthür." „Das weiß ich wohl," sprach der Nix, „du mußt aber herausgehen," und plagte sie so lange mit Worten, daß sie zuletzt aufmachte und in den Garten kam. Das Gespenst ging vor ihr her und immer tiefer hinab; sie folgte nach bis zu einem Waßer in der Nähe des Hauses. Mittlerweile sprach der Nix:

„heb auf dein Gewand,
daß du nicht fallst in Dosten und Dorant,"

welche Kräuter viel im Garten wuchsen. Indem aber erblickte sie das Waßer und fiel mit Fleiß ins Kräutich hinein. Sogleich verschwand der Nix und konnte ihr nichts mehr anhaben. Nach Mitternacht kam der Ehemann nach Hause, fand Thür und Stube offen, seine Frau aber nicht

im Bett und hub deshalb an erbärmlich zu rufen, bis er leise ihre Stimme im Garten vernahm und sie aus dem Kraut wieder ins Zimmer brachte.

255.

Laß die Todten ruhen.

Mone's Anzeiger VIII, 60.

Einem Schulmeister aus Predel, der seinen Sohn auf der Klosterschule in Eisleben besuchte, wurde von diesem die dazu gehörige Kirche gewiesen. Sie kamen an ein steinernes Nonnenbild, welches, wie alle solche Bilder, anzeigte, daß daselbst eine Klosterfrau eingemauert worden ist. „Schade um dich, daß sie dich eingemauert haben!" sagte der Schulmeister, indem er das Bild in die Wange kneipte, und als sein Sohn ihn ermahnte, die Todten in Ruhe zu laßen, machte er es nochmals so. In der folgenden Nacht um eilf, wo er bei seinem Sohne lag und beide noch wachten, kam die Nonne zur Thür herein, trat zum Bette, schaute hinein und ging, nachdem sie den Sohn vorn liegen gesehen, unten herum an die hintere Seite. Dort kneipte sie mit ihrer eiskalten Hand den Vater zweimal in den Backen und verließ dann wieder die Stube. Nachher hat der Schulmeister nie mehr sich unterfangen, mit den Todten Scherz zu treiben.

256.

Mönch und Nonne zu Schloß Mansfeld.

J. G. Büsching Volkssagen u. s. w. Lpzg. 1820. S. 352.

Für das Wahrzeichen des Schloßes Mansfeld hält man einen Mönchs- und Nonnenkopf, wovon der erste unweit des Thores, wenn man nach der so genannten Mine zugeht, unter dem Erker der ehemaligen Kommandantenstube in der Mauer, der andere aber bei der Kirchthüre in der Höhe an einer Ecke befindlich war. Man erzählt davon, daß eine Nonne mit einem Mönche vornehmen Geschlechts ein Liebesbündniß gehabt und ihre Liebe entdeckt worden sei. Beide wurden auf dieses Schloß in Verwahrung gebracht. Der Mönch aber stürzte sich vom Schloße

herab, die Nonne endete ihr Leben, indem sie sich in der sogenannten dunklen Kammer erhing, wo man den Ort und den Strick noch lange zeigte. Ihre Bildniße wurden in Stein gehauen und an die bekannten Orte gestellt.

257.

Der Ritter St. Georg in Mansfeld.

Thuringia. 1842. S. 538.
Sommer Sagen, Märchen u. Gebräuche S. 80.

Der Ritter St. Georg, der den Drachen getödtet und des Königs einzige Tochter von dem Ungeheuer befreit hat, wurde besonders und allgemein in der Grafschaft Mansfeld als Schutzpatron verehrt, und man sagte, er sei ein Graf von Mansfeld gewesen. Sein Bildniß war fast an allen Gebäuden, Säulen, Brunnen, Wappen und Fensterscheiben angebracht und wurde auf die Mansfelder Münzen geprägt. Auch war zu seiner Ehre in der Stadt Mansfeld eine Kirche gebaut. Noch immer erzählen die Väter und Mütter ihren Kindern an langen Winterabenden, daß der Ritter St. Georg auf dem Schloße zu Mansfeld gewohnt und an dem Schloßberge den gefährlichen Lindwurm getödtet habe.

258.

Ursprung der Grafen von Mansfeld.

Volkssage bei Otmar S. 290 f.
Grimm deutsche Sagen Nr. 569.

Während einst Kaiser Heinrich sein Hoflager auf der Burg bei Wallhausen in der goldenen Aue hatte, bat sich einer seiner Mannen von ihm ein Stück Feld zum Eigenthume aus, das an die goldene Aue grenzte und so groß wäre, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könnte. Der Kaiser, weil er den Ritter seiner Tapferkeit wegen liebte, bewilligte ihm die Bitte ohne sich zu bedenken. Dieser nahm einen Scheffel Gerste und umsäete damit die Grenzen der nachmaligen Grafschaft Mansfeld.

Doch dies erregte den Neid der übrigen Mannen und sie hinter=

brachten dem Kaiser, daß seine Gnade durch eine falsche Deutung gemißbraucht worden. Aber der Kaiser antwortete lachend: „gesagt ist gesagt! Das ist des Mannes Feld!“ Daher der Name Mansfeld und in dem gräflichen Wappen die Gerstenkörner, welche die Wappenkünstler Wecken nennen.

259.

Die Steinkreuze bei Allstädt.

Thüringen und der Harz I, 190.

Nahe bei Allstädt auf der Nordseite stehen am Rande des Hornfeldes aus gewöhnlichem Sandstein roh gearbeitet 6 Kreuze; früher sollen 9 dagestanden haben. Man erzählt von diesen Kreuzen, daß sie warnende Denksteine auf den Grabstätten von neun an diesem Platze wegen Meuterei oder wegen Theilnahme am Bauernaufruhr hingerichteter Männer seien.

260.

Das Kobermännchen im neuen Schloße zu Sangerhausen.

Thuringia. 1842. S. 781.

Das neue Schloß in Sangerhausen, jetzt Lokal für das königl. Land- und Stadtgericht, das Steuer- und Rentamt, wurde um das Jahr 1736 vom letzten Herzoge von Sachsen-Weißenfels, Christian II. erbaut. Das Geld zu diesem Baue soll ein Nachkomme des wackern Triller vorgeschoßen und es selbst von Zeit zu Zeit in einem Kober gebracht haben. Dafür stellte man ihm zum Gedächtniß, der auch die so genannte Trillerei in der Rittergaße erbaut hat, auf der Haupttreppe im Innern des Schloßes seine in Stein gehauene Statue, aber im kleinen Maßstabe, mit dem Kober auf.

Eines Tages kam ein Bauer in das Schloß. Er sah das kleine Männchen, zupfte es an einem Ohr und sprach: „ei, ei, Männchen, wo willst du mit dem Kober hin? Er ist ja größer als du.“ Da erhob das Männchen seine steinerne Hand und gab dem Bauer einen so gewaltigen

Schlag auf den Kopf, daß er niedersank und bald darauf seinen Geist aufgab.

Seit diesem Vorfall war das Männchen sicher vor jeder Spötterei und Neckerei. Alte Leute erinnern sich noch, daß sie in ihren Kinderjahren aus Furcht vor einer solchen Ohrfeige dem Männchen nie zu nahe gekommen sind, noch weniger ein neckendes Wort sich erlaubt haben.

261.

Das Zimmer des Gebannten.

Thuringia. 1842. S. 780.

Der St. Jacobskirche in Sangerhausen gegenüber liegt am Markte ein stattliches Haus. Wer es suchen will, wird es an den zwei Linden erkennen, die an seinem Eingang stehen.

Gerade vor so viel Jahren als die Linden gepflanzt sind, erschlug in dem obersten Eckzimmer dieses Hauses ein Sohn seinen Vater. Bald nach der That ließ die Familie des Ermordeten das Zimmer fest verwahren, damit es nie wieder bewohnt würde. Und wie damit gewißermaßen ein Fluch über das Gemach ausgesprochen war, so fing derselbe nun auch an auf den Geist der Thäters zu wirken. Denn sobald Niemand mehr das Zimmer betreten konnte, so schien es, als wäre ein böser Geist in dasselbe eingezogen. Oft entstand ein heftiges Poltern, daß man es selbst im Keller hören konnte. Ein späterer Besitzer des Hauses ließ das Gemach wieder einmal öffnen, den Grund des Lärmens zu untersuchen. Aber man denke sich den Schrecken der Leute, als sie die Gestalt des Mörders im Zimmer auf- und abgehen sahen. Entsetzen trieb sie von der Thür hinweg und die Furcht, der Geist möchte vielleicht aus seinem Bannkreiße heraustreten, bestimmte sie, das Zimmer wieder fest zu verschließen. Man hat nachher mehrmals noch das Zimmer geöffnet und zu betreten versucht, aber immer derselbe Anblick und dasselbe Entsetzen.

Diese Sage erzählten vor nicht gar langer Zeit noch alle Leute in Sangerhausen. Jetzt soll das Zimmer des Gebannten für Jedermann zugänglich sein.

262.

Der Fluch.

Thuringia. 1842. S. 782.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brach in Sangerhausen eine Hungersnoth aus, die viele Bewohner ins Grab brachte.

Zu dieser Zeit lebte dort eine reiche Frau, welche außer ihrem Wohnhause in der Ulrichsstraße noch mehrere andere Häuser in der Stadt besaß, aber sehr geizig war. In seiner größten Noth kam zu ihr ein armer Mann und bat um ein Stückchen Brod für sich und die Seinigen. Sie schmähte ihn zuerst und verwieß ihn dann auf die Disteln des Feldes, die für solches Bettelvolk gut genug zur Speise wären. Da wünschte der arme Mann in seinem Schmerze, daß Gott sie mit Disteln strafen und ihren Reichthum vergehen laßen möchte. Alsbald entstand ein distelähnlicher Auswuchs in ihrem Gesichte, sie erblindete und starb später unter unsäglichen Schmerzen. Ihr Reichthum zerstob und verflog, wie Spreu in dem Winde, und ihre Nachkommen leben in Armuth.

263.

Das besprochene Feuer.

Thuringia. 1842. S. 793 f.

Nahe beim Riestädter Thore in Sangerhausen wendet sich von der Ulrichsstraße ab eine Gaße nach dem alten Markte und nach dem alten Schloße hin. Sie heißt der Speckswinkel. Nur wenige Wohnhäuser stehen darin, an dem Schloße drei, auf der entgegengesetzten Seite unter andern ein einzeln stehendes, zwar bewohntes aber von der Zeit geschwärztes und benagtes Haus

Sangerhausen erstreckte sich einst bis zum sogenannten Brandraine, der eine Viertelstunde vor der Stadt die Straße nach Eisleben durchschneidet. Vor einigen hundert Jahren legte nämlich eine furchtbare Feuersbrunst den ganzen obern Stadttheil von dem Brandraine an bis zum Hause des Bürgermeisters Kaiser auf dem Kornmarkte in Asche. In der Gegend jenes Häuschens wüthete das Feuer am schrecklichsten.

Ringsum war fast alles niedergebrannt oder brannte noch und eben wollte das Feuer auch dieses Häuschen erfaßen. Da sprengte ein Reiter auf einem weißen Roße herbei und umritt das Haus, Flammen und Dampf nicht achtend, dabei murmelte er gewiße Sprüche und beschrieb allerlei Zeichen. Das Häuschen war gerettet, es blieb allein stehen, während alle andern rings umher von den Flammen verzehrt in Schutt und Graus darnieder lagen. Der Reiter war aber wieder verschwunden. Vor nicht gar langer Zeit, sagt man, sei noch ein Balken zu sehen gewesen, der schon gebrannt hatte.

264.

Die Flämmchen vor dem Hasenthore in Sangerhausen.

Thuringia. 1842. S. 795.

Rechts vor dem Hasenthore in Sangerhausen liegt auf der Mittagsseite ein kleiner Grasplatz, der einst der Gottesacker eines nahgelegenen Klosters gewesen sein soll. Hier haben die Leute zum öftern hellbrennende Lichtchen hüpfen gesehen. Da der Platz hoch liegt und keinesweges sumpfig ist, so kann man nicht an Irrlichter denken. Es müßen daher die Geister der abgeschiedenen Mönche sein, die als Flämmchen dort herum hüpfen und erst jetzt ihr Licht vor den Leuten leuchten laßen.

265.

Der Mönch im Helmesthale.

Ebend.

Eine halbe Stunde von Sangerhausen entfernt liegt das Helmesthal. Dieses Thal hat an seinen Bergabhängen zur linken Hand zuerst Obstbaumpflanzungen, dann wüste Berge, zur rechten Seite aber Gebüsch und Wald. Steigt man etwa den dritten Theil dieser bewaldeten Berghöhe empor, so findet man das Gemäuer einer Kapelle, die einst zu dem Kloster gehörte, das auf der Höhe des Berges lag, jetzt aber völlig verschwunden ist. Bei dieser Kapelle ist eine wunderschöne Aussicht über Sangerhausen und prächtige Fluren nach dem Kyffhäuser und nach der Sachsenburg hin.

Wer aber zur Vollmondszeit um Mitternacht dahin käme, dem würde es gar nicht wohl zu Muthe sein. Ein Mönch in sein Leichentuch gehüllt steigt aus der Tiefe und umwandert die Kapelle. Schon vielen Leuten hat er einen tödtlichen Schrecken eingejagt, obwohl er Niemandem etwas zu Leide thut. Manchem Jägersmann, der dort auf dem Anstande war, hat er gewinkt, ihm zu folgen, aber das hat noch keiner zu thun gewagt.

266.

Die Butterkuppe.

Thuringia. 1842. S. 796.

Neben der Straße, die von Sangerhausen nach Wallhausen führt, zieht sich in geringer Entfernung ein Höhenzug hin, der erste der Vorberge des Unterharzes. Ungefähr eine Stunde von Sangerhausen ragt auf diesem Zuge eine Spitze empor, zwar nicht sehr hoch, aber in der sonst flachen Gegend sehr deutlich sichtbar. Das ist die Butterkuppe. Davon erzählen die Leute diese Sage.

Vor langer, langer Zeit lebte auch in dieser Gegend ein Riesengeschlecht. Eine Tochter dieses Geschlechts wollte sich ein unzerstörbares Denkmal errichten. Sie bildete die Butterkuppe, indem sie das Material in ihrem Schuhe aus dem Thale holte, und vollbrachte das Werk in einem Gange.

267.

Die Laterne.

Thuringia. 1842. S. 796.

Eine halbe Stunde südlich von Sangerhausen liegt am Rande einer kleinen, etwas hochgelegenen Ebene das Pfaffenholz, ein kleines Gehölz, zur Pfarre in Oberröbelingen gehörig, über eine Stunde davon entfernt in südwestlicher Richtung das Dörfchen Martinsrieth. Auf der Landstrecke zwischen Dorf und Holz wandelt eine Laterne.

Ein Jäger war dort einmal bis Mitternacht auf dem Anstande. Da kömmt bei mattem Mondlichte statt des erwarteten Fuchses weit un=

ten im Felde von Martinsrieth her ein Licht auf ihn zu. Obwohl ihm alsbald die Sage von der Laterne einfiel, wartete er doch zu sehen, was es wäre. Näher und näher kommt das Licht und als es nicht mehr weit entfernt ist, ruft er es an. Keine Antwort. Es kommt immer näher und der Jäger ruft nochmals. Keine Antwort. Je näher aber das Licht kommt, desto deutlicher wird die Gestalt einer etwa eine Elle hohen Laterne, die oben von einer Hand gehalten wird. Endlich ist die Erscheinung etwa noch zehn Schritte von dem Jäger entfernt. Davon laufen scheint ihm eben so gefährlich als stehen zu bleiben; er legt also das Gewehr an, ruft zum dritten Male wer da! und weil er wieder keine Antwort erhält, drückt er in Gottes Namen ab und — weg ist die Laterne. Alsbald eilte der Jäger nach Hause.

Der Jäger hat dies Erlebniß nachher vielen Leuten erzählt und stets versichert, daß er weder geschlafen noch geträumt habe; er könne stets die Wahrheit dieser Begebenheit behaupten. Auch andere Leute sagen, daß sie diese Laterne gesehen haben.

268.

Der verlorne Kaiser Friedrich.

Nach dem Bruchstück eines Gedichts aus dem 14. Jahrh. (Cod. palatin. 844. Bl. 15.) J. Grimm Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. den Staufer. Berl. 1844. S. 106. Ders. deutsche Sagen II, 488.

Ein altes Gedicht erzählt, daß der Pabst den Kaiser Friedrich in den Bann gethan und die Fürsten der Eide und Treue gegen ihren Herrn ledig gemacht habe. In dieser Zeit waren dem Kaiser überall Kirchen und Kapellen verschloßen, kein Gottesdienst wurde ihm gehalten und keine Messe gesungen. Da ritt nun der Kaiser einmal vor dem Osterfeste, damit die Christenheit die heilige Zeit zu begehen durch ihn nicht gehindert werden möchte, hinaus auf die Jagd. Niemand von seinen Leuten wußte des Kaisers Sinn und Gedanken. Er hatte sein edles Gewand angelegt, das ihm aus dem Lande Indien gesendet war, nahm ein Fläschlein mit schmackhaftem Brunnen zu sich, bestieg sein gutes Roß und ritt hinaus in den fernen Wald. Nur wenig Herren waren ihm dahin gefolgt. Dort steckte er sein wunderkräftiges Ringlein an den Finger und sogleich verschwand er vor den Augen Aller, daß ihn Niemand mehr gesehen

hat und man nicht weiß, ob er noch lebendig sei. So ward der hochgeborne Kaiser Friedrich dort verloren. Doch sagen die Bauern, daß er sich oft bei ihnen als ein Waller habe sehen laßen, auch öffentlich ihnen gesagt habe, daß er auf römischer Erde noch gewaltig werden und die Pfaffen stören solle und nicht aufhören noch ablaßen werde, bis er das heilige Grab wieder in der Christen Hand gebracht habe. Dann werde „er seines Schildes Last hangen an den dürren Ast."

Der Stadtarzt Johann Adelphus zu Schaffhausen schließt seine „History von den Kaiser Friedrich mit einem langen rotten barte" (Landshut 1519) mit diesen Worten: „Der Kaiser," sagt er, „lebet seligklich, was großtättig, künmüttig, millt, gestreng und ain Redsprechig man, vnd ausserhalb der kirchen veruolgung in viel sachen berümbt, das nach dem grossen kayser Karol in geschichten keiner mer gethon hat, vnd ist zuletzt verlorn worden, das niemandt weiß wo er hin ist kommen, noch begraben, die pawren und schwarzen künstner sagen, er sey noch lebendig in einem holen Perg, soll noch herwider komen, vnd die Geystlichen straffen, vnd sein schillt noch an den dürren paum hengken, welches paumß all Soldan noch fleissig hütten lassen, das ist war das hütter darzu gestifft."

269.

Wie Kaiser Friedrich auf der Burg Kyffhausen wandert.

Joh. Rothe dür. Chron. p. 426.

Von Kaiser Friedrich dem Ketzer erhub sich eine Ketzerei, die noch heimlich unter den Christen ist, die gänzlich glauben, daß derselbe noch lebe und lebend bleiben solle bis an den jüngsten Tag und daß kein rechter Kaiser nach ihm worden sei oder werden solle. Er wandere zu Kyffhausen in Thüringen auf dem wüsten Schloße und auch auf andern wüsten Burgen, die zu dem Reiche gehören, und rede mit den Leuten und laße sich zu Zeiten sehen.

Diese Büberei bringet der Teufel zu Wege, damit er die Ketzer und etliche einfältige Christenleute verleite. Man meinet wohl, daß vor dem jüngsten Tage ein mächtiger Kaiser der Christenheit werden solle, Frieden zu machen unter den Fürsten. Derselbe werde eine Meerfahrt thun und das heilige Grab gewinnen und werde Friedrich genannt werden, weil er Frieden machet, auch wenn er nicht so getauft ist.

270.

Der im Berge schlafende Kaiser.

Prätorius Weltbeschr. I, 306 f. Alectryomantia p. 69.
Tenzel monatl. Unterredungen 1689. S. 719 f.
Melissantes curiöse Beschr. verwüsteter Bergschlößer. 1721. S. 120.
Alte u. neue thür. Chronik. Arnstadt. 1725. S. 232.
Behrens Hercynia curiosa p. 131.
Agricola Sprüchwörter 710.
Grimm deutsche Sagen I, 23. S. 29.

Von dem Kyffhäuser wißen die Leute in der Umgegend gar vielerlei zu erzählen. Die gemeinste Sage ist, daß wie Kaiser Carolus Magnus zu Nürnberg auf der Burg sich in einen sehr tiefen Brunnen verwünscht habe, so wohne Kaiser Friedrich, der Rothbart zubenannt, mit seinem Hofgesinde in dem Kyffhäuser. Er sitze darin auf einer Bank an einem Steintische, halte den Kopf in der Hand und ruhe oder schlafe, dabei nicke er aber stets mit dem Kopfe und zwinkere mit den Augen, als ob er nicht recht schliefe oder bald wieder erwachen wolle; sein rother Bart sei ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen. Auch stehen die Leute in dem Gedanken, daß derselbe vor dem jüngsten Tage wieder aufwachen und sein verlaßenes Kaiserthum aufs neue antreten und wieder bestätigen werde.

Wenn er dann hervorkommt, werde er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon werde der Baum grünen und eine beßere Zeit werden. Andere sagen, sein Bart sei um den Tisch gewachsen, dergestalt, daß er dreimal um die Rundung des Tisches reichen muß bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal darum.

271.

Der Hirt auf dem Kyffhäuser.

Georg Draud fürstliche Tischreden. Basel 1642. S. 327 f.
(Aus einem Gespräch eines römischen Senatoris und eines Teutschen anno 1537 ausgangen.)
Olearius thür. Histor. u. Chron. Lpzg. 1704. S. 180.
Alte u. neue thür. Chronik. Arnstadt. 1725. S. 232.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 296.

Etliche sprechen, daß bei Frankenhausen in Thüringen ein Berg liege, darin Kaiser Friedrich seine Wohnung habe und vielmal gesehen

worden sei. Ein Schafhirt, der auf dem Berge hütete und die Sage gehört hatte, fing an auf seiner Sackpfeife zu pfeifen und als er meinte, er habe ein gutes Hofrecht gemacht, rief er überlaut: „Kaiser Friedrich, das sei dir geschenkt!“ Da soll sich der Kaiser hervorgethan, dem Schäfer offenbart und zu ihm gesprochen haben: „Gott grüß dich, Männlein, wem zu Ehren hast du das gethan?“ „Dem Kaiser Friedrich,“ sagte der Schäfer. Der Kaiser sprach weiter: „hast du das ihm gethan, so komm mit mir, er soll dir darum lohnen.“ Der Hirt sagte: „ich darf nicht von den Schafen gehen.“ Der Kaiser aber antwortete: „folge mir nach, den Schafen soll kein Schade geschehen.“ Der Hirt folgte und der Kaiser nahm ihn bei der Hand und führte ihn nicht weit von den Schafen zu einem Loch in den Berg hinein. Sie kamen zu einer eisernen Thür, die alsbald von selbst aufging; da war nun ein schöner, großer Saal, darin viele Herrn und tapfere Diener, die ihm Ehre erzeigten. Nachfolgends erzeigte ihm der Kaiser auch freundlich Ehre und fragte, was er für einen Lohn begehre, daß er ihm gepfiffen? Der Hirt sagte: „keinen.“ Da sprach der Kaiser: „geh hin und nimm von meinem güldenen Handfaß den einen Fuß zum Lohn.“ Das that der Schäfer, wie ihm der Kaiser befohlen, ging auch den andern Tag nach Frankenhausen, verkaufte das Gold und erzählte, er habe dasselbe von Kaiser Friedrichen, und als er von dannen geschieden, habe ihm der Kaiser viel seltsame Waffen, Harnische, Schwerter und Büchsen sehen laßen und gesagt, er sollte den Leuten erzählen, daß er mit diesen Waffen das heilige Grab gewinnen werde. Darauf habe ihn der Kaiser wieder hinaus geleiten laßen.

272.

Der Schäfer und der Kaiser.

Behrens Hercynia curiosa S. 151.
Gottschalk Ritterburgen u. Bergschlößer II, 240 f.
J. G. Büsching Volkssagen S. 334.
Ludloff thür. Sagen u. Volksmärchen. Sondershausen 1822. S. 236.

Einst pfiff ein Schäfer auf dem Kyffhäuser ein Liedchen. Das gefiel dem Kaiser so wohl, daß er den Schäfer durch einen Zwerg zu sich rufen und ihm aus Dankbarkeit von seinen reichen Schätzen, die in dem Berge vergraben sind, viel Gold geben ließ. Dabei fragte er den Schäfer, ob die Raben noch um den Berg flögen, und da dieser die Frage

bejahte, sprach der Kaiser: „nun muß ich hier noch hundert Jahre schlafen.“

Die Landleute in der Gegend sagen: „So lange die Raben den Kaiserfriedrichsthurm umflattern, so lange ist Kaiser Friedrich noch im Innern des Berges und baizt mit dem Falken; sobald aber diese Vögel wegbleiben, ist er erlöst und nicht mehr in dem Berge, sondern die Verwünschung hat ihr Ende erreicht und der Kaiser ist nun im Himmelssaale.“

273.

Die goldenen Haare aus des Kaisers Bart.

Volkssagen. Eisenach 1795—1800. II. Thl. S. 60 ff.

In einem Dorfe unter dem Kyffhäuser waren junge Mädchen und Bursche beisammen in der Spinnstube. Man scherzte und lachte, neckte und erzählte und trieb allerlei Kurzweil. Zuletzt setzten die Mädchen ihre Spinnräder in die Ecke und ein Pfänderspiel begann. Das war aber mehr eine abgeredete Sache, als ein zufälliger Einfall. Unter den Mädchen war eine, der man im ganzen Dorfe gram war und deshalb bei jeder Gelegenheit etwas anzuhängen suchte. So sollte es auch dießmal geschehen. Die jungen Bursche hatten unter sich verabredet, daß derjenige, welcher die Pfänder einsammelte, beim Auslösen derselben jedes Mal ein gewisses Zeichen geben sollte, wenn ein Pfand jenem Mädchen gehörte, und allerlei Teufelszeug ausgedacht, was sie ihr zu thun alsdann auferlegen wollten.

So mußte das Mädchen um ihre Pfänder wieder zu bekommen, viel schnurriges Zeug machen und beim letzten Pfande sollte sie sogar aufs Kyffhäuser Schloß gehen und zum Beweis, daß sie droben gewesen sei, dem Kaiser Friedrich drei Haare aus seinem Barte rupfen und mit herunter bringen.

Weil nun das Mädchen von keiner Furcht etwas wußte und auch der ganzen Gesellschaft zeigen wollte, daß sie Herz im Leibe habe, trat sie ohne Wortwechsel ihre Wanderung nach dem Kyffhäuserberge an und brachte nach Verlauf einer Stunde glücklich die verlangten Haare, deren brennend rothe Farbe und überaus große Länge sattsam bewiesen, daß sie aus Kaiser Friedrichs Barte waren.

Das Mädchen hatte den Kaiser gesehen und gesprochen, hatte aus einem großen goldenen Becher, den ihr ein Zwerg gebracht, Wein getrunken auf des Kaisers und der Frau Kaiserin Gesundheit und zuletzt auch vom Kaiser die Erlaubniß ihm drei Haare aus seinem langen, durch den Tisch gewachsenen Bart rupfen zu dürfen mit der Weisung erhalten, daß sie dieselben ja nicht weggeben, sondern heilig aufbewahren solle. Das that sie auch. Sie verschloß die Haare sorgfältig in ein großes Papier gewickelt in ihre Wäschlade, wo sie wohl ein ganzes Jahr lagen, ohne daß sie wieder daran gedacht hatte. Eines Tages aber, als sie in ihrer Wäsche herumkramte, kommt ihr doch in den Sinn wieder einmal nach des Kaisers Barthaaren zu sehen. Sie nimmt das Papier auf, vermag es aber kaum aus der Lade zu heben. Mit einem Worte, die drei Haare hatten sich in drei Goldstangen verwandelt, jede im Durchmeßer von anderthalb Zoll.

274.

Flachsknotten auf dem Kyffhäuser.

1.

Kuhn Sagen, Gebräuche u. Märchen aus Westfalen I, 304.

Eine Zeit lang hat es einmal in der Gegend des Kyffhäusers fortwährend geregnet. Der Schäfer eines der benachbarten Dörfer, der seine Heerde auf dem Berge geweidet, hat aber jedesmal, wenn er auf denselben gekommen, dort das schönste Wetter gefunden, ja die Sonne hat sogar so warm geschienen, daß Frau Hulle aus dem Berge gekommen ist und einen großen Haufen Flachsknotten ausgebreitet hat um ihn zu trocknen. Wie er Abends wieder heimgetrieben hat und am Fuße des Berges gewesen ist, hat's gerade wieder so geregnet wie vorher und so ist es viele Tage fortgegangen. Da hat er's denn vielen Leuten im Dorfe erzählt, daß es hier bei ihnen fortwährend regne, dagegen auf dem Kyffhäuser das schönste Wetter sei, allein sie haben es ihm nicht glauben wollen, obgleich er es ihnen hoch und theuer versicherte und haben zuletzt gesagt, dann solle er doch einmal ein paar Hände voll Flachsknotten mitbringen, damit sie es glauben könnten. Das hat er auch versprochen und wie er an den Berg

kommt, ist alles wie an den frühern Tagen gewesen und er hat Frau Hulle gebeten, sie möge ihm doch erlauben, daß er ein paar Hände voll trockener Flachsknotten mitnehme, damit er sie daheim überzeuge, was hier für Wetter sei. Da sagt sie, das wolle sie gern erlauben, er solle nur zugreifen und sich alle Taschen vollstecken; das hat er denn auch gethan und als er nach Hause gekommen ist, sind die Flachsknotten lauteres Gold gewesen.

2.

Otmar Volkssagen. Bremen 1800. S. 443 f.
Gottschalk Ritterburgen u. Bergschlößer Deutschlands II, 241.
J. G. Büsching Volkssagen S. 324 f.

Einmal ging ein Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, um Nüße zu pflücken. Sie gingen in die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf und fanden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknotten. Von den Knotten nahm jeder der Knaben aus Schäckerei so viel in seinen Hut, als er eben faßen mochte, um die andern damit zu werfen. Und so geschah es, als sie den Berg hinab liefen. Sie warfen einander und streuten dabei die Flachsknotten auf dem Wege aus. Als sie nach Kelbra zurückkamen, war es Abendbrodszeit, und der ärmste der Knaben fand seine Eltern gerade beim Tischgebet. Er nahm sein Hütchen ab und dabei fiel klingend etwas Glänzendes auf die Erde, darauf noch ein Stück und noch sieben andere. Die Mutter lief hinzu und fand goldene Flachsknotten, womit die Prinzessin auf dem Kyffhäuser dem armen Mann ein Geschenk machte, der seinen Sohn nun dafür ein Handwerk lernen ließ.

Das Ereigniß wurde noch selbigen Abend in ganz Kelbra bekannt. Alle Nachbarn liefen herzu, die seltsamen Flachsknotten zu sehen, und am folgenden Tage zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser. Alle suchten, aber keiner fand die rothen und blauen Fenster, keiner die Spinnstube der Prinzessin noch die aufgehäuften Flachsknotten. Alle schlichen verdrießlich wieder heim.

275.

Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser.

Otmar Volkssagen S. 134 ff.
Büsching Volkssagen S. 320 ff.

Ein armer, guter aber immer lustiger Mann in Tilleda richtete einmal Kindtaufe aus; es war schon die achte. Den Gevattern mußte er nach Sitte und Brauch einen Schmaus geben. Der Landwein, den er seinen Gästen vorsetzte, war bald ausgetrunken und man begehrte mehr. „Geh," sagte der lustige Kindtaufsvater zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen Mädchen von sechzehn Jahren, „geh und hole uns noch beßern Wein aus dem Keller." „Aus welchem Keller?" frug das Mädchen. „Je nun," sagte im Scherz der Vater, „aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kyffhäuser."

Das Mädchen geht in seiner Einfalt mit einem kleinen Eimer in der Hand den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet sie den verfallenen Eingang eines großen Kellers und dabei sitzt eine bejahrte Schafnerin in ganz ungewöhnlicher Tracht mit einem großen Schlüßelbunde an der Seite. Das Mädchen verstummt vor Erstaunen. Freundlich fragt die Alte: „gewiß willst du Wein holen aus dem Ritterkeller?" „Ja", antwortet schüchtern das Mädchen, „aber Geld habe ich nicht." „Komm nur mit," spricht die Schafnerin, „du sollst umsonst Wein haben und beßern, als dein Vater je gekostet hat."

Beide gingen nun durch einen halb verschütteten Gang und standen bald vor der Kellerthür. Die Schafnerin schloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen viele Stückfäßer. Die Schafnerin nahm den kleinen Eimer, zapfte ihn voll Weines und sagte zu dem Mädchen: „da, das bringe deinem Vater, und so oft ein Fest in eurem Hause ist, kannst du wieder kommen; aber keinem Menschen außer deinem Vater sage, woher du den Wein hast. Auch dürft ihr den Wein nicht verkaufen; umsonst bekommt ihr ihn, umsonst sollt ihr ihn geben."

Das Mädchen brachte den Wein nach Hause. Er schmeckte den Gästen vortrefflich, aber Niemand wußte woher er kam. So oft nachmals ein Fest im Hause war, ging das Mädchen mit dem kleinen Eimer auf den Kyffhäuser und holte Wein. Die Nachbarn und Freunde wunderten

sich zwar nicht wenig, woher der arme Mann immer den herrlichen Trank bekam, der so gut im ganzen Lande nicht war, fragten und forschten deshalb, aber der Mann sagte es keinem und das Mädchen auch nicht.

Von diesem wunderherrlichen Weine hatte auch ein Schenkwirth im Orte gehört. Er dachte bei sich, solchen Wein könntest du zehnfach verdünnen und doch noch theuer verkaufen. Er schlich dem Mädchen nach, als es mit dem kleinen Eimer wieder nach dem Kyffhäuser ging, versteckte sich hinter ein Gebüsch und sah es nach einiger Zeit aus dem Eingange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen.

Schon am nächsten Abend schob er auf einer Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, den Berg hinauf. An dem Orte aber, wo er den Eingang zum Keller gesehen hatte, wurde plötzlich alles dunkel und finster um ihn her, der Wind fing an fürchterlich zu heulen und warf ihn mitsamt seiner Karre und leeren Tonne von einer Mauer zur andern. Zuletzt fiel er immer tiefer und kam in eine Todtengruft. Schreckbilder aller Art ziehen an ihm vorüber, Grausen durchschauert ihn und er fällt in eine Ohnmacht.

Nach einiger Zeit erwacht er aus seiner Betäubung und hört über sich die bekannte Thurmuhr in Tilleda zwölfe schlagen. Da tritt ein Mönch zu ihm und trägt ihn eine hohe Treppe empor, schließt eine Thür auf, drückt ihm schweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn auf den Boden nieder. Bald darauf schleppt er sich mühsam ohne Tonne und Wein nach seinem Hause hin, muß sich aber sogleich zu Bette legen und nach drei Tagen war er todt. Das Geld, das ihm der Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu seiner Beerdigung.

276.

Der Zwerg und die Wunderblume.

Otmar Volkssagen. Bremen 1800. S. 147 ff.
Büsching Volkssagen S. 325 ff.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 303.

Ein Schäfer aus Sittendorf trieb einst am Fuße des Kyffhäusers. Er war ein hübscher Mensch und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt. Doch weder er noch sie hatten ein Hüttchen oder Geld ihre Wirthschaft einzurichten. Traurig stieg er den Berg hinan, aber je höher er kam — es war ein schöner Tag — je mehr verlor sich seine Traurig-

keit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht, da fand er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen.

Oben auf der Burg findet er ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt soviel ein, als seine Taschen faßen können. Nun wollte er wieder ins Freie, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „vergiß das Beste nicht!“ Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er wieder herauskam aus dem Gewölbe. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug die Thüre, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu.

Er faßte nach seinem Hute und die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte geben wollen, war fort; sie war herabgefallen beim Stolpern. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg: „wo hast du die Wunderblume, die du fandest?“ — „Verloren,“ sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt,“ sprach wieder der Zwerg, „und sie ist mehr werth, als die ganze Rotenburg.

Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählt ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume. Beide weinen, denn Hüttchen und Hochzeit waren nun wieder auf lange Zeit verschwunden. Endlich denkt der Schäfer an seine Steine und wirft sie scherzend seiner Braut auf den Schoß und siehe — es waren lauter Goldstücke. Sie kauften sich nun ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu und in einem Monat waren sie Mann und Frau.

Die Wunderblume ist verschwunden und wird von den Bergleuten noch bis auf den heutigen Tag gesucht und in den Gewölben des Kyffhäusers nicht allein, sondern auch, da verborgene Schätze rücken, auf der Quästenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes.

277.

Das Brautpaar im Kyffhäuser.

Gottschalk Ritterburgen und Bergschlößer Deutschlands II, 246 f.
J. G. Büsching Volkssagen S. 331 ff.

In Tilleda wohnte ein armer, frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut mit einem eben so armen dürftigen und redlichen Hand-

werker. Morgen sollte die Hochzeit sein. Die Gäste waren geladen, aber kein Mensch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüßel und zwei Teller waren. „Was machen wir?“ sprachen alle, sahen verlegen sich an und Niemand wußte Rath. Endlich sagte der Vater halb im Scherz, halb im Ernst: „ei, geht auf den Kyffhäuser, vielleicht leihet die Prinzessin uns alles.“

Das Brautpaar geht wirklich hin. Vor der Oeffnung des Berges steht die Prinzessin und schüchtern und ängstlich bringen sie ihr Anliegen an. Die Prinzessin lächelt, befiehlt ihnen zu folgen und Braut und Bräutigam sind außer sich vor Freude. Sie bekommen nun zuerst zu eßen, dann packt ihnen die Prinzessin selbst einen großen Tischkorb voll Teller, Schüßeln, Löffel u. s. w. auf. Beide bedanken sich schönstens, versprechen morgen alles unversehrt zurück zu geben, auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mit zu bringen.

Sie eilen nun nach Tilleda zurück zu kommen, so schwer ihnen auch der zugedeckte Tischkorb war. Aber wie wurde ihnen zu Muthe, als sie ein ganz anderes Dorf vor sich sahen! An der Stelle, wo ihres Vaters Häuschen stehen sollte, stand ein großer Ackerhof, kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich, kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie solche sonst gesehen hatten. Lauter fremde, unbekannte Menschen in ganz anderer Tracht umstanden das Brautpaar und betrachteten dasselbe eben so verwundert, wie dieses verwundert um sich blickte. Da kam auch der Prediger herbei. Die Braut ging auf ihn zu, klagte, daß sie wie verrathen und verkauft unter den fremden Leuten stehe, und erzählt, daß sie gestern mit ihrem Bräutigam auf den Kyffhäuser gegangen sei und sich einiges Geschirr zu ihrer Hochzeit von der Prinzessin geholt habe. Der Pfarrer nahm das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach und fand daß beide gerade zweihundert Jahre in dem Kyffhäuser gewesen waren.

278.

Der Ziegenhirt.

J. G. Büsching Volkssagen S. 327 ff.
Otmar Volkssagen. Bremen 1800. S. 153 ff.

Peter Klaus, der Ziegenhirt aus Sittendorf, der seine Heerde am Kyffhäuser weidete, pflegte sie am Abend auf einem mit alten Gemäuer

umschloßenen Platz ausruhen zu laßen, wo er die Musterung über sie hielt. Seit einigen Tagen hatte er bemerkt, daß eine seiner schönsten Ziegen bald nachher, wenn er auf diesen Platz gekommen war, verschwand und erst spät der Heerde nachkam. Er beobachtete sie genauer und sah, daß sie durch eine Spalte des Gemäuers durchschlüpfte. Er wand sich ihr nach und traf sie in einer Höhlung, wo sie die Haferkörner auflas, die einzeln von der Decke herabfielen. Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf über den Haferregen, konnte aber nichts weiter entdecken. Endlich hörte er über sich das Wiehern und Stampfen einiger muthigen Hengste, deren Krippe der Hafer entfallen mußte.

So stand der Ziegenhirte da, staunend über die Pferde in einem ganz unbewohnten Berge. Da kam ein Knappe und winkte ihm zu folgen. Der Hirt stieg einige Stufen in die Höhe und kam über einen ummauerten Hof an eine Vertiefung, die ringsum von hohen Felsenwänden umschloßen war, in welche durch überhangende dichtbelaubte Zweige einiges Dämmerlicht fiel. Hier fand er auf einem Rasenplatze zwölf ernste Ritter, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Er wurde schweigend angestellt, die Kegel aufzurichten.

Anfangs that er dieses mit schlotternden Knieen, allmälig aber machte ihn die Gewöhnung dreister, er übersah alles um sich her mit festerem Blick und wagte es endlich aus einer Kanne zu trinken, die neben ihn hingesetzt war und woraus ihm der Wein lieblich entgegen duftete. Er fühlte sich wie neu belebt und so oft er Ermüdung spürte, holte er sich aus der nie versiegenden Kanne neue Kräfte. Endlich übermannt ihn der Schlaf.

Beim Erwachen fand er sich auf dem umschloßenen grünen Platze wieder, wo er seine Ziegen gewöhnlich ausruhen ließ. Er rieb die Augen, konnte aber weder Hund noch Ziegen entdecken, staunte über das hochaufgeschoßene Gras und über Sträucher und Bäume, die er vorher hier nie bemerkt hatte. Kopfschüttelnd ging er weiter, alle Wege und Stege hindurch, die er täglich mit seiner Heerde zu durchirren pflegte, aber nirgends sah er eine Spur von seinen Ziegen. Unter sich sah er Sittendorf und endlich stieg er hinab, dort nach seiner Heerde zu fragen.

Alle Leute, die ihm vor dem Dorfe begegneten, waren ihm unbekannt, waren anders gekleidet und sprachen nicht wie seine Bekannten; auch starrten ihn alle an, wenn er nach seinen Ziegen fragte und faßten sich an das Kinn. Fast unwillkürlich that er dasselbe und fand seinen

Bart um einen Fuß länger. Die ganze Welt kam ihm zuletzt verzaubert vor und doch kannte er den Berg, den er herabgestiegen war, als den Kyffhäuser, auch waren ihm die Häuser mit ihren Gärten und Vorplätzen wohl bekannt.

Er ging in das Dorf nach seiner Hütte. Dieselbe war sehr verfallen und vor ihr lag ein fremder Hirtenknabe in zerrißenem Kittel neben einem abgezehrten Hunde. Drinnen in der Hütte fand er alles so wüste und leer, daß er aus der Hinterpforte wieder hinaus wankte und Frau und Kinder bei ihren Namen rief. Niemand hörte und keine Stimme antwortete ihm.

Bald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen, eisgrauen Barte Weiber und Kinder und fragten ihn, was er suche. Vor seinem eigenen Hause Andere nach seiner Frau und seinen Kindern oder gar nach sich selbst zu fragen schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden los zu werden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen. „Kurt Steffen!“ Die meisten Leute schwiegen und sahen ihn an, endlich sagte eine bejahrte Frau: „seit zwölf Jahren wohnt er unter der Sachsenburg, dahin werdet ihr heute nicht kommen.“ „Velten Meier!“ „Gott habe ihn selig!“ sprach ein altes Mütterchen an der Krücke, „der liegt schon seit fünfzehn Jahren in dem Hause, das er nimmer verläßt.“

Der Hirt erkannte mit Schaudern seine alt gewordenen Nachbarinnen und die Lust war ihm vergangen weiter zu fragen. Da drängte sich durch die Leute ein junges rasches Weib mit einem einjährigen Knaben auf dem Arm und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei seiner Frau wie aus den Augen geschnitten waren. „Wie heißt ihr?“ fragte er staunend. „Maria.“ „Und euer Vater?“ „Gott habe ihn selig! Peter Klaus; es sind nun zwanzig Jahre, daß wir ihn Tag und Nacht suchten auf dem Kyffhäuser, da die Heerde ohne ihn zurückkam; ich war damals sieben Jahre alt.“

Länger konnte sich der Ziegenhirt nicht halten. „Ich bin Peter Klaus,“ rief er, „und kein anderer!“ und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arm. Alle standen wie versteinert, bis endlich eine Stimme und noch eine Stimme rief: „ja, das ist Peter Klaus! Willkommen Nachbar, nach zwanzig Jahren willkommen!“

279.

Der Bergmann und der Mönch.

Gottschalk Ritterburgen u. Bergschlößer II, 238 ff.
J. G. Büsching Volkssagen S. 336 ff.

Ein stiller, frommer Bergmann ging einst am dritten Ostertage auf den Kyffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen, dessen langer weißer Bart ihm bis auf die Kniee reichte. Als der Mönch den Bergmann sah, klappte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: „komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.“

Dem Bergmann lief es eisig kalt über den ganzen Körper, doch der Mönch sprach ihm tröstlich zu, daß jener freudig mitging und ihm versprach, keinen Laut hören zu laßen, es möchte kommen, was käme. Sie gingen auf einen freien Platz, der ringsnm von einer Mauer umschloßen war. Der Mönch machte einen großen Kreiß mit seinem Krummstabe und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand, dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „thue dich auf!“

Sogleich entsteht unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse wie bei einem fernen Gewitter und es zittert unter ihnen die Erde. Der Bergmann sinkt mit dem Mönche, der seine Hand gefaßt hat, mit dem Erdboden, so weit der Kreiß umzeichnet war, ganz sanft in die Tiefe hinab, dann treten sie von dem Boden hinunter und derselbe steigt sofort wieder langsam in die Höhe. Nun waren sie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit festem Schritt voran, der Bergmann folgt zitternd hinterher. So gehen sie durch einige Gänge, bis es anfängt ganz dunkel zu werden, aber in einem geräumigen Kreuzgange finden sie eine ewige Lampe hängen und der Mönch steckt zwei Fackeln an für sich und seinen Begleiter. Sie wandern weiter und kommen an ein großes eisernes Thor.

Der Mönch spricht ein Gebet, hält dann die Springwurzel an das Schloß, rufend: „thue dich auf!“ und sogleich springen alle Schlößer und Riegel krachend von selbst auf. Beide stehen nun in einer runden Ka-

pelle. Der Boden darin war spiegelglatt wie Eis und die Decke und die Seitenwände des Gewölbes flimmerten und flammten beim Schein der Fackeln, denn große Zacken von Krystall und Diamanten hingen herab und dazwischen noch größere von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf silbernem Fuße.

Der Mönch winkte seinem Begleiter gerade in der Mitte stehen zu bleiben und gab ihm in jede Hand eine Fackel; er selbst ging an eine silberne Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an und die Thür sprang auf. Dieser Thüre gerade gegenüber saß auf einem goldenen Throne der Kaiser Friedrich, wie er leibte und lebte, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, mit dem er beständig nickte und dabei seine großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer rother Bart war durch den Steintisch, der vor ihm stand, hindurch gewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen bei diesem Anblick.

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich von selbst wieder und das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Geprassel zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch gegangen und in der vorderen Höhle angelangt waren, senkte sich langsam der kreisrunde Boden wieder herab, beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte, welche seine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

280.

Der Kornfuhrmann aus Reblingen.

Behrens Hercynia curiosa p. 151.

Anno 1669 sah ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen den Kaiser, jedoch unbeweglich und schlafend. Denn als er Willens gewesen einen Wagen mit Korn beladen zu feilem Kauf nach Nordhausen zu führen, ist derselbe von einem Männchen gebeten worden, die Frucht auf den Kyffhäuserberg zu liefern und dafür so viel und nicht mehr Geld zu nehmen, als dieselbe nach der damaligen Zeit werth wäre. Dieses hat der Bauer

auch gethan und bei dieser Gelegenheit den Kaiser Friedrich zu sehen bekommen. Er erhielt von dem Kaiser vieles Geld mit allerhand Gepräge und unter demselben befand sich eine Münze, die auf der einen Seite das Bildniß des Kaisers Tiberius hatte, auf der andern aber die Aufschrift HALBER SECEL.

281.

Musikanten bringen dem Kaiser eine Nachtmusik.

Gottschalk Ritterburgen u. Bergschlößer Deutschlands II, 245.
J. G. Büsching Volkssagen S. 334 ff.
Kuhn u. Schwarz norddeutsche Sagen, Märchen u. Gebräuche S. 219.

Eine Gesellschaft Musikanten aus Tilleda beschloß einmal dem alten Kaiser eine vollständige Nachtmusik zu bringen. In der Mitternachtsstunde machen sie sich auf den Weg und als unten im Dorfe die Glocke zwölfe schlägt, blasen sie los. Beim zweiten Stück kommt die Prinzessin mit einem Lichte in der Hand tanzend auf sie zu und winkt ihnen zu folgen. Der Berg thut sich auf und spielend zieht die ganze Gesellschaft hinein. Eßen und Trinken wird reichlich aufgetischt und sie laßen sich's gut schmecken. Das war nun zwar recht gut, doch hätten sie gern auch etwas von den Schätzen, von dem Gold und Edelsteinen gehabt die nur so umher lagen. Aber Niemand bietet ihnen etwas an. Endlich als schon der Morgen graut, brechen sie auf, der Kaiser nickt ihnen recht freundlich zu und seine Tochter gibt jedem Musikanten einen grünen Busch. Ehren halber nimmt ihn ein jeder an, als sie aber wieder aus dem Berge heraus und im Freien sind, warfen sie die Büsche weg und lachen und schelten über ein solch kaiserliches Geschenk. Nur einer behält den Busch und will ihn zum Andenken aufheben. Als er nach Hause kommt, überreicht er seiner Frau scherzend den Busch, in demselben Augenblick aber gewahrt er auch, daß der Busch nicht mehr leicht, vielmehr schwer ist und alle Blätter und Zweige sich in Gold verwandelt haben. Flugs liefen die andern auf den Berg zurück, wollten ihre Büsche holen, aber fort waren sie.

Man erzählt auch folgendes. Musikanten kommen einmal von einer Hochzeit und ziehen über den Kyffhäuser nach Hause. Unter ihnen ist so ein recht Toller, der sagt: „hört ihr Gesellen, haben wir so viel gespielt,

wollen wir auch noch dem alten Kaiser Friedrich eins aufspielen." Das wollen die andern zwar erst nicht thun, da sie müde sind, aber er redet ihnen doch so lustig zu, daß sie zuletzt allsammt anstimmen. Als sie fertig sind, tritt eine Mamsell aus dem Erfurter Thor, die bringt ihnen schönen Dank vom alten Kaiser und verehrt jedem von ihnen zum Andenken einen Pferdekopf. Den sah noch jeder von ihnen staunend an, als die Mamsell schon wieder verschwunden war, und nun schelten sie auf den Tollen, daß er sie so schnöden Lohnes halber aufgehalten, und warfen ihre Pferdeköpfe weit von sich. Der Tolle aber war lustig wie immer, behielt den seinen und sagte: „ist's nichts weiter, so giebts doch daheim einen Spaß mit meiner Alten!" Und so zogen sie denn nach Hause, wo der Tolle seiner Frau den Pferdekopf heimlich unters Kopfkißen legte und, als sie andern Morgens aufwachte, zu ihr sagte: „guck e'mal hin, was ich dir schönes mitgebracht, das hat mir der alte Rothbart verehrt!" Da hob sie das Kopfkißen auf und nun dachte er, sie würde recht erschrecken, aber sie zog einen großen Goldklumpen hervor, so schwer, daß sie ihn kaum heben konnte.

Einige erzählten auch, die Musikanten seien am Morgen hingezogen und als sie gespielt, hätte die Mamsell ihnen einen Morgentrunk und jedem eine Pferdekeule hinausgebracht, die habe nur einer behalten, und als sie heimgekommen, sei sie Gold gewesen.

Endlich sagen noch andere, im Kyffhäuser sitze der Kaiser Otto, den habe ein Musikant einmal dort vor dem Berge getroffen, da habe ihm der Kaiser geheißen, einen Marsch zu spielen, und als er das gethan, habe derselbe ihm drei Knochen als Belohnung gegeben, die er jedoch nicht eher habe ansehen dürfen, als er zu Haus gewesen, und da seien sie zu Gold geworden.

282.

Venetianer auf dem Kyffhäuser.

Ludloff thür. Sagen und Volksmärchen. Sondershausen 1822. S. 5.

Viele Leute in der goldenen Aue haben erzählt, daß sonst und noch zu ihren Zeiten allerlei fremde Männer, Venetianer oder Walen genannt, die Schluchten des Kyffhäuserbergs durchkrochen oder an dem Hange desselben herumgesucht und, was sie gefunden, sorgfältig versteckt

haben. Diese Fremden wären oft mit den gefundenen Schätzen zu Fuße nach Hause gewandert und zu Pferde wieder gekommen. Ein solcher herumziehender Venetianer soll einmal zu Jemanden, mit dem er sich lange von dem Innern des Kyffhäusers unterhalten hatte, gesagt haben: „ihr lieben Deutschen, ihr werft oft einen Stein nach einer Kuh, der mehr werth ist als die Kuh."

283.

Der Müller und der Zwerg.

Ludloff thür. Sagen und Volksmärchen S. 5 ff.

Zu Sondershausen lebte vor vielen Jahren ein Müller, Namens Lau, der die Wippermühle vor der Stadt im Pacht hatte. Dieser Müller hatte eine furchtbare Stärke und Kraft, war ein Mann von wenig Worten, doch treu und wahr. Er hatte unter König Friedrich Wilhelm I. unter der großen Potsdamer Garde gestanden. Dieser holte wie die andern Müller der umliegenden Gegend seine Mühlsteine auf dem Kyffhäuser. Dabei ist ihm einmal folgende Geschichte passirt, die er selbst erzählt hat.

„Ich bin doch schon oft," pflegte er zu sagen, „auf dem Kyffhäuser gewesen, habe mir Mühlsteine geholt, und nie ist mir daselbst etwas Absonderliches begegnet, obgleich der Teufel sein Spiel da treiben soll. In der vorigen Woche aber ging es mir sonderbar und schlecht genug und ich kann noch jetzt nicht begreifen, was für ein Kobold mich in der Arbeit gehabt haben mag. Ich fuhr mit meinem Knappen nach dem Kyffhäuser, einen Mühlstein zu holen; ich selbst gehe den Fußsteig und laße den Knappen den Rennweg fahren und mir nachkommen. Als ich oben bin, gehe ich nach dem alten Thurme, sehe der untergehenden Sonne nach und ergötze mich an der schönen Aussicht. Da kommt auf einmal wie aus der Erde gezaubert ein dicker, stämmiger Junge in einer Bergmannsjacke hinter dem Thurme den Berg herauf, tritt zu mir heran und bietet mir einen guten Abend. Ich erwiedere den Gruß und zwischen uns beginnt ein Gespräch. Da tritt zuletzt der Kleine mit einem seltsamen Antrage hervor, ich sollte mit ihm in eine Höhle schlüpfen, die kaum Oeffnung genug hatte, einen Dachs durchzulaßen. Er bat so dringend und sagte mich zu überreden: „arbeitet euch in die Höhle hinein und helft mir einen Stein

losbrechen, der soll uns beide glücklich machen.“ — Ich bin aber zu solchen Quackeleien nimmer aufgelegt gewesen und schlage ihm sein Begehren rund ab. Nun wurde der Bursche grob und drohete, daß er mich zu seinem Willen noch zwingen würde. Ich weiß ihm aber darauf zu antworten, und wie er in seinem Aerger, roth wie ein Zinshähnchen, schimpfen will, hat er ehe er sich's versieht, einen tüchtigen Schlag hinter seine Ohren. Das hatte ich aber nicht gut gemacht. Denn alsbald fühlte ich mich gepackt, der vertrackte Knirps hängt mir wie ein Bleiklumpen am Halse und wirft mich mit einer solchen Heftigkeit zur Erde, daß mir alle Rippen im Leibe krachten. Ich ermanne mich zwar wieder, drücke ihn fest zusammen und werfe ihn herum, er aber schlingt sich mit seinen beiden Armen wie eine Kneipzange um mich und zwickt mich so zusammen, daß ich laut aufschreien mußte. Ein Ringen auf Leben und Tod beginnt. Der Aerger, mich von einem Zwerge so überwältigt zu sehen, gibt mir zwar immer neue Kräfte und bald lag dieser, bald ich unten, aber das half mir alles nichts, ich fühlte mich bald ermattet und es wäre um mich geschehen gewesen, wenn nicht zu rechter Zeit und zu meinem Glücke mein Knappe gekommen wäre und mit einem Reitelstocke tüchtig auf den Jungen losgeschlagen hätte, daß er mich im Augenblicke fahren laßen mußte. Schnell wie ein Regenwurm entschlüpfte er in ein Loch, das kaum eine Spanne im Durchmeßer hatte. Da war vergebens ihm nachzukommen. Was war nun zu thun? Ich richtete mich, so gut es gehen wollte, wieder ein und fuhr, nachdem wir geladen hatten, mit meinem Knappen voller Scham mit schmerzenden Gliedern und blauen Flecken nach Hause.“

284.

Von zwei Schatzgräbern auf dem Kyffhäuser.

Ludloff thür. Sagen und Volksmärchen S. 99 f.

In Sondershausen lebte vor Zeiten ein rascher, gesunder, munterer Mann, Gutbier genannt, von dem es auf einmal hieß, er sei fortgegangen und habe Frau und Kinder daheim sitzen laßen. Er wurde schon seit sechs Tagen mit einem Andern vermißt und man wollte wißen, er sei nach dem Kyffhäuserberge zu gewandert. Die zurückgelaßenen Weiber von beiden weinten, machten Lärm und der Vorfall erregte allgemeines Aufsehen. Nach einer Zeit von acht Tagen erschien auf einmal Gutbier

wieder, aber abgeblüht und abgerißen, so daß man ihn kaum kannte. Er war vorher munter und lustig, suchte frohe Gesellschaft und heiterte sie auf, nun war er still, düster, in sich gekehrt und suchte die Einsamkeit, hatte ein erdfahles Ansehen und soll es mit ins Grab genommen haben. Drei Tage später kam auch der andere Bürger, Namens Dick, der mit Gutbier fortgegangen und vermißt worden war, auf einer Karre in Stroh gepackt und tödtlich krank wieder an.

Von beiden ging im ganzen Ort die Sage, daß sie Kaiser Friedrich gesprochen und widrige Zufälle auf dem Kyffhäuser in einer Himmelsfahrtsnacht, als sie Schätze heben wollten, gehabt hätten. Man konnte aber nicht eigentlich erfahren, was den beiden Männern begegnet war.

285.

Der Kyffhäuser als Wetterprophet.

Ludloff thür. Sagen und Volksmärchen S. 91.
v. Rohr Denkwürdigkeiten des Unterharzes S. 254.

Den Landleuten in der güldnen Aue dient der Kyffhäuser auch als ein Wetterprophet. Wenn der Kyffhäuser mit Nebel bedeckt ist, sagt das Volk: „Kaiser Friedrich hat einen Hut auf." Auch haben sie den in der ganzen Gegend bekannten Spruch:

„Steht Kaiser Friedrich ohne Hut,
bleibt das Wetter schön und gut;
ist er mit dem Hut zu sehn,
wird das Wetter nicht bestehn."

286.

Die Eisfrau von Ichstedt.

Wolf's Ztschr. für deutsche Mythol. u. Sittenkunde III, 84 f.

Auf sagenberühmter Erde, südöstlich vom Kyffhäuser, liegt der freundliche Ort Ichstedt. Hinter dem uralten, viele Jahre hindurch von der Familie Wüsthoff bewohnten Schloße steigt die Höhe hinauf der Schloßgarten, in welchem ein mannshoher schmaler Gang Aufmerksamkeit erregt, der in den Berg führend in ein größeres Gemach, Eisloch ge-

nannt, endigt. Hier waltet nur Sonntagskindern erkennbar die Eisfrau. Silberfarbig ist ihr Haar, bleich das Gesicht, schneeweiß ihr langes Gewand; sie selbst ist lautlos, nur das Klirren des Schlüßelbundes, das sie am Gürtel trägt, kündigt ihr Nahen an. Um Mitternacht zeigt sie sich in der Nähe des Eisloches und auf dem Wege nach dem Schloße, welches sie jedoch selbst nicht betritt; in dunkeln Nächten zündet sie sich auf einem Baume ein Licht an. Begleiter der Eisfrau ist ein silbergrauer Hase, der sich oft im Schloßgarten gezeigt hat, oft verfolgt wurde, aber immer zu dem Eisloche entkommen ist, wo ihn seine Herrin schützt.

Die Eisfrau ist nicht nur ein nächtliches Gespenst, sondern hat auch am Tage Gewalt anzuziehen und abzuwehren. Noch vor kurzem wollte ein fauler Knecht am Eisloche vorüber gehen, lenkte aber unwillkührlich seine Schritte nach dem Eingange. Da gedachte er der Eisfrau und in Todesangst versuchte er zu fliehen, eine unsichtbare Hand aber zog und schob ihn vorwärts und stürzte ihn in das Eisloch, so daß er im Fallen einen Arm brach. Feldarbeiter hatten seinen Gang nach dem Felde bemerkt und kamen herbei; so ward er noch gerettet.

Aber die Eisfrau schreckt und straft nicht blos. Nordöstlich vom Eisloche befindet sich ein fortwährend mit Waßer gefüllter Erdfall, das Gründlingsloch — grundloses Loch — dessen Tiefe man auf 200 Fuß schätzt. Es nimmt namentlich bei starken Gewittergüßen eine ungeheure Menge Waßers auf, das es bis zu einem gewissen Höhepunkte durch unterirdische Kalkfelsenklüfte mit reißender Schnelligkeit weiter führt und so Ichstedt schon mehrmals vor Ueberschwemmungen geschützt hat. Aus diesem Gründlingsloche schöpft die Eisfrau Waßer, es ist ihr Brunnen, den sie gegraben hat, um verderbliche Waßer abzuleiten. So ist die Eisfrau die wohlthätige Beschützerin Ichstedts.

287.

Das Nonnengespenst zu Gehofen.

Happel relationes curiosae III. p. 533.

Eine Frau von Eberstein wollte in ihrem Schloße Gehofen, welches bei Altstedt liegt, aus einer kleinen Küche und Kammer eine schöne große Küche machen laßen. Während nun die alten Mauern abgerißen wurden, ließ sich eine schöne Nonne vor ihr sehen mit einem rothen Kreuze

auf der Stirn, und dankte der Edelfrau dafür, daß sie die Küche hatte vergrößern laßen, fügte auch hinzu: „viel reiche Leute haben vor euch in diesem Schloße gewohnt, doch keine hat daran gedacht, diese Stube beßer ausbauen zu laßen; dafür sollt ihr auch einen Schatz bekommen, der unaussprechlich groß ist.“ Die Edelfrau entsetzte sich darüber und sprach: „behaltet euren Schatz für euch; ich begehre ihn nicht.“ Da kniff die Nonne sie bunt und blau, daß sie den Schatz nehme, ging ihr vier ganze Wochen lang nach, fuhr mit ihr in die Kirche und wieder heraus, sprach ihr selbst dann ins Ohr, wenn sie neben Jemand saß. Niemand aber sah die Nonne, ausgenommen die Edelfrau, eine Dienstmagd und ein Knecht. Immer lag der Spuk ihr an, was sie mit dem Schatze thun solle, nämlich zwei Rosenkränze würden darauf liegen und diese sollte sie in ein katholisches Kloster senden; die Kirche zu Gehofen, worin sie, die Nonne nämlich, begraben liege, müße neu davon aufgebaut werden. Sie nannte der Edelfrau auch die Stelle, wo das Grab sich befinde; darauf müße ein großer Grabstein gelegt, darüber ihr Bildniß aufgehangen und diese Verslein, welche sie aussprach, auf dem Steine ausgehauen werden.

Die Frau von Eberstein schickte einen Boten nach der Kirche, um alles zu untersuchen, und alles fand sich ganz so, wie es die Nonne gesagt hatte. Lange Zeit quälte sie die Edelfrau noch, damit sie zu dem Schatze ginge; sprach, sie könne mitnehmen wen sie wolle, viele oder wenige Leute, auch ihren Prediger, müße aber am Tage gehen und zwei Schürzen vorthun. Sobald sie zur Stelle gekommen, sollte sie eine Schürze abnehmen und auf den Schatz werfen. Zwar würde ein schwarzer Hund auf demselben liegen, doch thue der ihr nichts zu Leide, denn sie werde neben ihr stehen und sie in die Arme nehmen. Sonder Zweifel hätte die Edelfrau endlich sich dem Willen der Nonne gefügt, nur um sie los zu sein, doch meinte sie zuvor ihren Prediger darüber sprechen zu müßen. Der fand das aber nicht für gut und mahnte sie zum Gebete an. Eines Tages nun betete sie sehr fleißig. Da trat die Nonne zu ihr und sprach: „betet nur zu, ich bete auch gern und bin gern wo man betet, denn ich bin kein Teufel; dafür haltet mich nicht. Eben weil ihr so fleißig betet, ist euch der Schatz beschert und den bekommt ihr auch, selbst gegen euren Willen.“

Dies ewige Quälen schwächte die Edelfrau dergestalt, daß ihr Mann einen berühmten Arzt holte, um ihn über ihren Zustand zu Rathe zu

ziehen. Just als er ankam, sprach sie mit der Nonne, die neben ihrem Bette auf einem Stuhle saß, doch nur ihr sichtbar war. Als der Arzt auf denselben Stuhl zuging, stand sie auf und trat vor's Bett.

Der Arzt konnte natürlich wenig bei der Sache helfen und wandte sich an die theologische Facultät der Universität von Jena, welche den Ausspruch that, daß es ein Teufelsgespenst sei, wie solches sich auch erwiesen hat. Denn es ist mit der Frau von Eberstein sehr übel verfahren, hat derselben einen Arm, nachher auch ein Bein zerschlagen, ja ihr zuletzt den Arm umgedrehet. Ebenso hat es der Magd, welche ihrer Herrin zu Hilfe kam, einen Arm gebrochen.

288.

Die letzte Aebtissin im Kloster Donndorf.

Thüringen und der Harz III, 149.

Die Herren von Werthern, welche die Schutzgerechtigkeit über das Kloster Donndorf hatten, waren nach der Reformation im Jahre 1540 zur lutherischen Kirche übergetreten. Sie ließen nun die Nonnen des Klosters aussterben. Die zuletzt übrig gebliebene war die Aebtissin Felicitas Hacke, welche am 12. Juli 1561 vom Blitze getroffen ihr Leben beschloßen haben soll. Die darauf bezügliche Sage erzählt man also.

An dem genannten Tage war ein starkes und heftiges Gewitter am Himmel emporgestiegen und stand furchtbar drohend über dem Kloster. Obwohl die erschrockenen Bewohner andächtig beteten, so wollte es doch nicht weichen und blieb lange Zeit unbeweglich am Himmel stehen. Da erkannte die fromme Aebtissin darin eine Weisung Gottes, welcher sie im Wetter von der Erde abrufen wolle. Sie stieg voller Ergebung aus ihrem obern Gemache die Treppe herunter, setzte sich vor dem Kloster betend in ihren alten Lehnseßel nieder und erwartete getrost ihr Ende. Bald sank sie entseelt zu Boden; ein Blitzstrahl hatte sie getroffen und das Gewitter zog nun ruhig vorüber.

289.

Die Nixe der Unstrut.

Thuringia. 1843. 325 ff.

1.

Die Unstrutnixe, so erzählte eine alte Frau, ist gar ein gutes und böses Ding. Sie hat lange und triefende Haare, die vom Kopf bis zur Ferse herunter hängen. Ihre Augen sind klein und wäßerig, und wenn sie freundlich gesinnt ist, so blinzelt sie mit denselben wunderbar schelmisch. Ihr Antlitz ist schön und einnehmend, doch blaß vom Waßer. Ihre ganze Gestalt ist wohlgeformt und regelmäßig. Ihr Kleid rauscht wie Seide, ist aber aus Stoffen gewebt, die tief unter den Wellen begraben liegen. Zuweilen steigt sie an das Ufer, aber nur in den Dämmerstunden, und lustwandelt auf und nieder. Sie ist trotz ihrer Einsamkeit im Waßer eitel, denn nicht selten lächelt sie wohlgefällig, wenn der glatte ruhige Spiegel der Fluth ihr Bild treulich zurückstrahlt, und in solchen Augenblicken beglückt sie die Menschen gern mit ihrer Gunst.

2.

Eine blutarme Wittwe brachte einst ganz allein ihren wenigen Flachs an die Unstrut zum Rösten und weinte heftig dabei, weil ihr einziges Töchterlein erst vor einigen Wochen ins Waßer gefallen und spurlos verschwunden war. Die Thränen rollten ihr hellglänzend über die Wangen und mischten sich mit den Wellen. „O, meine Tochter, mein liebes, einziges Töchterchen!" seufzte sie klagend und jammernd. „Im kalten Waßer liegst du begraben, du armes Kind! Oder hat dich vielleicht die Nixe, von deiner Schönheit bestochen, hinabgezogen in ihre dunkle Wohnung? Nur einmal möchte ich dich sehen, unglückliches Kind!" So jammerte die Mutter. Da werden plötzlich die Wellen ruhiger, bewegen sich leichter und rings umher flüstert und tönt es so lieblich und aus den Fluthen des jenseitigen Ufers tauchet die Nixe empor und hält in den Armen das vielbeweinte Kind. „Gieb, ach gieb mir mein frommes Töchterlein, gute Nixe, verlange mein Leben dafür!" flehte die Mutter. Die Nixe schwebte mit leichtem Fuße auf dem Waßer wandelnd wunderbar

näher und legte das Kind in die mütterlichen Arme. Es war aber starr und todt. „Hast du es getödtet?" fragte die Mutter weiter, die Nixe schmerzlich anblickend. „O nein, so grausam bist du nicht, denn du siehest mich ja freundlich theilnehmend an. Nicht wahr, es ist ertrunken und du konntest ihm nicht zur Rettung herbeieilen? Das hättest du gewiß gethan. Nun, da ich's aber wieder habe, will ich es auch feierlich begraben laßen und sein Grab mit schönen Blumen bepflanzen." „Thue das, arme Mutter," sagte die Nixe, und im Ton ihrer Stimme lag tiefe Rührung, „und damit du es auch kannst, so nimm hier die Perlen in goldener Schale, sie sind dein Eigenthum; denn alle deine Thränen habe ich aufgefangen und in Perlen verwandelt. Da, nimm nur!" So sprach die Nixe und verschwand in den rauschenden Wellen.

3.

Einige Knaben spielten einmal in der Nähe der Unstrut. „Kommt," sagte einer der Knaben, als sie des Tobens und Jagens müde waren, „wir wollen die Nixe zu Tode steinigen! Dort an der Gartenecke, wo's am tiefsten ist, da wohnt sie." Nun ging's mit lautem Jubelgeschrei und im vollen Laufe nach der bezeichneten Stelle. Steine auf Steine, von den Händen der Knaben geworfen, flogen in die Tiefe, indem sie in wilder Ausgelaßenheit dazu schrien:

„Waßernixe, du mußt sterben
in dem tiefen Waßerloch;
Waßernixe bist getroffen,
Waßernixe, lebst du noch?"

Bei jedem Wurfe schäumten und braußten die Fluthen ärger und immer ärger. Dieses machte den Knaben viel Vergnügen und sie fanden eitel Lust daran und setzten darum ihr Spiel eifrig fort. Plötzlich stand aber die Waßernixe mitten unter ihnen und keiner hatte gesehen, woher sie gekommen war. Sie blickte zornig und strafend umher, erfaßte den Angeber beim Haar und sprang mit ihm die Tiefe hinab. Die übrigen Knaben zitterten und bebten und konnten vor Schreck nicht von der Stelle. Ein gellender Schrei aus der Tiefe sagte ihnen, daß die Nixe den Knaben todt gemacht habe. Bald darauf färbte sich auch das Waßer röthlich.

4.

Von Herrn K. Aue in Weimar. Schriftl. Mittheilung.

Zwei Mädchen gingen einmal an der Unstrut spazieren. Die eine rief nach dem felsigen Ufer zeigend: „siehest du dort die schöne Leinwand und die gestickten Tücher?“ Die andere verneinte verwundert und die Gefährtin bezeichnete ihr die Stelle ganz genau, aber umsonst. Da sprach jene: „nun wenn du es siehest, so hole es doch; bücke dich hinab, ich will dich halten.“ So geschah es. Die erste war eben im Begriff, die Leinwand zu faßen und rief: „ich hab's!“ als sie auch sogleich laut schrie, die andere aber erschrocken sie los ließ und verschwinden sah. Kaum aber war die Freundin ihren Augen entwichen, so sah sie ein schönes Weib inmitten des Waßers stehn. Nachsuchend fand man keinen Leichnam; die Nixe hatte ihren Raub vollbracht.

5.

Thuringia. 1843. S. 344 f.

Ein Müller an der Unstrut wollte das Wehr, das die Wogen schon zweimal zerrißen hatten, wieder aufbauen laßen und besprach sich deshalb mit einem Baumeister. „Unsere Mühe ist umsonst,“ sagte dieser dem Müller ins Ohr, „wenn ihr nicht im Geheimen ein Kind kauft, das noch an der Mutterbrust trinkt.“ „Und was soll's damit?“ fragte neugierig der Müller. „Das müßen wir lebendig hineinmauern,“ antwortete der Baumeister, „wenn das Wehr der Gewalt des Waßers widerstehen und nicht in seinen Grundfesten erschüttert werden soll.“ Der Müller lächelte zu dieser Rede, hatte aber keine große Lust eine solche Schuld auf sich zu laden. Allein der Baumeister sprach so lange auf ihn hinein, bis der Müller sich zu dieser Unmenschlichkeit entschloß. Eifrig war er nun darauf bedacht ein Kind zu erkaufen. Endlich fand er eine Mutter, die für schnöden Lohn ihr Kind dem Müller überlieferte. Nun gings ans Werk. Unter allerlei Zaubersprüchen mauerte der Baumeister den Säugling ein und Niemand erfuhr die böse That. Das Jahr darauf wurde die Unstrut so groß und wild, wie nie zuvor, aber das Wehr trotzte den Wogen, als sei es aus Quadern von Porphyr und Granit erbaut. Zwanzig Jahre lang hat es unerschütterlich gestanden. Da geschah es einmal, daß die

Mutter des Kindes von ungefähr in die Nähe des Wehres kam. Sogleich fing das Waßer an zu braußen und zu toben und wühlte sich sichtbar in den tiefunterſten Grund. Das Wehr wankt, borſtet und ſinkt unter gewaltigem Krachen und mitten aus ſeinen Trümmern ſteigt die Nixe, eine holdſelige Jungfrau an der Hand, ſingend empor. Die Rabenmutter, welche dem Umſturze zugeſehen hatte, erkannte ſogleich ihr Kind und entfloh mit Furcht und Entſetzen, ſoll aber noch deſſelbigen Tages todt an den Ufern der Unſtrut gefunden worden ſein.

290.

Ein Mönch verſchafft der Unſtrut einen Durchbruch.

Thuringia. 1843. S. 347.

Vor mehr als tauſend Jahren ſoll der Thalkeßel der Unſtrut ein großer, tiefer See geweſen ſein. Lange habe man darüber nachgedacht, wo und wie man für das Waßer einen Abfluß gewinnen könne, aber alles Nachdenken habe keinen Ausweg gezeigt. Da ſei es geſchehen, daß ein Mönch, der das Gelübde der Keuſchheit leichtſinnig gebrochen hatte, zur gerechten Sühne dieſes Verbrechens habe lebendig eingemauert werden ſollen. Das Urtheil wurde von den ſtrengen, geiſtlichen Richtern geſprochen und ſollte Tags darauf vollſtreckt werden. Kurz vor der Vollſtreckung ließ der zum Tode verurtheilte Mönch den Abt bitten noch einmal ſeine Beichte anzuhören. Der Abt gewährte die Bitte. Da ſoll nun der Mönch ſich erboten haben, unter der Bedingung, daß man ihm das Leben ſchenke, dem See einen Durchbruch zu verſchaffen. Nachdem ſämmtliche Klöſter dieſer Gegend die Sache in Erwägung gezogen, kam man überein, daß ihm die Strafe erlaßen werden ſolle, wenn er für ſich allein, ohne alle menſchliche Hilfe, den Abfluß bewerkſtellige.

Der Mönch unterſuchte nun jeglichen Ort ganz genau, aber keiner eignete ſich dazu. Endlich kam er auch unterhalb Memleben; hier ſchien der Durchbruch weniger ſchwierig zu ſein, weil ſich jenſeits des felſigen Berges das Land immer mehr abflachte und er ging daher rüſtig an das ungeheure Rieſenwerk, das übermenſchliche Kraft und Ausdauer erforderte. Einige Fuß tiefer als der Waßerſtand des Sees fing er an eine

Höhle durch den Felsen zu arbeiten und als er sie nach langer Zeit und Anstrengung glücklich zu Stande gebracht hatte, leitete er durch Gräben das Waßer bis an den Fuß des Berges. Nun schoß es in die Höhle hinab und bahnte sich nach und nach einen immer breitern und tiefern Weg und riß mit der Zeit auch die darüber liegenden Felsmassen mit sich fort.

So erzählt die Sage, schweigt aber von den fernern Schicksalen des Mönchs und setzt nur hinzu, der Böse habe seine Hand zur Dienstleistung dargeboten.

291.

Die Lindwürmer bei Apolda.

Allgem. thür. Vaterlandskunde. Erf. 1823. S. 174. 238.
Jen. wöchentliche Anzeigen. 1828. Nr. 39.

An der rechten Seite der Kirche zu Apolda, an der sogenannten Vorstädter Seite, einige Fuß hoch über der Erde ist ein noch gut gehaltener Stein eingemauert, worauf zwei einander gegenüber liegende Ungeheuer, die einen Menschenkopf in ihrer Mitte in die Höhe halten, abgebildet sind. An diesen Stein ist folgende Sage geknüpft.

Wo jetzt das Dorf Schöten bei Apolda liegt, wogte ehemals ein großer Teich, überall mit Schilf bedeckt. Darin lagen zwei Lindwürmer, ein Männchen und ein Weibchen, die der umliegenden Gegend großen Schaden, besonders den Viehheerden, zufügten. Die Herren von Apolda, denen damals die ganze Gegend gehörte, wendeten alles an, die beiden Unthiere aus der Welt zu schaffen, aber vergebens, es wollte ihnen nicht gelingen.

Da geschah es, daß ein Knecht und eine Magd dieser Herren sich vergingen und das Mädchen ihre Unschuld verlor, was damals sehr hart bestraft wurde. Der Tod war beiden gewiß. Doch sollte ihnen das Leben geschenkt sein, wenn sie die Lindwürmer in dem Schilfsumpfe aus dem Wege räumen würden. Sie entschloßen sich zu dieser That und mußten das Loos werfen. Obgleich nun das Loos zuerst die Magd traf, so übernahm es doch zunächst ihr Liebhaber sich der Gefahr des Kampfes mit den Lindwürmern auszusetzen. Mit Spieß und Schwert bewaffnet eilte der Knecht muthig und beherzt nach dem Sumpfe. Hoch stand die

Sonne am Himmel, es war gerade zur Mittagszeit am Johannistage und die beiden Ungeheuer lagen, die Schwänze in einander geschlungen am Ufer sich zu sonnen. Langsam schlich sich der Kämpfer heran und hieb mit einem Streiche beide Schwänze ab. Ein schwarzer Blutstrom quoll aus den Leibern der Lindwürmer, beide aber waren todt, denn in den Schwänzen war ihr Leben.

Zum Andenken an diese That wurde dort ein Brunnen gefaßt, mit einer eisernen Kelle zum Trinken versehen und in einen Stein zwei Lindwürmer mit verschlungenen Schwänzen gehauen. Dieser Stein wurde zunächst an dem Brunnen angebracht, später kam er nach Apolda in die Kirchhofsmauer, wurde aber nachher in die Mauer der Kirche selbst eingesetzt. Der Brunnen neben einem kleinen, mit Steinen eingefaßten Teiche ist noch vorhanden und daran hängt an einer Kette die eiserne Kelle, das Wahrzeichen des Dorfes Schöten, im Munde des Volks Schütten genannt, das nach und nach an der Stelle des großen, verschütteten Sumpfes entstanden ist. Auch wurde jährlich am Johannistage ein feierlicher Umzug gehalten und dabei aus dem Brunnen mit dem eisernen Löffel getrunken. Bei diesem Umzuge pflegte man sonst einen Burschen ganz in Laub zu kleiden und mit Kornblumen und Kränzen zu schmücken, in seiner Hand trug der Laubmann ein mit Blumen umwundenes Schwert zur Erinnerung an den siegreichen Kampf mit den Lindwürmern. Als aber im Jahre 1768 ein furchtbares Hagelwetter die Feldfrüchte auf der Flur von Schöten gänzlich vernichtete, soll der damalige Pfarrer diesen bisher üblichen Umzug abgestellt haben. Seit jener Zeit feierte nur die Schuljugend noch den Johannistag. Festlich gekleidet, in der Hand einen langen weißen, blumenumwundenen Stab mit einem Kreuze, woran ein schöner Kornblumenkranz hing, zogen die Kinder geistliche Lieder singend von Haus zu Haus. Der Brunnen war mit Blumen geschmückt. Bei ihrem Umzuge erhielten die Kinder von den Ortsbewohnern Geld, Eier, Semmeln und andere Victualien, wovon sie sich des Nachmittags ein kleines Fest bereiteten.

292.

Das schwitzende Bild in der Kirche zu Ober-Roßla.

Theatrum Europ. VII, 136.
Happelii relat. curios. V, 325.

In der Kirche zu Ober-Roßla bei Weimar, sagt man, habe sich im Jahre 1651 dieses zugetragen.

Der Pfarrer predigte eines Sonntags vom Greul der Verwüstung in der christlichen Kirche und führte insonderheit an, wie noch gar viele aus Halsstarrigkeit oder Unbedachtsamkeit Kirchen und Schulen zu bauen und zu beßern unterließen und in solcher Weise den Verwüstungsgreul handhabten. Dabei brachte er zur Erweichung der Gemüther einige Worte aus Luthers Schriften vor. Während dieser Predigt wollen nun etliche Zuhörer, die auf dem Chore standen und Luthers Bildniß, das ein Hofprediger in Weimar der Kirche in Ober-Roßla verehrt hatte, genauer betrachteten, wahrgenommen haben, daß Luthers Angesicht auf dem Bilde voller Schweißtropfen war, an Größe und Farbe den Thränen nicht ungleich; auch haben sie gesehen, daß drei große Tropfen von dem Haupte auf das offene Buch herabfloßen. Nach dem Gottesdienste ist das Bild von dem Pfarrer, dem Schuldiener und den Altarleuten genau besichtigt worden und es hat sich befunden, daß der Staub auf dem Bilde überall ganz trocken, auch sonst keine Feuchtigkeit weder an dem Rahmen noch an der Leinwand vorhanden war, und obgleich man die Schweißtropfen aus dem Gesichte abwischte, sind doch an deren Stelle bald andere häufig hervorgetreten. Erst am Nachmittage verlor sich dieser Schweiß und das Bild ward wieder trocken.

293.

Die Nixe der Ilm.

Nr. 293—296 schriftl. Mittheil. von Herrn K. Aue in Weimar.

1.

Eines Tages ging ein Mägdlein mit einigen Erwachsenen nach dem Lustschloße Belvedere. Sie nahmen den Weg durch Tuck's Garten, wie

der Theil des Parkes heißt. Als sie in die Nähe der Brücke kamen, welche die rothe oder Schafbrücke genannt wird, sah das Kind eine wunderschöne Jungfrau in weißem Kleide und mit langen gelben Locken am südlichen Ufer hin und her gehen. Bebend verkündete es die Erscheinung den Begleitern, die aber nichts sahen und das Kind verlachten. Sie gingen der Brücke näher und als sie dieselbe betraten, verschwand die Erscheinung vor den Augen des Kindes.

Nicht weit von der genannten Brücke bildet der Fluß eine Krümmung und ist dort sehr tief. Nach der Sage der Leute befindet sich tief unten das unsichtbare Schloß der Ilmnixe und ein großer Keßel voll Goldes liegt dort gleichfalls verborgen.

2.

Zu einem Fleischer kam oft die Nixe Fleisch zu kaufen. Sie hatte gelbe Zähne und der Saum ihrer Kleider war naß. Sie sprach kein Wort, sondern deutete auf die Stücke die sie haben wollte. Den Fleischer ärgerte das, er sprach davon und man rieth ihm, der Nixe, wenn sie wieder auf das Fleisch zeige, die Hand abzuhauen. So geschah es. Da that die Nixe ihren Mund auf und sprach: „merke wohl, was du gethan hast und hüte dich vor dem Waßer.“ Seitdem vermied der Fleischer das Waßer auf alle Weise. Als er aber einmal an einen kleinen Tümpel gekommen war, fuhr die Nixe heraus und erdroßelte ihn.

3.

Ein Mädchen hatte auf einer Wiese an der Ilm in Tuck's Gärten, gerade an der Krümmung, wo tief unten das unsichtbare Schloß der Nixe steht, Heu zu machen. Es war Mittags von 11 bis 12 Uhr. Dem Mädchen kam mächtiges Grausen an, ohne daß es von der Unheimlichkeit des Ortes Kenntniß hatte. Da trat mit einem Male gänzliche Windstille ein und alsbald begann ein heftiges Rauschen rings um das Mädchen und umgab es auf jedem seiner Schritte. Das währte bis es zwölfe schlug.

Einige sagen auch, daß in dem Theile der Ilm, der in Tuck's Garten begriffen ist, zwei Nixen einander gegenüber wohnen.

4.

Ein Soldat ging auf dem untern Tieffurter Wege sich in den Gebüschen Stöcke zum Ausräumen des Gewehrs zu schneiden. Als er nun damit beschäftigt war, drang aus der nahen Ilm zuerst ein Geplätscher, dann schallendes Gelächter an sein Ohr und als er sich umsah, stund ein nacktes schönes Weib mit goldglänzenden langen Haaren in dem Fluße und winkte ihm, rief ihn bei seinem Namen und fuhr dann fort zu plätschern und zu lachen. Der Soldat enteilte so schnell er konnte.

5.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter eines Abends durch den Park nach Belvedere. Als sie auf dem untersten Wege rechts von den Wiesen an der Ilm waren, sahen sie ungewöhnlich lange Bleichstücke bis an den Fuß der Höhe, wo der Weg führet, ausgebreitet liegen. Die Tochter beschloß schon hinab zu gehen und sich die Leinwand anzueignen, als sich wundersüßer Gesang von dem Fluße her hören ließ. Sie eilten vorwärts und als sie sich umsahen, war die Leinwand verschwunden, der Sang aber tönte bezaubernd hinter ihnen.

Zu einer andern Zeit Abends denselben Weg gehend sahen sie die Wiese unter Waßer und der Zaubersang ließ sich daraus vernehmen.

6.

Ein Mann kam Abends von Oberweimar. Als er auf dem untersten Wege die Stelle erreichte, wo eine Thür die Höhle verschließt, welche die Parkknechte zum Aufbewahren ihrer Geräthe benutzen, war im Nu der Weg vor ihm durch einen breiten Waßergraben versperrt. Wohl wißend, daß dieß kein natürlicher Graben sei, nahm er Zuflucht zu einem bekannten Mittel, er trat drei Schritte zurück. Sogleich verschwand der Graben, erschien aber sofort wieder, als der Mann fürder schreiten wollte. Er wiederholte sein Zurückschreiten noch zweimal, da blieb die Erscheinung endlich aus.

294.

Die Kirche der Geister.

Der Magd des Stadtkirchners in Weimar deuchte einmal in der Christnacht es müße Zeit sein die Kirche zu öffnen. Sie stieg auf und sah die Kirche erleuchtet. Aengstlich machte sie auf und war heftig betroffen, da sie die ganze Kirche voll kleiner Mönche sah, die nicht höher waren als einer Elle. Augenblicklich zog sie sich zurück. Man hatte sie aber wahrgenommen und warf ihr eine große Kugel nach, die sie aufhub und floh. Außer sich ging sie heim, erzählte den Vorfall und starb vor dem neunten Tage. Die Kugel war von Golde und soll noch aufbewahrt werden, doch ist ungewiß von wem und wo.

Man erzählt von dieser Kirche noch folgende Sage. Als der Herzog Wilhelm dieselbe, die vor Zeiten eine katholische Kirche war, zu einer protestantischen einweihen ließ, verbot er den Mönchen die Kirche je wieder zu betreten und keinen Fuß in dieselbe zu setzen. Und weil die Mönche sie in Eile verlaßen mußten, vergaßen sie auch ihre großen Schätze, welche darin verborgen waren, mitzunehmen. Dieß ärgerte sie ganz besonders und sie gruben deswegen vom Kornhause, was ihr Kloster war, einen Gang unter dem Hause hinweg zu der Kirche und räumten in einer Nacht alles Werthvolle heraus. Wegen dieser That mußten sie nach ihrem Tode alljährlich eine Stunde vor der Christmette in der Kirche erscheinen und unter Gepränge in Prozession so lange in der Kirche umher ziehen, bis der Kirchner die Lichter anzündete. Alsdann verschwanden sie wieder, einer nach dem andern.

295.

Nachrede stört der Todten Ruhe.

Zwei Schwestern in Weimar waren nicht recht einig. Die eine starb. An dem Sterbetage mußte die andere auf ihr Krautland gehen und als sie da arbeitete, ging die verstorbene vorüber. Bald darauf besuchte die überbliebene das Leichenhaus, ihre Schwester noch einmal zu sehen. Es war weiter Niemand zugegen. Als nun die Trauernde die

Leiche mit Innigkeit betrachtete, erhub sich die Leiche mit dem Oberleibe und starrte die Schwester an, dann legte sie sich wieder. Die Todtenfrau kam dazu und verwunderte sich über das verstörte Ansehen der Frau, die den Vorfall nun erzählte. In der dritten Nacht nach dem Todesfalle kam die Ruhelose an das Bett der Schwester, die muthig sprach: „warum hast du doch keine Ruhe? Ich bin ja gut mit dir." Der Geist antwortete: „du störst mich, denn du sprichst zu viel von mir." Die Schwester versprach es zu unterlaßen und der Geist schied für immer.

296.

Der Schatz in der Schanze.

Auf dem Wege von Weimar nach Belvedere, Oberweimar gegenüber, ist eine mit Holz bewachsene Höhe, an die sich nördlich kleine Hügel schließen. Die südliche nun abgedachte Seite zeigte die Eingänge zu mehreren Höhlen, die sich weithin bis in den Park, eine der Sage nach bis unter die Stadtkirche ziehen. Diese Erhöhung heißt die Schanze, auch die Schwedenschanze, und stund sonst die Feste Falkenburg dort.

Einige Mädchen gingen an einem Sommermorgen sehr früh nach Belvedere. Als sie an die Schanze gekommen waren, sahen sie einen Topf voll glühender Kohlen mitten im Wege stehen. Sie waren betroffen über diese Erscheinung, brachen ihre Gespräche ab und stießen einander an. Behutsam gingen sie um den Topf, besahen ihn von allen Seiten, hüteten sich aber wohl ihn zu berühren. Sie eilten nach Belvedere zu ihrem Vater, der sie sehr darum tadelte, daß sie nicht etwas ihrer Kleidung auf die Kohlen geworfen hätten, so wäre der Schatz ihnen sicher gewesen. Die Kinder erklärten sich sehr bereit auf ihrem Rückwege nach seiner Vorschrift zu thun, er aber bedeutete sie, daß sie, nachdem sie gesprochen, den Schatz nicht wieder finden würden, denn wenn man einen Schatz sähe, müßte man schweigend etwas von der Kleidung darauf werfen. Und so geschah es. Die Mädchen sahen den Topf nicht wieder.

297.

Der Reiter ohne Kopf im Webicht.

Thuringia. 1843. S. 535.
Mündlich.

In dem bei Weimar gelegenen Hölzchen, das Webicht genannt, läßt sich des Nachts oft ein Reiter sehen, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arme trägt. Er verfolgt die Leute und führt sie irre, kann aber nicht aus dem Holze heraus, daher man vor ihm sicher ist, sobald man das Holz verlaßen hat.

Zuweilen zeigt sich der Geist auch anders. So gingen einige Mädchen in dieses Holz Beeren zu suchen. Eins dieser Mädchen sah zu einem dichten Gebüsche sich beugend unter ihm das obere Theil eines Mannes in Jägerkleidung aus der Erde ragen als wenn er darin mit halben Leibe verscharrt wäre. Er drohete mit dem Finger und das Mädchen floh schreiend davon.

298.

Der Wihbrunnen (Weihbrunnen) bei Tieffurt.

Nach mündlichen Erzählungen.

Zwischen Tieffurt und Crommsdorf befindet sich eine Quelle, die sogleich in die Ilm fällt. An einem Markttage gingen zwei Bauerweiber von Weimar zurück nach Crommsdorf. Es war schon die Dämmerstunde gekommen. Da sahen die beiden Marktfrauen an dieser Quelle, welche der Wihbrunnen genannt wird, ein wunderschönes Kind sitzen, welches etwa 1 ½ Jahr alt ist. Die beiden Frauen fragten es aus, aber das Kind redete nicht verständlich, so daß sie gar nichts von ihm erfahren konnten. Weil es aber schon dunkel wurde und Niemand sich sehen ließ, der das Kind abgeholt hätte, so nahmen es die Frauen mit und übergaben es dem Geistlichen des Orts, der mit seiner Frau schon bejahrt war und selbst keine Kinder hatte. Dieser nahm das Kind gern bei sich auf und war in aller Weise auf eine gute Erziehung desselben bedacht. Indeß war es merkwürdig, daß das kleine Mädchen so gern im Waßer spielte und darin patschelte; doch geschah ihm nie ein Leid. Fiel es auch

einmal in den Teich oder selbst in die Ilm, so trugen die Wellen es sanft ans Ufer und munter sprang es wieder fort. Erschienen die hohen Festtage, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Michaelistag, so bekam das Kind jedesmal in der Nacht von einer vornehmen Dame, die aber so schnell wieder verschwand als sie gekommen war, Spielsachen, Kleider und Backwerk. Wenn man fragte, wie die Dame ausgesehen habe, sagte es, sie sei in einen weißen Schleier gehüllt gewesen. Das Kind war aber gut, spielte gern mit den Dorfkindern und unterrichtete sie. Alle Leute hatten es lieb und nannten es die gute Pastorstochter. Aus einem geringen Stande konnte sie nicht sein, das zeigte ihr Gesicht und ihr Gebahren. Ihren Pflegeältern war sie stets folgsam, nur wenn sie mit ihnen ausging und an dem Brunnen vorbei kam, achtete sie nicht auf ihre Worte sondern tanzte allemal um den Brunnen herum und that überhaupt als wäre ihr die größte Freude widerfahren. Als aber der alte Pfarrer gestorben und das Mädchen zu Verwandten desselben gekommen war, begab es sich bald in einen verbotenen Umgang und entfloh, um sich keine Schande und den Verwandten keinen Verdruß zu bereiten. Merkwürdiger Weise ward die Pastorstochter an dem Weihbrunnen wiedergefunden. Hier sah sie beständig ins Waßer oder sie tanzte und hüpfte um den Brunnen herum und gebehrdete sich dabei als wenn sie mit Jemand spreche; wenn aber die vorübergehenden Leute sie grüßten, dankte sie stets recht freundlich. Eines Morgens aber war sie wieder verschwunden und einige Zeit darauf fand man im Brunnen ein neugebornes Kind, welches nach der Leute Glauben und Vermuthen der guten Pastorstochter gehört hatte. In den Fasten und in der Adventszeit ließ sich dann jedes Jahr an der Quelle ein stetes Wehklagen und Wimmern hören und eine Lichtgestalt ging an der Quelle auf und ab. Kam Jemand in die Nähe der Quelle, so wurde er irre geführt, auch glaubte man noch lange Zeit, daß böse Menschen dort Strafe erhielten, weshalb die Leute in der Umgegend, welche nicht auf Berufswegen gingen und nicht reines Herzens waren, des Abends den Ort mieden.

Von demselben Brunnen erzählt man auch folgende Geschichte. Es war einmal ein roher, schlechter Mensch, der weder das dritte und vierte, noch das siebente und achte Gebot kannte. Des Sonntags lief er schon früh in die Schenke und spottete derer, die in der Kirche waren. Er mishandelte seine Eltern und stahl, wo er etwas stehlen konnte. Einige seiner Freunde hatte er durch falsche Beschuldigung und ungerechte Aus-

sagen um Geld und Gut oder sonst ins Verderben gebracht. Dieser Bösewicht war einmal an einem Wintertage in Tieffurt gewesen und wollte Abends wieder nach Crommsdorf, seinem Heimathsort, zurückgehen. Sein Weg führt ihn am Brunnen vorüber und plötzlich muß er stehen bleiben und kann weder vorwärts noch rückwärts einen Fuß bewegen. Da fällt ihm ein, daß hier der Platz sei, wo die Bösen verderben und er stößt gottlose Flüche und Verwünschungen aus, ruft auch, so laut er kann, um Hilfe, aber die Bauern, die ihn erkennen, eilen aus Schrecken und Angst zurück und laßen ihn in seiner Noth stecken. Am andern Morgen wird er todt an der Stelle gefunden und das Blut strömt ihm noch aus Mund und Nase heraus, als sei er eben erwürget worden. Rings um ihn herum war der Schnee wie auf einer Tenne fest getreten.

Zu einer andern Zeit ging Abends von Crommsdorf nach Tieffurt ein Mädchen mit einem Kind unter ihrem Herzen zu einer Freundin auf Besuch. Da sie aber die Nacht über nicht wieder nach Hause kömmt, gehen am andern Morgen die Angehörigen aus sie zu suchen. Da finden sie zuerst ihren Hut, nicht weit davon die Schürze und am Wihbrunnen liegt die Leiche des Mädchens, aber so zerfetzt und zerrißen, daß man sie kaum wieder erkennt. Auch liegt das Kind todt neben ihr.

Noch lange Zeit darauf sah man an dem Brunnen drei Lichter brennen, das der Pastorstochter, des Knechtes und des Mädchens, auch hörte man Wehklage, Aechzen und Wimmern. Viele Leute sind an dieser Stelle schon irre geführt worden und Jedermann weiß, daß es am Wihbrunnen nicht geheuer ist.

299.

Das gebannte Weib.

Schriftl. Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein wenig über Lützendorf, einem Gasthofe und Kammergute an der Stelle des im Bruderkriege verwüsteten Dorfes gleiches Namens bei Weimar, gegen die Höhe des Ettersberges ist ein unheimlicher Ort, wo in einen kleinen Kreiß der Geist eines Weibes gebannt ist. Zu Mittage erscheint der Geist den Leuten, die der Stelle nahen und greift nach ihren Kleidern. Kommen sie in den kleinen Kreiß, so sind sie verloren, denn der Geist ergreift sie am Kleide und von Stunde an werden sie nicht mehr

gesehen. Der Geist trägt neun Mützen über einander, die eine immer schöner als die andere, führet ein Beil und hat ein kläffendes Hündlein bei sich. Oft wenn Holzleser in die Nähe kommen, finden sie einen Haufen Reiser. Sie dürfen aber den Korb nicht dahin legen, weil er nach Verlauf der Mittagsstunde verschwindet und erst wieder sichtbar wird, wenn der Geist wieder erscheinen darf.

300.

Der Riese auf dem Ettersberge.

Mündlich.

Ein Riese mähete einst Gras auf einer Lichtung des Ettersberges, ein anderer stand auf der nördlichen Höhe von Buttelstädt. Da rief dieser dem ersten zu: „meine Sense ist stumpf geworden, wirf mir doch einmal deinen Wetzstein herüber.“ Jener erfüllte sogleich diesen Wunsch und warf seinem Nachbar den Stein hinüber. Dieser Wetzstein ist noch heute 500 Schritte von Buttelstädt an dem Wege in einem uralten, verwitterten, spitz zulaufenden Steinhaufen auf einem Postamente zu sehen.

301.

Die Schlacht auf dem Walser Felde.

Alte Volkssage.
K. Herrmann bibliotheca erfurtina. Erf. 1863. S. 101.

Auch in der Gegend zwischen Erfurt und Weimar hat sich eine Erinnerung an die Schlacht auf dem Walser Felde erhalten. Das Volk erzählt, daß bei dem Dorfe Pfiffelbach einst jene große Schlacht vorfallen soll, in welcher die Türken vollständig besiegt und ihr Reich vernichtet werden soll. Da wird so viel Blut vergoßen, daß es den Rossen bis an den Bauch geht, und an den zerbrochenen Waffen wird man lange Zeit Brennholz haben. Andere verlegen die Schlacht bei das Dorf Nohra.

In einer handschriftlichen Chronik der Stadt Erfurt aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts findet sich ein Gespräch in Versen, welches Creuzers Ueberfall der Stadt Erfurt im J. 1547 behandelt und also beginnt:

Man sagt von einer Prophezey
In welcher solt gemeldet sei
Daß man zwischen Weymar und Erffurdt
Gehen solt in großem blut
Auch manchen man schlagen zu tode
Welches sich Creuzer hat unterstanden u. s. w.

302.

Das Loch in der Kirche zu Ettersburg.

Kuhn u. Schwarz norddeutsche Sagen S. 214.
Mündlich.

An der Kirche zu Ettersburg ist ein Loch, das kann man nicht zumauern, und so oft mans auch versucht hat, andern Tags ist es immer wieder zu sehen gewesen. Der Teufel hat nämlich den Stein, der in dieses Loch gehört, damals als die Kirche erbaut wurde, weit fort geschleudert nach Ramslau und dort liegt er noch.

303.

Die Lohlaterne.

Kuhn u. Schwarz norddeutsche Sagen u. Gebräuche S. 210.

Im Loh, einem Hölzchen bei Buttstädt, zeigt sich die Lohlaterne, die bewacht dort einen Schatz, den nur der heben wird, welcher siebenmal hintereinander niest. Man sieht sie nie in ganzer Gestalt, sondern nur ihre eine Hand, in der sie eine Laterne hält; so umwandelt sie einen gewissen Fleck und verschwindet dann. Sie thut Niemandem etwas zu Leide, wenn sie nicht gereizt wird; einer aber, der sie einmal erblickte, war neugierig, sie in der Nähe zu sehen, da ritt er auf sie zu, aber indem kam sie ihm auch schon entgegen und zerschlug ihn so gewaltig, daß er nur Gott dankte, noch mit dem Leben davon zu kommen.

304.

Die drei Lohjungfern.

Ebend. S. 211.

In demselben Hölzchen laßen sich auch zu Zeiten drei weiße Jungfern sehen, die sind wunderschön und sitzen dann an einem goldenen

Tische, auf dem köstliche Speisen stehen. Das sind die Lohjungfern. Man sagt, sie seien drei Fräulein gewesen, denen das Loh gehört habe; bei ihrem Tode hätten sie es den Armen von Buttstädt vermacht, der Rath habe es denen jedoch in späterer Zeit wieder abgenommen und seitdem haben die Lohjungfern keine Ruh im Grabe.

305.

Ein Kind wiegt schwerer als der Teufel.

Ebend. S. 212.

Zu Buttstädt auf dem Brühl wohnte einmal ein Ehepaar, das war schon lange verheirathet, aber ihre Ehe war kinderlos geblieben und sie wünschten sich doch so sehr ein Kind. Da ließen sie sich endlich vom Teufel verblenden, der versprach ihnen, sie sollten eins haben, wenn es nachher sein eigen sein sollte. Darauf gingen sie ein und die Mutter gebar auch danach einen Knaben; aber als sie das unschuldige Kind nun zum erstenmal lächeln sahen, da wards ihnen doch so wehe ums Herz und es wurde ihnen immer bänger und bänger, und sie flehten zu Gott, daß er das Unglück wenden möge. Da sandte ihnen der Herr einen Engel, der gebot dem Teufel, sich auf die eine Schale einer Wage zu setzen, legte das Kind in die andere und sagte, wenn er schwerer sei, so solle ers behalten. Da sank die Schale, in der das Kind saß, tief hinab und sogar, als der Teufel noch einen Mühlstein nahm und mit sich auf die Schale setzte, konnte er doch nicht herunterkommen. Da ging er zornig von dannen. Zum Andenken aber hat man auf dem Rathsbrunnen einen Engel mit einer Wage, in deren Schalen der Teufel mit dem Mühlstein und das Kind sitzen, abgebildet.

306.

Warum die Raben im Brachmonat Durst haben.

R. Köhler in Wolfs Ztschr. für deutsche Mythol. u. Sittenkunde III, 409.
Nach mündlicher Mittheilung.

In der Gegend von Buttstädt war unter den Leuten der Glaube, daß die Raben im Brachmonat ihre Schnäbel immer vor Durst aufsperren, aber nicht trinken können, zur Strafe für den Ungehorsam jenes

Raben, der von Noah ausgeschickt war und nicht zurückkehrte. In ähnlicher Weise meinten die Griechen, der Durst der Raben sei eine von Apollo über sie verhängte Strafe, weil einer nach Waßer ausgeschickt auf einer Wiese zu lange blieb.

307.

Vom Anfang der Stadt Erfurt.

Joh. Rothe düring. Chron. S. 121 f.
Falkenstein Historie der Stadt Erfurt S. 2 u. 5.
Additiones ad Lambertum Schafnaburg. in Scriptores rer. Germ. ed. Struve. Tom. I. p. 439 sq.

Als Merwig König in Thüringen war, hat derselbe eine Burg an demjenigen Orte angelegt, wo noch jetzt das Dorf Möbisburg vorhanden ist, und sie nach seinem Namen Merwigsburg genannt, wo er beständig gewohnt und Hof gehalten, auch den einfallenden Völkern Widerstand gethan hat. Dort ist nachgehends auch St. Dionysii Kirche erbaut worden.

Der König Merwig hat auch einen Saal auf dem Petersberge erbauet, sonst ist aber von der Stadt noch nichts vorhanden gewesen, außer daß unten am Berge ein Dorf Namens Schilderoda gestanden hat, wo heutiges Tages die St. Andreaskirche zu sehen ist.

Da nun aber männiglich geschäftig war, das Land in Arbeit zu bringen, war unter andern ein vornehmer Kriegsmann und Edler am königlichen Hofe zu Burgscheidungen, Namens Erpo oder Erff. Der wählte sich den Ort bei Schilderoda und baute eine Mühle im Brühl, daher man ihn einen Müller geheißen; und weil nicht aller Orten durch das Waßer zu reiten oder zu fahren war, ließ er eine Furt durchgraben an dem Orte, wo jetzt die Furtmühle ist, damit man auf Schilderoda bequem durchgehen könne. Die hieß man Erpsfurt. Also hat er unter König Hoyers Regierung den ersten Stein zur Stadt Erfurt gelegt.

Man hat von Erfurts Urzeit auch diese Sage.

Im 707. Jahre nach Christus hat der König Dagobert ein Kloster in Erfurt erbauet auf dem Berge, den man vor Alters Merwigsburg genannt hat von Merwig, dem heidnischen Könige der Franken, welcher ein Sohn Merwigs, des Fürsten von Thüringen und ein Oberältervater des Königs Dagobert gewesen ist. Nachdem er den heidnischen Namen der Stadt oder des Bergs hinweg gethan, hat er denselben Petersberg ge=

nannt und daselbst ein einsam Mönchsleben eingerichtet; hat auch die Burg zerstört und St. Peters Münster gebaut auf Bitten des Mönchs Adeodat oder Trutmann, welcher um dieselbe Zeit von Kygibert, dem Erzbischofe zu Mainz, bei der Kirche St. Blasii zum Mönch gemacht worden war. Auch übergab er alles, was er in Thüringen von mütterlicher Erbschaft besaß, dem heil. Petrus und den daselbst Gott dienenden Mönchen. Diesen Besitz hat nachmals der heil. Bonifazius wieder weggenommen, ein Bisthum daselbst gemacht und den Mönchen nur so viel gelaßen, als ihnen zur täglichen Nahrung nöthig war.

308.

Der Schatz unter der Kirche des heil. Dionysius.

Falkenstein thür. Chron. I, 219.
Ders. Historie von Erfurt S. 3.
Thuringia. 1842. S. 79.

Unter der Kirche des heil. Dionysius soll ein großer Schatz liegen, welchen drei Männer mit einander zu heben sich vorgenommen hatten, nämlich ein Schmidt, ein Schneider und ein Hirt oder Schäfer. Von den bösen Geistern aber, welche über den Schatz Macht und Gewalt hielten, wurden alle drei umgebracht und ihre Häupter sind zum Andenken oben an dem Gesims der Kirche unter dem Dache in Stein ausgehauen nebst einem Hufeisen, einer Scheere und einem Schäferstock oder einer Weinmeisters-Hippe.

Eine andere Sage lautet: Als die Kirche gebaut wurde, ließen sich drei Männer von Jesuiten belehren, wie der Schatz gehoben werden müßte. Am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde, Mittags um 12 Uhr, als alle Arbeiter fortgegangen und sie ungestört waren, schickten sie sich zur Beschwörung an. Da kamen wider ihren Willen und gegen das Verbot der Jesuiten die Weiber der zwei verheiratheten Männer mit dem Mittageßen. Kaum waren diese zu ihren Männern getreten, als ein Mann in rothem Kleide auf einem kleinen Wagen, mit weißen Böcken bespannt, den rodischen Berg herab und auf sie zu gefahren kam. Der rothe Mann ergriff sie und drehte einem nach dem andern den Hals um.

Oben an der Kirchmauer unter dem Dache sind fünf Köpfe von drei Männern und zwei Weibern in Stein gehauen noch heutiges Tages zu sehen.

309.

Die zwölf deutschen Schüler.

Falkenstein thür. Chronik I, 218.
Ders. Historie von Erfurt S. 8 f.

Der König in Frankreich hatte zwölf Studenten, die wurden „deutsche Schüler" genannt und hießen alle Johannes. Diese fuhren auf einer Glücksscheibe in der ganzen Welt herum, konnten also in vier und zwanzig Stunden alles erfahren, was in der ganzen Welt passirte, und das berichteten sie dem Könige. Der Teufel aber ließ alle Jahre einen davon herunter fallen und nahm ihn zum Zolle. Den letzten davon ließ er auf den Petersberg bei Erfurt fallen, der hieß zuvor „Bersberg". Der König war bekümmert wo doch der letzte hingekommen wäre, und da ers erfuhr, daß es ein schöner Berg sei, ließ er eine Capelle bauen und nannte sie Corporis Christi; setzte auch einen Einsiedler hinein. Es war aber lauter schiffreiches Waßer da und nichts angebaut. An der Capelle hing eine Laterne, nach der sich die Leute richteten. Endlich wurde das Waßer an der Sachsenburg abgestochen. Die Laterne liegt unten in der Capelle, die hat ein doppeltes Gewölbe.

310.

Die Grabsteine ohne Köpfe.

Falkenstein thür. Chronik I, 218 f.

Auf dem Petersberge bei Erfurt liegen ein Bruder und eine Schwester begraben und sind auf dem etwas erhabenen Leichensteine abgebildet. Die Schwester war so schön, daß ihr Bruder, der eine Zeit lang in der Fremde gewesen war, sich nach seiner Heimkehr in sie verliebte und mit ihr sündigte. Der Teufel riß alsbald beiden die Köpfe herunter. Auf dem Leichensteine waren ihre Bildniße ausgehauen, aber die Köpfe sind auch hier von den Leibern weggekommen und nur der Stachel war übrig geblieben, an dem sie befestigt waren. Man setzte andere Köpfe von Messing darauf, aber auch diese kamen weg und wenn man mit Kreide Köpfe darauf malte, so war am andern Morgen alles ausgelöscht. Auf den Leibern blieben keine Köpfe.

311.

Kinder tanzen von Erfurt nach Arnstadt.

Joh. Rothe dür. Chron. S. 397.
Nicolai de Siegen chron. eccl. p. 355.
Hogel's Chronik von Erfurt. Mspt. S. 139.
Binhard thür. Chronica I, 180.
Falkenstein Histor. von Erfurt S. 84.

Im Jahre 1237 versammelten sich zu Erfurt mehr denn tausend Kinder, zogen über die Waget, richteten einen Tanz und Spiel an, bis sie gen Arnstadt kamen. Da blieben sie über Nacht und es war ein groß Wunder, daß sie auf dem ganzen Wege keinem Menschen begegnet waren.

Die Eltern suchten ihre Kinder und es war viel Jammer und Noth, bis sie erfuhren, daß sie zu Arnstadt angekommen waren. Da richteten sie Karren und Wagen zu — denn viele dieser Kinder waren sehr klein und es war zu verwundern, wie sie haben fortkommen können — und ließen sie wieder heim holen. Man konnte aber von Niemand erfahren, wodurch es geschehen war oder wer die Kinder geführt hätte. Das begab sich am 15. Juli am Tage der Apostel Theilung.

312.

Die Kirche zum heil. Brunnen.

Hogel's Chronik. Mspt. S. 150 ff.
Falkenstein Historie von Erfurt. S. 89 f.

Es begab sich im Jahre 1250, daß eines Sonntags ein Barfüßer Mönch von Eisenach nach Erfurt gelaufen kam und berichtete, es wäre unlängst ein fremder Mann nach Eisenach gekommen und hätte, als er krank gewesen, unter andern Sünden auch gebeichtet, daß er im vorigen Jahre am heiligen Abende vor Mariä Verkündigung des Nachts die St. Martinskirche intra zu Erfurt erbrochen, das Sacramentshäuslein geöffnet und die silberne Monstranz mit neun Hostien gestohlen habe. Damit sei er auf den Roßmarkt gelaufen und habe die Hostien aus der Monstranz in die nächste schlammige Grube geworfen. Weil nun diese Hostien, meinte der Mönch, gewiß schon consecrirt gewesen und in den Leib des Herrn verwandelt, er es aber für ein Greul halte, daß dieselben in einer Pfütze liegen sollten, so habe er dieses den Geistlichen berichten wollen, sie möchten nun am angezeigten Orte den Leib des Herrn suchen und an eine geweihte Stätte bringen. Man lief hin, fand die Hostien und wie man

erzählt, soll die Pfütze allenthalben gefroren gewesen sein außer an der Stelle, wo die Hostien lagen in dem Corporal trocken noch eingewickelt, wie sie der Dieb hingeworfen hatte. Auch kam ein Caplan herbei und sagte, er hätte manche ganze Nacht gesehen, daß es daselbst so licht und helle gewesen wäre.

Dieses Gerücht kam auch vor den Erzbischof Christian II. von Mainz, der damals zu Erfurt war. Dieser nahm die Sache so zu Herzen, daß er eilends eine große Litanei und Prozession anstellte, selber mit Singen und Beten auf den Roßmarkt ging samt der ganzen Clerisei, seinen Herrgott mit tiefer Ehrfurcht aus der kalten Pfütze, darin er leider gefallen war, aufhub und mit dem Corporal auf den Dom trug. Dort that er eine Predigt zum versammelten Volk und ermahnte, man sollte zum Gedächtniß solches Wunderwerks auf der Gruben eine Kirche hinsetzen und jährlich diesen Tag der Erfindung des heil. Leichnams Christi feierlich begehen. Solches geschah. Es fand sich ein Bürger, Namens Ulrich Vierling, der an jenem Orte auf dem Roßmarkte zur Mittagsseite an der Pfütze eine Kirche, zum heiligen Brunnen genannt, hinsetzen ließ. Auch eine Pfründe für einen Messpriester ward darin gestiftet und noch anno 1479 ist ein Collegiat in der Himmelspforte Domherr zum heil. Brunnen gewesen.

Man findet diese Historie im Dom und etlichen andern Kirchen abgemalt; dazu hat man folgende alte Reime:

Man schreibt tausend und zweihundert Jahr
Und neun und vierzig, das ist wahr,
Da dies Sacrament gestohlen ist,
Ueber fünf Monden es geschah,
Daß ein Dieb kam gen Eisenach,
In seiner Beicht hats offenbahrt,
Daß dies Sacrament funden ward.
Hie funden sie den wahren Gott
In der Gestalt der Himmel Brodt.
Aus Freuden sprachen sie alle süß
Nunc venite, adoremus
Ihn Gott Vater, Bischof zu Mayntz
Erhoben hat dies Sacrament
In neun Particuln aus dem Born
Da sonst alle Waßer warn gefrorn.

313.

Das Schloß Dienstberg bei Erfurt.

Falkenstein Historie von Erfurt S. 184 f.

Vor Zeiten hielten die Bürger in Erfurt ihren Walperzug und durften dabei im mainzischen Gehölze, die Wagweide genannt, vier Eichen fällen, den vier Rathsherrn zu Ehren. Die Ursache des Zugs soll diese gewesen sein.

Es lag auf der Kuhweide ein festes Schloß, darin sich Räuber aufhielten. Nun war ein Fleischhauer aus der Stadt verwiesen. Der kam im Felde zu ihnen und sie nahmen ihn als Koch mit sich in das Schloß, dazu sie durch verborgene Wege unter der Erde kamen. Nach einer Zeit waren die Räuber ihrer Gewohnheit nach auf weißen Pferden ausgeritten und hatten den Schlüßel einer alten Frau anvertraut. Da bat der Koch die Frau, daß sie ihn nur auf eine kleine Zeit wolle ausgehen laßen, und nachdem er dieses erlangt hatte, lief er in Eile der Stadt zu, verlangte, daß vom Rathe Jemand zu ihm herausgeschickt werden möchte, dem er eine große Heimlichkeit offenbaren wollte. Als nun Einige zu ihm kamen, so versprach er ihnen das Schloß ohne Mühe in die Hände zu liefern, wenn sie ihn als einen ehrlichen Bürger wieder aufnehmen wollten. Man gab ihm dieses Versprechen und er sagte ihnen weiter, daß sie auf eine gewiße Stunde, die er ihnen schon offenbaren wollte, wenn die Räuber auf Beute ausgeritten wären, auf weißen Pferden vor das Schloß kommen sollten, damit die andern gedenken möchten, ihre Kameraden kämen wieder zurück; da wollte er sich des Schlüßels bemächtigen und ihnen das Thor aufmachen. Dieses ging nun alles richtig an und die Räuber, welche im Schloße waren, wurden gefangen genommen. Des folgenden Tages kamen die weggerittenen auch wieder und weil sie von dem, was geschehen war, nichts wußten, ritten sie ganz unbesorgt zum Schloße hinein, wurden alsbald festgenommen und ihnen nachgehends ihr Recht gethan. Das Schloß aber wurde gänzlich zerstört.

In einer andern Chronik wird die Sache so beschrieben. Da die Edelleute Friede hielten, ehe sie die Leute beraubten, gingen die Bürger auf die Wagweide ins Schloß Dienstberg zum Biere, wie jetzt nach Daberstädt. Als aber die Edelleute zu Räubern wurden, kam Kaiser Rudolf nach Erfurt und ritt hinaus nach Dienstberg. Da wurde durch

die Erfurter alles zerschlagen und das Schloß zerstört. Die Edelfrau hatte zwei junge Söhne, die behing sie mit allem ihren Geschmeide, kam heraus und that dem Kaiser einen Fußfall und bat um der Kinder Leben, welches sie auch erhielten und auf Pferden nach Erfurt gebracht wurden.

Beim Walperzuge nun, den man zum Gedächtniß „Jüfel“ gehalten hat, pflegte man auch zwei Knaben mit güldenen Ketten und Geschmeide auszuputzen und zu Pferde mit in die Stadt einzuführen.

Wiewohl nun die Wagweide oder Wagede dem Erzstifte Mainz gehörte, so verdienten die Bürger mit diesem Zuge in das mainzische Gehölze nicht allein keine Ungnade, sondern auch eine solche Freiheit, daß sie von der Zeit an alle Jahre den letzten April des Abends einen Haufen Träger und Zimmerleute auf die Wagede durften gehen laßen, welche vier Eichbäume umhieben und des Nachts über Wache hielten, bis den Tag darauf am 1. Mai etliche Compagnien Bürger und Bauern wie in einem Heerzuge zu Roß und Fuß mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in den genannten Wald zogen, sich dort ein paar Stunden lagerten, ihr freies Waffenrecht ausübten und dann mit grünen Büschen in guter Ordnung unter dem Donner des groben Geschützes auf der Cyriaksburg und Trommelschlag und Trompetenklang sich wieder nach Hause begaben.

314.

Von einer Erfurter Hexe.

Hogel's Chronik von Erfurt. Mspt. S. 1040 f.

Zu Erfurt wohnte ums Jahr 1549 hinter dem Berge ein Pfaff, Ulrich Erkenberger, der mit einer Köchin Haus hielt, welche gern ihres Herrn Diener Anton zur Ehe haben wollte. Er aber mochte das Weibsbild nicht, darum gedachte sie sich an ihm zu rächen, daß es ihm den Kopf kosten sollte. Nun war in der Stadt eine bekannte Hexe, die hatte ein Kind von Wachs gemacht und „wöllene Stecknadeln“ gekauft, die sie hier und dort in der Stadt ausstreuen wollte zu dem Ende, daß eine jede ledige Weibsperson, die eine solche Nadel aufgehoben hätte und in ihre Haare gebracht, zur H . . . werden, eine verheirathete aber von ihrem Manne laufen sollte. Sie ward aber von einem Schneider verrathen, der ihr Vorhaben gesehen hatte.

Zu dieser Hexe, ehe sie noch einkam, ging jene Pfaffenköchin und ließ durch ihren Rath und Beistand genannten Anton, der damals in Goßlar war, in vier Stunden des Nachts auf einem Bock durch die Luft gen Erfurt fahren. Der Bock führte ihn oben zwischen den Thurmspitzen auf dem Stift Mariä so nahe hin, daß er mit seinen Füßen an einen Knauf anstieß und darauf beim Pfaff Ulrichen sanft zum finstern Kellerloche hineinfuhr. Dabei war ihm, wie wenn Himmel und Erde auf ihm liege und aus allen seinen Fingern und Zehen lief ihm das Waßer heraus wie Milch. Als er nun im Keller war, da wischte die Köchin auch hinein, sieht ihn, lauft zu ihrem Herrn hinauf und spricht: „Anton, der Bube, ist unten im Keller und hat etwa im Sinn euch heimlich zu erwürgen.“ Herr Ulrich gehet flugs hinunter, siehet ihn auch und fraget, wie er da wäre hinein kommen und was er da mache. Anton erzählt, wie es ihm ergangen und der Pfaff berichtet es geschwinde an den Rath. Sobald dieser es vernommen, ließ er den Knecht und die Magd holen samt jener Hexe, examinirte sie und ließ den Anton zwar wieder dahin ziehen, die Köchin aber und die Hexe auf einem Karren zur Stadt hinaus fahren und beide lebendig verbrennen.

315.

Die große Armbrust in Erfurt.

Hogel's Chronik von Erfurt S. 62.

Wie vormals zu Erfurt des Scharfrichters Haus mit dem Kak und einem Stocke auf dem großen Markte vor den Graden gestanden hat, so soll auch der Galgen Anfangs daselbst gewesen sein, welcher Platz erst vor der Mauer der Stadt gelegen und wie ein offen Feld gewesen ist. Es hätten aber die Bürger mit der Zeit erlangt, daß der Galgen nach Erweiterung der Stadt von dem alten Orte weggenommen und so weit hinaus ins Feld gesetzt werden durfte, als man mitten aus der Stadt mit einem Pfeile würde schießen können. Dazu habe man sich derjenigen großen Armbrust, die noch zum Gedächtniße auf dem Rathhause oben an einem Balken hänget, bedienet und den Pfeil auf dem langen Stege losgeschoßen, daß er über die Stadt hinausflog und auf dem Stollberge der Stadt gegenüber niederfiel. Daher der Galgen auf diesen Berg, wo er noch stehet, gebaut worden ist.

316.

Der eiserne Dolch am Rathhause zu Erfurt.

Thür. Vaterlandskunde. 1802. S. 782.
Falkenstein-Historie von Erfurt S. 243.

An der Ecke des Rathhauses nach den Wölfen zu siehet man einen alten eisernen Dolch befestigt, wie man ihn in alten Zeiten zu führen pflegte. Von diesem Dolche erzählen die Leute, daß mit demselben einst ein Sohn seinen Vater ermordet habe; der Sohn sei geköpft und das Mordgewehr zum schauderhaften Andenken hier aufbewahrt worden. Doch findet man die Geschichte in keiner Chronik verzeichnet, obwohl dergleichen Begebenheiten in den alten Zeitbüchern getreulicher als andere wichtige Sachen bemerkt sind. Andere meinen, der Dolch sei am Rathhause befestigt worden, um sich die Meßer darnach verfertigen zu laßen, die man vor Zeiten zu seiner Vertheidigung tragen durfte. So heißt es in den alten Zuchtbriefen der Stadt Erfurt: „Des Tages soll Niemand Waffen oder Wehr tragen, als ein Bürger und Bürgers Kinder; des Nachts aber Niemand als der Rath und seine Diener. Will einer ein Meßer tragen, so soll es nach dem Maße am Rathhause sein.“

317.

D. Faust's Gäßchen in Erfurt.

Thür. Vaterlandskunde. Erfurt 1804. S. 719.

Gegen die Mitte der Schloßgaße in Erfurt sieht man ein schmales Gäßchen durch welches kaum eine einzelne Person mit Mühe hindurch kann, weshalb es das enge oder bisweilen auch des Doctor Faust's Gäßchen genannt wird. Die Sage erzählt nämlich, D. Faust sei einst durch daßelbe mit einem zweispännigen Fuder Heu hindurch gefahren. Der Wagen habe sich in einen Strohhalm, die Ochsen in Mistkäfer verwandelt und so sei dieses Fuhrwerk leicht hindurch gekommen. Am Ausgange in der Borngaße standen Wagen und Ochsen wieder da.

318.

Von einer Vorlesung des Doctor Faust in Erfurt.

Wahrhaftige Historien des D. Johannes Faustus durch G. R. Widmann. Gedr. zu Hamburg 1599. 1. Thl. 38. Cap.
Hogel's Chronik S. 1055.

Der Doctor Faust war zu Erfurt namhaft und in einem großen Ansehn. Er pflegte, wenn er von Wittenberg dahin kam, in einem Hause zu St. Michael zu wohnen unweit dem großen Collegium, auch hatte er sich einen solchen Anhang verschafft, daß ihm erlaubt wurde sich öffentlich auf dem Lehrstuhl hören zu laßen. So hat er denn auf eine Zeit den Studenten den griechischen Poeten Homerus erklärt und dabei die vorkommenden Kriegshelden so lebendig beschrieben, daß den Studenten ein großes Verlangen ankam, dieselben in eigener Person zu sehen. Auf ihr bittlich Ansuchen bewilligt ihnen Faust, daß er in der nächsten Lection diese Helden vorstellen wolle. In dieser Vorlesung sah nun Faust, daß wegen seiner gethanen Zusage mehr Studenten als gewöhnlich zugegen waren, und er hat mitten in der Lection angefangen und gesagt: „ihr lieben Studenten, weil ihr begehrlich seid die berühmten Kriegsfürsten, deren der Poet allhier gedenkt, in der Person, wie sie damals gelebt, anzuschauen, so sollen sie euch nun begegnen.“ Darauf sind alsbald diese Helden in ihrer damals gebräuchlichen Rüstung in das Lectorium nach einander herein getreten, haben sich männlich und frisch mit ganz zornigen und grimmigen Augen umgesehen, die Köpfe geschüttelt und sind dann wieder davon gegangen. Zuletzt kam noch der gräuliche Riese Polyphemus, der an der Stirne nur ein Auge hatte, auch einen langen, zottigen, feuerrothen Bart; ein Mensch, den er eben verzehrte, hing ihm noch mit dem Schenkel aus dem Maule heraus, überhaupt war er so gräßlich anzusehen, daß allen Studenten die Haare zu Berge standen. Ueber diesen Schrecken mußte Faust nicht wenig lachen, auch ängstigte er die Studenten noch damit, daß Polyphemus nicht wieder zur Thür hinaus gehen wollte, sich vielmehr umsah mit seinem erschrecklichen Gesicht und die Hände ausbreitete, als ob er nach etlichen Zuhörern greifen und sie verschlingen wollte, dabei stieß er mit seinem gewaltigen Spieße, der wie ein Weberbaum war, gegen den Fußboden, daß das ganze Collegium erzitterte. Zuletzt aber winkte ihm Faust mit dem Finger, da trat er

hinaus und Faust beschloß seine Lection, womit die Studenten wohl zufrieden waren, denn sie hatten den Teufel im Glas gesehen, und begehrten fortan nicht wieder solche Erscheinungen von ihm.

319.

Wie Faust die verlorenen Komödien des Terenz und Plautus wieder zur Stelle schaffen will.

Hogel's Chronik von Erfurt S. 1058 f.

Auch folgende Geschichte wird vom D. Faust in Erfurt erzählt. Als bei einer Magister-Promotion im Beisein vieler Theologen, Professoren und Abgeordneten des Raths darüber gesprochen wurde, daß so viel von den Komödien des Terenz und Plautus vor Zeiten verloren gegangen sei, erbot sich D. Faust, wenn es mit Erlaubniß der Herrn Theologen und ohne seine Gefahr geschehen könne, alle diese verlornen Komödien wieder ans Licht zu bringen und auf einige Stunden vorzulegen, daß man sie in Eile durch einige Studenten könne abschreiben laßen, wenn man sie haben und ihrer nachher nützen wolle. Aber weder die Theologen noch die Rathsherren wollten auf diesen Vorschlag eingehen denn, sagten sie, der Teufel möchte in solche neu erfundene Komödien allerlei ärgerliche Sachen mit einschieben und man könnte ja auch ohne dieselben aus denen, die noch vorhanden wären, genug gut Latein lernen: So durfte der Teufelsbanner hierin kein Meisterstück sehen laßen.

320.

Faust kommt plötzlich von Prag nach Erfurt zu einem Abendeßen.

G. R. Widmann D. Joh. Faustus I, 39.
Hogel's Chronik S. 1056.

In der Schloßergaße zu Erfurt ist ein Haus, zum Enker genannt. Darin hat damals ein Stadtjunker gewohnt, bei welchem sich D. Faust die ganze Zeit über, so er in Erfurt gewesen, am meisten aufhielt. Nun trug es sich zu, daß dieser Junker auf eine Zeit, als Faust in Prag war, viel guter Freunde zum Abendeßen zu sich berief. Da waren sie nun bei

der Mahlzeit lustig und fröhlich, der Junker aber wünschte, daß Faust auch gegenwärtig wäre, sie würden dann noch fröhlicheren Muthes sein. Einer unter ihnen nahm ein Glas, streckt das mit der Hand in die Höhe und sprach: „o guter Freund Faust, wo steckst du heint, daß wir dein müßen entbehren? Wärest du da, wir wollten unsere Fröhlichkeit anders zubringen; weil es aber nicht kann sein, so will ich dir dennoch eins gebracht haben, kann es aber geschehen, so komm zu uns und säume dich nicht." Darauf hat er einen Jauchzer gethan. Indem klopft Jemand an der Hausthür stark und ein Knecht läuft an das Fenster zu schauen, wer da wäre. Da stieg D. Faust von seinem Pferd ab, hatte sein Roß beim Zügel und gab sich zu erkennen, daß er der wäre, den man gerufen hätte. Der Knecht zeigt dem Junker an, Faust stehe vor der Thür, sei von dem Pferd abgestiegen und begehre Einlaß. Der Junker spricht: „was sagst du? Bist du toll oder närrisch? Ich weiß wohl, wo Faust ist und er kann nicht unten an der Thür stehen." Es klopft nochmals; der Junker geht nun selber zum Fenster, schaut hinaus und wird Faust gewahr. Sogleich ward die Thür geöffnet und Faust von allen wohl empfangen; des Junkers Sohn nahm das Pferd, führt's in den Stall und gab ihm Futter, Faust aber setzt sich zu Tisch. Als man ihn nun fragt, wie er so bald wieder käme, antwortet er: „da ist mein Pferd gut zu; weil mich die Herrn Gäste so sehr wünschen und begehren und mich gerufen, habe ich ihnen willfahren und bei ihnen erscheinen wollen, wiewohl ich nicht zu lange bleiben darf, sondern noch vor Tage zu Prag sein muß." Also fingen sie wieder ihre fröhliche Mahlzeit an, Faust aber trieb allerlei Possen und fragte sie auch, ob sie nicht einen fremden Wein versuchen wollten, es sei gleich, ob es Reinfall, Malvasier, spanischer oder Franzwein sein solle. Und da sie lachend antworteten: „sie sind alle gut", fordert Faust einen Bohrer, macht damit in das Tischblatt vier Löcher, stopft sie mit Pfröpflein wieder zu, nimmt frische Gläser, zapft aus dem Tische die genannten Weine hinein und trinkt mit der Gesellschaft lustig fort.

Indessen kommt der Sohn des Junkers in die Stube und spricht: „Herr Doctor, wie soll ich das verstehen? Euer Pferd frißt ganz unersättlich; es hat schon etliche Scheffel Haber verschluckt, steht aber und siehet stets, wo dessen mehr sei; nun will ich aber noch einmal hingehn und ihm von neuem Futter geben, daß es satt habe und sollt ich auch etliche Malter Haber anwenden." „Laßt das bleiben," spricht Faust,

„es hat genug bekommen, es fräße euch alles Futter vom Boden, ehe es voll würde.“ Es war aber dieses Pferd sein Geist Mephistopheles.

Mit diesen und andern kurzweiligen Possen brachten sie den Abend hin bis Mitternacht. Da that das Pferd einen hellen Schrei, daß man es durch das ganze Haus hörte. „Ich muß fort,“ sagte Faust, „ich bin citirt,“ und wollte gute Nacht geben, aber sie hielten ihn auf. Faust knüpft einen Knoten an seinen Gürtel und sagt ihnen noch ein Stündlein zu, als aber das Pferd zum zweiten Mal anfing zu schreien, da wollt er wieder fort, ließ sich jedoch von der Gesellschaft abermals bewegen und blieb noch eine Stunde, beim dritten Schrei aber, den der Gaul that, ließ er sich nicht weiter aufhalten, nahm seinen Abschied und die Gäste gaben ihm das Geleit bis zur Hausthür, ließen ihm sein Pferd vorführen und Faust setzte sich darauf. Wie er nun die Schloßergaße hinauf reitet schwingt sich das Pferd mit ihm in die Luft, so daß seine Freunde ihn bald nicht mehr sehen konnten. So kam Faust noch vor Tagesanbruch gen Prag.

321.

Wie Faust seine Gäste bewirthet.

Hogel's Chronik S. 1058.

Als nach etlichen Wochen Faust von Prag nach Erfurt zurückgekehrt war, bittet er dieselben Freunde zu sich bei St. Michael zu Gaste. Als sie nun kamen, sahen sie in der Stube noch keinerlei Vorbereitung zur Bewirthung. Faust schlug aber mit einem Meßer auf den Tisch und sogleich erschien ein Diener. „Wie schnell und behende bist du?“ fragt Faust. „Wie ein Pfeil,“ antwortet der Diener. „Das ist mir zu langsam,“ sprach Faust, „du dienst mir nicht, gehe hin, wo du hergekommen bist.“ Nun schlug er wieder mit dem Meßer auf den Tisch und es kam ein zweiter Diener, „schnell wie der Wind.“ „Es ist wohl etwas beßer,“ sprach Faust, aber er entließ ihn dennoch und klopfte zum dritten Male. Da trat der dritte Diener herein, welcher schnell war, wie die Gedanken der Menschen. „Du bist der rechte, du wirst's thun,“ sagte Faust und ging mit ihm hinaus und gab ihm Befehl, was er thun sollte, dann kam er wieder herein zu den Gästen und hieß sie niedersitzen. Bald brachte der Diener selbdritte ein jeder drei gedeckte Schüßeln voll, und das geschah

viermal. So wurden also 36 Schüßeln aufgetragen mit Wildpret, Vögeln, Gemüßen, Pasteten und anderm Fleische, ohne das Obst, Confect und Kuchen. Alle Becher, Gläser und Kandeln wurden leer auf den Tisch gebracht und Faust fragte die Gäste, was ein jeder trinken wollte von Bier oder Wein, setzte darauf das Geschirr in's Fenster und nahm es bald wieder voll des Getränkes herein, das man haben wollte. Die Musik, welche ein Diener spielte, war so lieblich, daß dergleichen die Gäste noch nie gehört hatten. So waren sie lustig und guter Dinge bis an den hellen Morgen.

322.

D. Faust muß die Stadt Erfurt verlaßen.

Hogel's Chronik von Erfurt S. 1059 f.

Weil nun aber Faust der Possen so viele machte, daß Stadt und Land von ihm schwatzte und manche vom Adel auf dem Lande ihm gen Erfurt nachzogen und die Sorge überhand nahm, es möchte der Teufel die zarte Jugend und andere Einfältige verführen, daß sie auch zur schwarzen Kunst Lust bekämen, so wurde Anleitung gegeben, daß sich doch der benachbarte Barfüßermönch D. Klinge an ihm versuchen möchte, ob er ihn vom Teufel reißen und bekehren könne. Dieser kommt herbei und redet erst freundlich mit ihm, sodann hart und scharf, erklärt ihm Gottes Zorn und ewige Verdammniß, so auf solchem Wesen stünde, zuletzt aber sagt er, er wäre ein fein gelehrter Mann und könne sich mit Gott und Ehren wohl sonst ernähren, darum möchte er solche Leichtfertigkeit, dazu er sich vielleicht in seiner Jugend vom Teufel habe bereden laßen, abthun, Gott seine Sünden abbitten und also Vergebung derselben hoffen, die Gott keinem noch verschloßen hätte.

Faust antwortete: „mein lieber Herr, ich erkenne, daß ihr es gerne gut mit mir sehen möchtet, weiß auch das alles wohl, was ihr mir jetzt vorgesagt habt, ich habe mich aber so hoch verstiegen und mit meinem eigenen Blute dem Teufel verschrieben, daß ich mit Leib und Seele ihm ewig zugehören will. Wie kann ich denn nun zurück oder wie kann mir geholfen werden?“ „Das kann wohl geschehen,“ entgegnete D. Klinge,

„wenn ihr wahre Reue und Buße thut, der Zauberei und aller Gemeinschaft mit dem Teufel euch enthaltet und Niemand ärgert noch verführt; wir wollen auch in unserm Kloster für euch Messe halten, daß ihr wohl des Teufels sollt los werden.“ „Meß' hin, Meß' her,“ sprach Faust, „meine Zusage bindet mich zu hart. Ich habe Gott muthwillig verachtet, bin meineidig und treulos an ihm geworden, habe dem Teufel mehr geglaubt und getrauet als ihm, darum ich zu ihm nicht wieder kommen noch seiner Gnade, die ich verscherzet, mich trösten kann. Zudem wäre es nicht ehrlich noch mir nachzusagen rühmlich, daß ich meinem Brief und Siegel, so doch mit meinem Blute gestellet ist, widerlaufen sollte. Hat mir der Teufel redlich gehalten, was er mir zugesagt, so will ich auch wieder redlich halten, was ich ihm zugesagt und verschrieben habe.“ „Ei,“ sagte der Mönch, „so fahre immer hin, du verfluchtes Teufelskind, wenn du dir nicht willst helfen laßen und es nicht anders haben.“

Von da ging der Barfüßermönch zum Rector der Universität und zeigte es ihm an. Dieser berichtete es an den Rath und es ward Verschaffung gethan, daß Faust den Stab weiter setzen mußte. So ward Erfurt den bösen Menschen los.

323.

Faust's Luftfahrt.

Hogel's Chronik S. 1056.

Faust bediente sich seines Mantels, um auf demselben in die Lüfte zu fahren. So hat er sich mehrmals in dem Hause des Junkers in der Schlößergaße, das durch den Anker auf der steinernen Spitze des Daches noch kenntlich ist, auf den Mantel gesetzt und da die Treppen des Hauses so geschickt angebracht sind, daß sie an den Mauern hinweg gehen und in der Mitte einen Raum bis unter das Dach zulaßen, so ist dieses der Weg gewesen, den Faust bis in die obere Luft genommen hat. Daher konnte auch die Oeffnung im Dache nie zugemauert werden, sondern es fielen die Ziegeln des Nachts immer wieder herunter, die man am Tage aufgelegt hatte.

324.

Wie Faust Fische und Wein herbeischafft.

Historia von D. Johann Fausten. Gedr. zu Frankfurt a. M. durch Joh. Spies. 1587. (Scheible's Kloster 2. Bd. S. 1040.)

Faust kam einmal mit andern Reisenden in ein Wirthshaus in Thüringen und sprach mit seinen Begleitern die Wirthin in Abwesenheit des Wirths freundlich um Herberge an. Die Wirthin aber war unfreundlich und wollte die Gesellschaft nicht aufnehmen, denn sie habe nichts zu eßen und ihr Mann sei nicht zu Hause. „Liebe Wirthin," sprach Faust, „das laßt euch nicht irren, wir wollen für gut nehmen und desto enger zusammen sitzen." Die Wirthin ließ sich etwas bewegen und versprach ihnen zwar Herberge, wollte ihnen aber nichts zu eßen geben. Da sagten Einige aus der Gesellschaft: „hätten wir ein Stück oder etliche von dem Hechte, so uns heut zu Mittag übrig geblieben sind." Faust sprach: „gelüstet euch nach Hechten, so will ich sehen, was mein Koch vermag," klopfte damit ans Fenster mit einem Finger und rief: „bring, was du hast," griff bald darauf zum Fenster hinaus und brachte eine große Schüßel voll abgesottener Hechte sammt einer großen Kanne mit gutem rheinischen Wein. Da waren sie alle fröhlich, weil es so gut ging, und obwohl sie sich etwas entsetzten, ließen sie sich doch leicht überreden, aßen und zechten und lebten wohl.

325.

Faust frißt einem Bauer ein Fuder Heu mit Wagen und Pferden.

Historia von D. Joh. Fausten. Frankf. 1587. S. 1032.

Auch nach Gotha kam Faust, wo er zu thun hatte. Nach dem Nachteßen ging er mit einigen Bekannten vor das Thor um den Graben spazieren. Da begegnet der Gesellschaft ein Wagen mit Heu, Faust aber ging in den Fahrweg, daß ihn der Bauer nothgedrungen ansprechen mußte, er möchte ihm ausweichen und sich neben dem Fahrweg halten. Faust, der wohl bezecht war, antwortet ihm: „nun will ich sehen, ob ich dir oder du mir weichen mußt. Hast du nicht gehört, daß einem vollen

Manne ein Heuwagen ausweichen soll?“ Der Bauer ward darüber erzürnt und gab Faust viel trotzige Worte, dieser aber entgegnete: „Bauer, mach' nicht viel Umstände oder ich freß dir den Wagen, das Heu und die Pferde.“ „Ei, meinetwegen,“ sprach der Bauer. Faust verblendete ihn hierauf nicht anders, als daß der Bauer meinte, jener habe ein Maul so groß als ein Zuber und fresse und verschlinge zuerst die Pferde, darnach das Heu und den Wagen. Erschrocken lief er zum Bürgermeister und berichtete ihm mit der Wahrheit, wie alles ergangen wäre. Der Bürgermeister ging mit ihm diese Geschichte zu besehen und als sie vor's Thor kamen, fanden sie des Bauern Roß und Wagen im Geschirr stehen, wie zuvor. Faust hatte den Bauer nur geblendet.

326.

Faust macht einem Wirthe einen Poltergeist in sein Haus.

G. R. Widmann's Historie von Faust. Hamburg 1599. 2 Thl. Cap. 4.

Zu einer andern Zeit geschah es, daß Faust in einem Wirthshaus in Gotha über 14 Tage wohnte und sich's darin in aller Weise wohl sein ließ. Man hielt ihn auch stattlich und ehrlich, denn da war immer frisch Geld, und der Wirth, dem das gar wohl gefiel, trug ihm nicht allein zu eßen und zu trinken auf, sondern bestellte ihm auch viel Saitenspieler. Zuletzt aber sollte die Sache noch einen bösen Ausgang gewinnen. Faust war nämlich mit der Frau des Wirths gar vertraut geworden, was der Hausknecht zeitlich wahrnahm und seinem Herrn, der eines Sonntags früher als gewöhnlich aus der Kirche kam, anzeigte. Sogleich überlief der Wirth seinen Gast mit Stangen und Spießen, ehe sich's dieser versah, und machte so dem bösen Handel ein Ende. Diese Schmach konnte Faust nicht vergeßen und er gedachte sich deshalb zu rächen. Als im Herbste der Wirth Most und Wein in den Keller brachte und der Hausknecht oft hinab gehen mußte, so verlöscht ihm allewege das Licht und man konnte weder mit Fackeln noch Laternen in den Keller kommen, da sie immer ausgeblasen wurden, dazu hörte man noch die ganze Nacht in dem Keller ein solches Poltern mit Küfermeisterschlägeln, daß es nicht allein den Leuten im Hause ein großer Jammer war, sondern auch die Nachbarn über den Lärm sich bitter beklagten. Und so geschah es, daß der Wirth von

seiner Wirthschaft ablaßen und sie aufgeben mußte, und es geht auch die Sage, daß bis auf den heutigen Tag Niemand in diesem Hause wohnen noch weniger in den Keller kommen könne.

327.

St. Johannisblüthe macht fest.

Joh. Staricius neu vermehrter Heldenschatz. Gedr. im J. 1690. S. 94.

Im Jahre 1601 ward in Erfurt ein Bürger mit dem Schwert hingerichtet. Als er niederknien sollte, sprach der Scharfrichter zu ihm: „ich höre, du seiest fest, darum rath ich dir, mache dir und mir keine weitere Mühe und Ungelegenheit.“ Der arme Sünder antwortet: „ja es ist wahr; siehe, allhier steckts unter meinem rechten Arme, nimm es hin!“ Da nahm er es und sagte nachher, es wäre gedorret St. Johannisblüthe.

Es ist ein Wunderding mit dieser Blüthe, man suche sie wenn man will, so wird sie gar nicht gefunden als Mittags zwischen 11 und 12 Uhr.

328.

Zauberkräuter kochen.

Bräuner's Curiositäten S. 58 ff.
Grimm deutsche Sagen I, Nr. 119. S. 182.

Im Jahre 1672 hat sich zu Erfurt begeben, daß die Magd eines Schreiners und ein Färbergesell, die in einem Hause gedient, einen Liebeshandel mit einander angefangen, welcher in Leichtfertigkeit einige Zeit gedauert. Hernach ward der Gesell dessen überdrüßig, wanderte weiter und ging in Langensalza bei einem Meister in Arbeit. Die Magd aber konnte die Liebesgedanken nicht los werden und wollte ihren Buhlen durchaus wieder haben. Am heiligen Pfingsttage, da alle Hausgenoßen, der Lehrjunge ausgenommen, in der Kirche waren, that sie gewisse Kräuter in einen Topf, setzte ihn zum Feuer und sobald solche zum Sieden kamen, hat auch ihr Buhle zugegen sein müßen.

Nun trug sich zu, daß als der Topf beim Feuer stand und brodelte, der Lehrjunge, unwißend was darin ist, ihn näher zur Gluth rückt und

seine Pfanne mit Leim an dessen Stelle setzt. Sobald jener Topf mit den Kräutern näher zu der Feuerhitze gekommen, hat sich etlichemal darin eine Stimme vernehmen laßen und gesprochen: „komm, komm, Hansel, komm! komm, komm, Hansel, komm!“ Indem aber der Bube seinen Leim umrührt, fällt es hinter ihm nieder wie ein Sack und als er sich umschaut, sieht er einen jungen Kerl daliegen, der nichts als ein Hemd am Leibe hat, worüber er ein jämmerlich Geschrei anhebt. Die Magd kam gelaufen, auch andere im Haus wohnende Leute, zu sehen, warum der Bube so heftig geschrien, und fanden den guten Gesellen als einen aus tiefem Schlaf erwachten Menschen also im Hemde liegen. Indessen ermunterte er sich etwas und erzählte auf Befragen, es wäre ein großes schwarzes Thier, ganz zottigt wie ein Bock gestaltet, zu ihm vor sein Bett gekommen und habe ihn also geängstigt, daß es ihn alsbald auf seine Hörner gefaßt und zum großen Fenster mit ihm hinausgefahren. Wie ihm weiter geschehen, wiße er nicht, auch habe er nichts sonderliches empfunden, nun aber befinde er sich so weit weg, denn gegen acht Uhr habe er noch zu Langensalza im Bette gelegen und jetzt wäre es zu Erfurt kaum halber neun. Er könne nicht anders glauben, als daß die Catharine, seine vorige Liebste, dieses zu Wege gebracht, indem sie bei seiner Abreise zu ihm gesprochen, wenn er nicht bald wieder zu ihr käme, wollte sie ihn auf dem Bock holen laßen. Die Magd hat, nachdem man ihr gedroht, sie als eine Hexe der Obrigkeit zu überantworten, angefangen herzlich zu weinen und gestanden, daß ein altes Weib, dessen Namen sie auch nannte, sie dazu überredet und ihr Kräuter gegeben mit der Unterweisung: wenn sie die sachte würde kochen laßen, müße ihr Buhle erscheinen, er sei auch so weit er immer wolle.

329.

Das stille Kind bei Erfurt.

Falkenstein's Historie von Erfurt S. 1037.

Im Frühjahr des Jahres 1677 ließ sich in der Umgegend von Erfurt ein kleines Mädchen sehen, welches etwa zehn Jahre alt war. Im Gesichte war es ganz blaß, hatte ein weißes Kleid an und seine Haare waren in Zöpfe geflochten. Es ging meist durch die Alacher und

Bindersleber Felder, redete mit sich selbst, aber Niemand konnte seine Worte verstehen. In der Hand trug es ein braunrothes Stäbchen und schlug, während es durch die Getreidefelder oder über die Wiesen wandelte, damit die Blumen ab, daß man solche aller Orten umherliegen sah. Wollte diesem Mädchen Jemand nach oder entgegen gehen, so überkam ihn ein gewaltiges Grauen, so daß er von seinem Gange ablaßen und zurückweichen mußte. Ein Flurschütz hatte das Kind einmal geschlagen, weil es mitten durch die Saaten gelaufen war; seitdem sah er das Kind fort und fort mit Grauen und sprach irre und verwirrt.

330.

Geheimnißvoller Trost.

Schriftl. von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein sehr reicher Mann in Erfurt heirathete eine Lustdirne. Beide liebten sich sehr, erhielten aber keine Kinder. Das Weib starb und der Mann war untröstlich. Da kam ein Mann in der Nacht an sein Lager und sprach: „weine nicht mehr, erhebe dich und komme dein Weib zu sehen.“ Der Mann folgte und ward durch unbekannte Gänge endlich in einen schönen erleuchteten Saal geführt. Da lag das Weib im Sarge sehr schön geschmückt. Der Mann betrachtete seine Frau mit stiller Wehmuth und bemerkte acht Mäuslein auf ihr herumlaufend. Darauf frug er den Führer, was das sei; dieser antwortete, es wären acht Kinder, deren Geburt sie durch ihren Wandel verhindert hätte; die müßten sie nun benagen. Die Frau richtete sich nun auf und reichte ihrem Manne die Hand, sogleich aber gab ihm der Führer einen Stab und bedeutete ihn diesen hin zu reichen. Er that es und wo die Frau angefaßt hatte, war der Stab verkohlt.

331.

Der Schatz im Hause zur Georgenbursche in Erfurt.

Hartung's Häuser-Chronik der Stadt Erfurt. Erf. 1861. S. 157 ff.

Ein sehr altes, vielleicht eins der ältesten Gebäude der Stadt Erfurt ist eine Scheuer auf der Lehmannsbrücke, an dem Hunderte von

Menschen täglich vorübergehen, ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Die einfache Mauerwand, deren außerordentliche Stärke vielleicht nur wenigen Leuten bekannt ist, und das große Scheuerthor, zu welchem die vormalige kleine Spitzbogenthür erweitert worden ist, mögen wohl Schuld sein, daß das Gebäude so ganz unbeachtet ist. Zur Zeit der Gründung der Universität wurde es als Bursa benutzt, hieß „Georgen-Bursche“ und gehörte der Universität; in noch früherer Zeit war es die Grenze des Judenquartiers und hieß wahrscheinlich „zum Jüdenzoll.“

Der Vater des gegenwärtigen Besitzers hat erzählt, daß in einer kleinen Nische in der nordöstlichen Mauer ein Schatz in einer Büchse sich befunden habe. Als Knabe, sagte der Mann, habe ich dieses mit Steinen leicht verwahrte Loch in der Wand entdeckt und nach Hinwegräumung der Steine eine Büchse stehen sehen. In demselben Augenblicke aber, als ich darnach greifen will, werde ich bei meinem Namen ängstlich gerufen, springe herunter, laufe ins Wohnhaus und frage meine Eltern, warum sie mich gerufen. Diese versichern, daß sie davon nichts wüßten und ich gehe zu meinem Fundorte zurück, inzwischen war aber die Büchse völlig verschwunden.

Auch der jetzige Besitzer behauptet, daß noch Geld in der alten Mauer stecken müße, denn seine Mutter habe einst in einer Nacht an einem Orte in der Stube eine glühende Kohle gesehen, die offenbar auf einen verborgenen Schatz deute.

332.

Sagen von Möbisburg.

Thuringia. 1842. S. 67 ff.

1.

Am nördlichen Ende des Dorfes Möbisburg erhebt sich eine rundemäßige Anhöhe, theils von der Natur, theils von Menschenhänden so gebildet und geschaffen. Oben, wo jetzt die Kirche und der Gottesacker liegt, stand vor alten Zeiten eine Burg, daher den Hügel noch heute das

Volk den Burgberg nennt. Auf dieser Burg, erzählt die Sage, wohnte in uralten Zeiten ein mächtiger Fürst, dem das ganze Land weit und breit umher gehörte. Aber er haßte den Frieden, führte das ganze Jahr Krieg und je mehr er Feinde hatte, desto lieber war es ihm. Lange war er glücklich in diesen Kriegen, zuletzt aber zogen der Feinde zu viele gegen ihn, schlugen ihn überall aus dem Felde und belagerten endlich seine Burg. Der Burgberg ragte damals aus einem See empor, der das ganze Thal bedeckte und erst später durch Mönche abgeleitet worden ist. Der belagerte Fürst hielt sich sicher vor den Feinden auf seiner Burg im See, aber der Hunger zwang ihn endlich die Burg den Feinden zu übergeben. Die Feinde wollten Niemand freien Abzug gestatten, nur die Fürstin sollte frei abziehen mit soviel ihrer Habe, als sie zu tragen vermöchte, doch sollte dabei nichts Lebendiges sein. Da versteckte sie ihren Gemahl in eine Lade und trug die Last zur Burg hinaus, über die Brücke und durch die Feinde hindurch. Noch war sie in der Nähe der letzten Kriegsknechte, als der Fürst an den Deckel der Lade klopfte und ihr zurief: „mach auf, mir fehlt es an Luft.“ „Ich darf noch nicht,“ flüsterte die brave Frau zurück, „die Feinde sind noch ganz nahe.“ Abermals nach einer Weile pochte der Fürst an die Lade, und abermals erwiederte sie: „ich darf noch nicht, die Feinde schauen uns nach; harre noch ein Weilchen, bald sind wir im Walde.“ Endlich schirmt sie der dichte Wald, da setzt sie Gott dankend die schwere Last ab, öffnet die Lade und findet ihren Gemahl todt in derselben. Jammernd hebt die Fürstin die Lade noch einmal auf ihre Schultern, um der Leiche ein ehrliches Grab zu verschaffen. Als sie nach Riechheim kam und die Bauern, denen sie früher Gutes gethan, um eine kurze Rast und ein Grab für ihren Gatten bat, erlauben ihr diese nicht einmal nieder zu sitzen, sondern jagen sie fort über die Grenze. Schweigend und bitter weinend geht die Fürstin weiter mit ihrer Bürde. Im Walde ruht sie die Nacht unter einer Eiche, die man noch lange gezeigt hat, und dann kommt sie nach Osthausen. Die Osthäuser Bauern nehmen die arme Frau gutherzig auf, begraben ihren Gemahl in geweihter Erde und helfen ihr weiter nach Osten fort. Wo sie geblieben, darüber ist alle Kunde verschollen, aber zum Danke hat sie den Osthäusern und den Bauern der andern Dörfer, die ihr Obdach und Hilfe gewährt, Waldungen geschenkt auf ewige Zeiten. So ist es gekommen, daß Osthausen und die meisten Dörfer von da nach Tannroda und Kranichfeld hin Gemeindewaldung bis auf den heu=

tigen Tag haben, nur Riechheim nicht, obgleich es fast im Holze liegt.

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es Brauch, daß die erwachsenen männlichen Einwohner jener Dörfer alljährlich an einem bestimmten Tage gemeinschaftlich auf einen nahen Berg, der Königsstuhl genannt, zogen, um das Andenken an ihre frühere Gemeinschaft zu erneuern.

2.

Auf der „Burg" und selbst in der Kirche, weil sie auf den Fundamenten eines alten Fürstenschloßes steht, ist es von jeher nicht ganz geheuer gewesen. Wenn zuweilen Leute, die sich verspätet, in der Mitternacht vorüber gehen, orgelt es in der Kirche. Das ist kein gutes Zeichen, denn wer es hört, muß bald sterben.

Zwei Männer, die an den Birnbäumen auf der Burg, wo der Thurm des Schloßes gewesen ist, sich Nachts auf den Anstand postirt hatten, haben ein weißes Schaf von ungeheurer Größe langsam die Runde innerhalb der alten Burgmauer machen sehen.

3.

Der Schulmeister in Möbisburg ging einmal noch in dunkler Nacht in die Kirche zum Frühläuten. Da lag ein feuriger Hund vor dem Altare. Darüber erschrack der Schulmeister so heftig, daß er den dritten Tag darauf starb. Nach seinem Tode mußten nun zunächst die jungen Burschen der Reihe nach, jedesmal zwei, zur Frühkirche läuten. Da geschah es, daß einmal zwei gute Freunde zusammen auf den Thurm stiegen. Der eine hatte den andern in der Nacht abgerufen, in der Meinung, daß es bald fünf Uhr sei. Als sie den Thurm erstiegen haben, schlägt es aber erst zwölf, zugleich hören sie auch ein Geräusch auf dem Gottesacker. Zur Thurmluke hinausschauend erblicken sie im Mondschein einen Fremden, der hastig über die Gräber läuft, auf einem Grabe niederkniet, es aufscharrt, den Todten entkleidet, auf die Achsel wirft und mit ihm von dannen rennt. „Was gilts," spricht der eine Bursche zu dem andern, „ich hole mir das Leichentuch da unten." Der andere sucht

ihn davon abzubringen so gut er kann, aber der verwegene Bursche hört nicht, holt das Leichentuch und kommt damit auf den Thurm zurück. Nach einer Weile kommt der Fremde mit dem Todten auf der Achsel wieder zurück, wirft ihn hin und vermißt, als er ihn wieder ankleiden will, das Leichentuch. Sogleich ruft er zum Thurmloche hinauf, an dem die erschrockenen Burschen stehen: „gib das Leichentuch zurück!" Weil aber der Bursche nicht Folge leistet, so sehr ihn auch sein Freund bittet, so reißt jener Fremde sofort die Thurmthür auf und stürmt die Treppe hinauf. In ihrer Angst kriechen die beiden Burschen unter die Glocke, weil man unter Glocken vor Gespenstern und allem Bösen sicher ist. Der Fremde rennt und tobt um die Glocke herum, doch ohne sie anzurühren. Weil aber ein kleiner Zipfel des Leichentuchs hervorsah, erfaßt er es und trabt mit ihm die Stufen hinab. In dem Augenblicke aber, als er unten den Todten erfaßt um ihn zu bekleiden, schlägt die Thurmuhr eins. Da sahen die Burschen am Thurmloche, wie er Leiche und Leichentuch hinwirft und gleich dem Sturmwinde entflieht. Am andern Morgen fand man die Leiche auf dem Gesichte liegen und über dieselbe das Leichentuch gebreitet.

4.

Ein junges Mädchen aus Bischleben war einst Disteln zu suchen auf die Burg gegangen. Da glänzt ihr plötzlich eine wunderschöne Blume entgegen, wie sie noch nie eine gesehen hatte. Sie pflückt die Blume und in demselben Augenblicke sieht sie ein offenes Thor, das in den Berg führt. Schüchtern geht sie einige Schritte hinein. Da starrte alles von Gold und Silber und am Eingange stand ein großer, glänzender Wagen. Wenn das Mädchen zugegriffen hätte, so wäre alles ihr gewesen, aber so war sie zu furchtsam und nahm nur den Radnagel von dem einen Rade des Wagens. Darüber war ihr die Blume aus der Hand gefallen. Im Augenblicke fängt der Wagen an fort zu rollen. Das Mädchen flieht schnell zurück und als sie eben den Ausgang erreicht hat, schlägt das Thor mit heftigem Krachen hinter ihr zu. Sie läuft nun ins Dorf und erzählt, was ihr begegnet ist. Da machte sich die ganze Gemeinde auf, aber Niemand konnte das Thor wiederfinden.

5.

Ein Bauer aus Möbisburg hatte noch eines Abends spät auf seinem kleinen Ackerstücke auf der Burg mit der Hacke gearbeitet; es war schon um Mitternacht, als er heimging. Beim Herabgehen wirft er noch einen Blick auf den Kirchhof. Da steht oben eine große Mulde voll Thaler und daneben eine wilde Sau. Der Bauer wußte wohl, daß ein Schatz nicht verschwinden kann, wenn man etwas darauf wirft. Er schwang also seine Hacke und warf sie auf die Mulde, dann ging er ruhig heim. Der Wurf mußte aber nicht genau gewesen sein, denn als er am frühen Morgen den Platz wieder betrat, lag neben seiner Hacke nur ein einziger großer alter Thaler von dem feinsten Silber. Der Thaler soll noch lange zu sehen gewesen sein.

6.

Vor vielen Jahren hatte ein armer Mühlknappe, weil er kein Unterkommen in einer Mühle finden konnte, sich als Knecht in der Bischleber Pfarre vermiethet. Die ungewohnte Feldarbeit kam ihn zwar sauer an, aber er blieb munter und unverdroßen. Einmal sollte er eine Leede nahe unter der Burg umhacken. Erst spät Abends um eilf wurde er damit fertig. Er will nun heimgehen, da sieht er plötzlich auf der Burg zwei Männer stehen in langen Mönchskutten und aschgrauen Angesichts, zwischen beiden eine Braupfanne voll Gold. Sie winken ihm und als er unerschrocken näher tritt, sprachen beide zugleich: „nimm, es ist dir beschieden!" „Wenn ich das haben soll," antwortet der Mühlknappe, „so tragt mir's auch heim." Da heben die beiden Mönche stillschweigend die Braupfanne auf und tragen sie ihm nach bis vor die Thüre der Bischleber Pfarre. Dort setzen sie das Gold nieder, grüßen ihn noch einmal mit ernsthaftem Nicken und verschwinden. Wer war froher als der Mühlburschе, der eben noch blutarm und jetzt steinreich war. Er bauete alsbald drei Mühlen, die Möbisburger, die Bischleber und die Kühnhäuser, und war und blieb ein reicher Mann bis an seinen Tod. Nach seinem Tode haben die Söhne das Geld mit Metzen getheilt.

7.

Vor Jahren, als Soldaten in Möbisburg einquartirt waren, stand eine Schildwache nahe am Brunnen bei der alten Linde. Um Mitternacht sieht der Soldat eine weiße Frau mit langem Schleier angethan langsamen Schrittes von der Kirche die Stufen hinab an den Brunnen gehen. Dort lehnt sie sich auf den Brunnenrand, schaut lange in die Tiefe hinab, dann wendet sie sich und geht so langsam und unhörbar, wie sie gekommen, die Stufen wieder hinauf und verschwindet. Der Soldat hat nicht das Herz gehabt sie anzurufen.

333.

Der Zauberer.

Schriftl. Mittheilung von Herrn K. Aue in Weimar.

Ein alter Mann in Eichelborn hatte große Kenntniße in geheimen Künsten und heilte viele Leute. Bekannt ist folgende Erzählung.

Der Mann las Abends in einem alten Buche, als gerade ein Knabe bei ihm in der Stube war. Der Alte wurde hinausgerufen und verbot vorher dem Knaben in dem Buche zu lesen. Verbot reizt, darum übertrat es der Knabe. Kaum hatte er aber einige Worte gelesen, so hörte er ein starkes, immer stärkeres Geräusch an den Fenstern. Es war eine Schaar Raben, die mit den Schnäbeln daran pickten. Der Knabe gerieth in tödtliche Angst, da trat der Alte zornig ein, gab dem Knaben eine Ohrfeige und las schnell einige Worte in dem Buche und die Raben verschwanden. Der Mann hatte jene Worte, die die Raben her beschworen, rückwärts ohne Anstoß gelesen, darum hatten sie wieder weichen müßen.

334.

Das Steinbild am Oberschloß zu Kranichfeld.

Brückner Landeskunde des Herzogthum Meiningen II, 792.
Bechstein Deutsches Museum II, 183 ff.

An der alten äußern Mauer des Oberschloßes zu Kranichfeld befinden sich verschiedene ungethüme Steinbilder, darunter auch das Bild

eines Mannes, das in gleicher Gestalt öfters an alten Bauten vorkommt.

Auf dem Oberschloße, so erzählt man, wohnten zwei Brüder, Wolfer und Lutger. Sie kamen einst in einen heftigen Streit, so daß sie von einander ziehen und ihre Güter theilen wollten. Und das geschah. Sie waren mit der Theilung fertig, da sprach Lutger, der jüngere Bruder, welcher die Burg verlaßen sollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkranichfeld liegt: „dorthin will ich meine Burg bauen.“ Darüber lachte Wolfer und entgegnete: „wenn dieser Bau zu Stande kommt, will ich thun, was noch Keiner gethan hat und Keiner thun wird.“ „Es gilt,“ sprach Lutger, „ein Ritter hält sein Wort.“

Die Burg wurde zu Wolfers Schrecken vollendet und der Bruder war grausam genug auf der Erfüllung jener Zusage zu bestehen, obwohl er wußte, daß es Wolfer damit ans Leben ging, aber er kam dadurch zugleich in den Besitz der Oberburg und des dazu gehörigen Landes. Auch ließ er seinen Bruder in gezwungenster Stellung an einem Erker des Oberschloßes in Stein hauen und dieses Bild zeigt man noch heute als des Schloßes Wahrzeichen.

Man erzählt aber noch eine andere Sage von dem unanständigen Bilde an der Schloßecke in Oberkranichfeld.

Einst war das Schloß heftig belagert. Der Kommandant wurde zur Uebergabe aufgefordert, vermaß sich aber hoch und theuer, ehe er das Schloß übergebe, wolle er jenes thun. Allein trotz seiner tapfern Gegenwehr und schweren Verheißung wurde das Schloß doch eingenommen und die Feinde waren so grausam vom Kommandanten die Erfüllung seines Wortes zu verlangen. Da diese ihm aber unmöglich war, so schlugen sie ihm das Rückgrat entzwei und zwangen ihn in die unnatürliche Stellung, in der er elendiglich starb. Das Steinbild verewigt die unbedachte Verheißung und der Feinde Grausamkeit.

335.

Der Schatz bei Gotha.

Mone Anzeiger VI, 394.

Einem Handwerksburschen in der Nähe von Gotha träumte einige Nächte hinter einander, er möge mit seinem Freunde in das nächste

Wäldchen an einen bestimmten Platz gehen, von dem Zwiesel, den er dort finde, eine Stange schneiden und sich damit in das angrenzende Wiesenthal begeben, wo ein Keßel voll Gold stehe; stillschweigend sollten sie durch die Ringe des Keßels die Stange schieben, ihn dann forttragen und an das, was ihnen vorkäme, sich nicht im mindesten kehren. Der Handwerksbursche erzählte das seinem Freunde, der die folgende Nacht bei ihm blieb, damit sie, wenn jenem dasselbe nochmals träumte, sogleich zusammen fort könnten. Als nun der nämliche Traum wieder erfolgt war, brachen sie unverweilt auf, fanden richtig den Zwiesel, welchen sie abhieben, daraus eine oben und unten zugespitzte Stange machten und dann in das Wiesenthal gingen, wo sie den Keßel voll Gold stehen sahen. Schnell schoben sie durch dessen Ringe die Stange, legten niedergebückt sie auf ihre Achsel und wollten aufstehen. Da erblickten sie über sich einen Galgen, worauf ein Mann saß, der eine Kette herabraßeln ließ und rief: „welchen soll ich nehmen, den mit dem rothen oder mit dem blauen Hemd?" „Ach Gott, komm, wir gehen geschwind heim!" sagte erschrocken der eine, und augenblicklich versank der Keßel, Mann und Galgen verschwanden und nur die Ringe blieben an der Stange hängen, welche man nachmals zu Gotha in der Kirche aufbewahrt hat.

336.

Der Drache als Hase.

Von Herrn K. Aue in Weimar. Schriftlich.

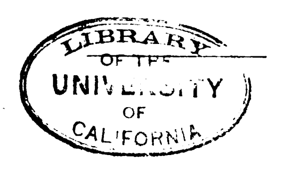
In Schwabhausen zwischen Gotha und Ordruf hatte eine Familie den Drachen. Als die Tochter heirathete, sollte der Schwiegersohn den Drachen übernehmen, denn wer ihn behält bis ans Ende der ist ewig verloren. Das wußte aber auch der Schwiegersohn und weigerte sich und da er die List des Schwiegervaters fürchtete, zog er in ein anderes Haus. Kurz darauf kam oft ein Hase in den Kuhstall und verschwand dann, aber überall fand man in den Ecken des Hauses Brod und Käse. Die Leute wurden reich.

337.

Tut-Ursel.

Otmar Volkssagen S. 241 ff.
Grimm deutsche Sagen Nr. 311.

In einem fernen Kloster zu Thüringen lebte vor Zeiten eine Nonne, Ursel geheißen, die störte mit ihrem heulenden Gesang noch bei Lebzeiten den Chor; daher nannte man sie Tut-Ursel. Noch ärger wurde es nach ihrem Tode, denn von elf Uhr Abends steckte sie den Kopf durch ein Loch des Kirchthurmes und tutete kläglich und alle Morgen um vier Uhr stimmte sie ungerufen in den Gesang der Schwestern. Einige Tage ertrugen sie es; den dritten Morgen aber sagte eine voll Angst leise zu ihrer Nachbarin: „das ist gewiß die Ursel!“ Da schwieg plötzlich aller Gesang, ihre Haare sträubten sich zu Berge und die Nonnen stürzten aus der Kirche, laut schreiend: „Tut-Ursel, Tut-Ursel!“ Und keine Strafe konnte eine Nonne bewegen, die Kirche wieder zu betreten, bis endlich ein berühmter Teufelsbanner aus einem Kapuzinerkloster an der Donau geholt wurde. Der bannte Tut-Ursel in Gestalt einer Ohreule in die Dumenburg auf dem Harz. Hier traf sie den Hackelnberg und fand an seinem huhu! so groß Gefallen, als er an ihrem uhu! und so ziehen sie beide zusammen auf die Luftjagd.



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.


GR167
T5W5
v.1
Witzschel
162212



